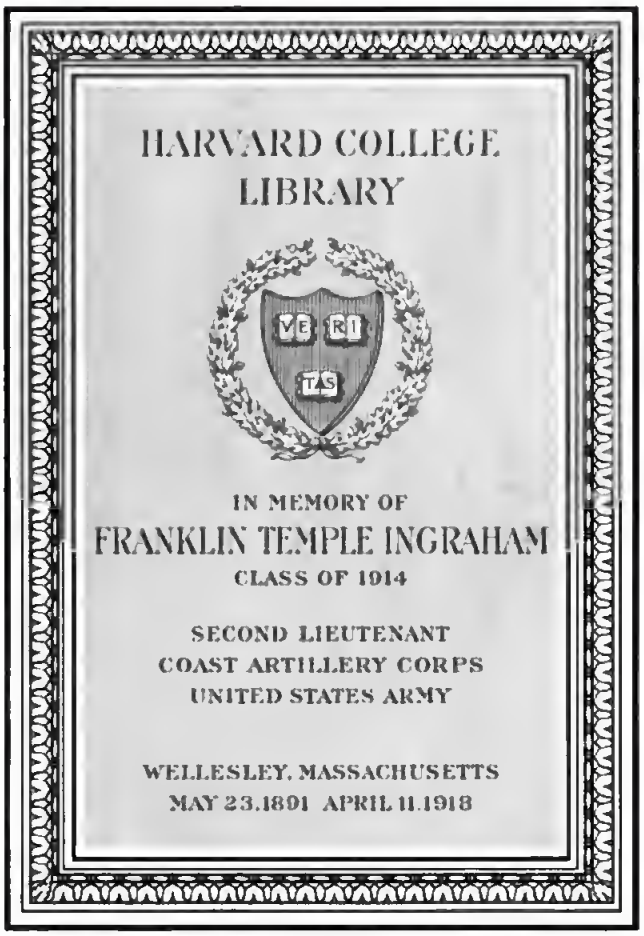
Die Heimat

Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck

Ger 45.1.30



Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

Fürstentum Lübeck.

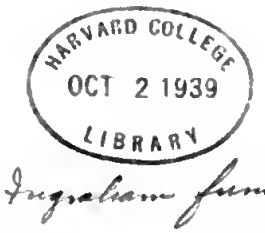
IX. Jahrgang.

Kiel, 1899.

Druck von A. F. Jensen.

Digitized by Google

Ger 45.1.30
1



Ingraham fund

Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Altertumskunde.

Bartels, A., Bohlwege 92.
Dethmann, G., Bohlwege 92.
Frahm, L., Ein Denkmal aus der vorgeschichtl. Zeit 61. — Bohlwege 63 (Anm.)

Biographieen.

*Bartels, A., Friedrich Hebbel 49.
*Konstmann, F., Melchior Hofmann und sein Aufenthalt in Schleswig-Holstein 209. 225.
*v. Osten, H. H., Hauptmann v. Delius und die Schlacht bei Friderieia 145.

Gedichte.

Andresen, K. D., Gott help! 109.
Bartels, A., Klaus Groth 114.
Brüdt, J., Beim Roland 186.
Fehrs, J., An Klas Groth to'n 24. April 1899. 93.
Jensen, W., Herbstwiederkehr 23.
Kruse, J., De Kranz 133.
Kühl, G., Der Überfall in Roeskilde 68.
Lobsien, W., Als ich wiederkam 188.
Volkslied, Die Schlacht bei Kolding 149.
Willatzen, J. P., Des Sängers Tod 150.

Geschichte.

Groth, K., Preußers erstes Debüt als Artillerist auf Fehmarn 87.
Hansen, H., Der Barrikadenkletterer von Kolding XXXI. — Der Kanonenfutter-Ritt 191. XXXVII.
Hoff, H. E., Geschichtliche Entwickelung des Herzogtums Schleswig bis zu seiner Vereinigung mit Holstein 6. 35. 57. 95. 159. 193.
Jessen, W., Die schleswig-holsteinischen Landesfarben 89.
Kolding und Frederieia 1849. 153.
v. Levetzow, F., Aus eigenen Erlebnissen während der Feldzüge 1848/50 und der Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee 1851. I. Der Kanonenfutter-Ritt der freiwilligen Kavallerie und ein merkwürdiger Spazierritt König Friedrich VII. von Dänemark 83. 102. — Der Kanonenfutter-Ritt 192. Vgl. 191. XXXVII.
*Lorentzen, F., Zum 5. April 1899. 69.
Nachrichten aus den Herzogtümern im Anfange dieses Jahrhunderts 186. 203. 219. 232.
v. Osten, H. H., Der Barrikadenkletterer von Kolding 129. XXXI. — Einige Scenen aus dem Kampfe bei Eckernförde 79. — *Hauptmann Delius und die Schlacht bei Frederieia 145.
Provinzial-Berichte. Die Schweden vor Nortorf XIX.
Voß, J. L. H., Der Kosakenwinter 67.

Jahresberichte.

Hansen, R., Jahresbericht über Landeskunde 116.
Paris, Bericht über Meteorbeobachtungen in Schleswig-Holstein 171.
Gloy, A., Die Jubiläumslitteratur über den Tag von Eckernförde XLI.

Kirchengeschichte.

*Konstmann, F., Melchior Hofmann und sein Aufenthalt in Schleswig-Holstein 209. 225.
*Voß, M., Aus dem vorreformatorischen Husum 113. 134.

Kulturgeschichte.

Callsen, J. J., Bücherinschriften 124. — Zur Geschichte des Kartoffelbaus 26. — Alte Scherze und Foppereien 125. — Straßennamen XXXIV (vgl. 208. 239). — Weinbergschnecke 91 (vgl. 112). — Was tranken und trinken wir? 124. — Kattsund und Ramsharde 239.
Doormann, J., Zur Geschichte des Schulwesens in Süderdithmarschen 207.
*Erichsen, J., Das Geschlecht der Wittorf und ihr Hof Brammer 183.
Eschenburg, H., Ausschmückung unserer Gotteshäuser bei besonderen Festlichkeiten 28. — Heimatlicher Gruß und Segenswunsch 108. — Aussteuer einer Bauerntochter zu ihrer Hochzeit in Holm vor 120 Jahren XXXV. — Volkshumor in Frage und Antwort 236.
Gloy, A., Ein Beitrag zur Rassenfrage in Holstein 217.
Hansen, H., Der Weihnachtsbaum in Schleswig-Holstein XIV. — Weihnachtsfragen XLVII.
Heinrich, C., Der Flöter von St. Margarethen 178.
Jensen, H. N., Lorenz Jensen in Viöl XXXIV.
Jugendspiel, Nutt, butt, jiepsteert 28.
Kinder, J., Das Gottesgeld 229.
Kock, Ch., Vorkommen der Weinbergschnecke 112 (vgl. 92).
Langfeldt, J., Straßennamen 208 (vgl. XXXIV. 239).
Lindemann, Vorkommen der Weinbergschnecke 152 (vgl. 92).
*Lorentzen, F., Jungmanns Ehrenpokal 92.
Lund, H., Vorkommen d. Weinbergschnecke 92.
Meyer, E. H., Gemeinschaftsgefühl 237.
Molsen, H. N., Beim Schlittenfahren 28.
Partz, Über das Hackern 28.
Provinzial-Berichte, Pest in Bargstedt XIX. — Kirchmesse in Wewelsfleth XVIII. — Störer Kringel XXII.
Schmarje, J., Unsere Grönlandfahrer 13. 41 (vgl. 48. 92).

Digitized by Google

Schnitger, C. R., Straßennamen XXXIV.
Schwarz, J., Eine Gildefeier 202.
Stickel, Wie ein Sola-Wechsel gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aussah 188.
Suck, J., Volksreime 126.
*Teege, J., Der Neujahrskuchen 23.
Volksbücher, Streng bestrafter Ungehorsam XXXIV.
*Voß, M., Aus dem vorreformatorischen Husum 113. 134.
Wagner, W., Ein Beitrag zur Rassenfrage in Holstein 217.

Landeskunde.

Ehlers, Verborgene Schätze 191.
*Greve, H., Der Meggerkoog 121.
Hansen, R, Jahresbericht für Landeskunde 116.
*Hinkelmann, A., Die Fische und sonstigen Nutztiere im Kaiser Wilhelm-Kanal 173.
*Jensen, Chr., Ein Ausflug nach Sylt 166.

Märchen.

Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. 1. Von de Katt, de gar ni wer fre'n wull 105.

Naturkunde.

*Barfod, H., Das Seemoos und die Seemoosfischerei an unserer Westküste 19. — Sammelt der Maulwurf Wintervorräte? 47. — Ein kleiner seltener Gast der Ostsee 189. — *Das Vorkommen von Pseudo-Gaylüssit im Marschboden Schleswig-Holsteins 189. 237. — Ein seltener Gast unter unsern Vögeln XXVII.
Bonde, E., Krähen und Habichte XXXVIII.
Böttcher, Lichterscheinung XXXI.
Callsen, J. J., Die Weinbergschnecke 91 (vgl. 112. 152).
Eschenburg, H., Weißer Bogen im Nebel 28.
Freese, A., Vom Hühnerhabicht XLVII.
Groth, K., Grönlandfahrer 48 (vgl. 13. 41. 92.
namen
*Hinkelmann, A., Die Fische und sonstigen Nutztiere des Kaiser Wilhelm-Kanals mit besonderer Berücksichtigung der Lebensweise des Herings 173. — Ein sehr seltener Gast in der Ostsee 239.
Kinder, J., Der Krabbenfang in Büsum 143.
Koopmann, Rebhuhn und Igel auf Sylt 239.
Kummerfeld, Ei im Ei 190.
Lange, Meteor XXXVIII.
Lorentzen, F., Ein seltener Gast in der Ostsee 152.
Molsen, Grüne Blätter im Starennest 130.
Paris, Bericht über Meteorbeobachtungen in Schleswig-Holstein 171.
Schmarje, J., Unsere Grönlandfahrer 13. 41 (vgl. 48. 92).
Theen, H., Vogelschlafstätten 131.

Plattdeutsch.

Andresen, K. D., Gott help! 109.
Börsmann, M., Sammlung der plattdeutschen Litteratur III.
Eschenburg, H., Volkshumor in Frage und Antwort 236.
Fehrs, J., An Klaus Groth 93.
Krumm, H., Die Ziele der neuplattdeutschen Bewegung 1. 29.
Kruse, J., De Kranz 133.
Lund, H., Zum 24. April 1899 XVII.
Maaß, J., De Ünneirsk'n ore de Hogustein 236.
Meyer, G. F., Wi kriegt nix. — Fett! — Hallunk! XVIII.
Miquél, F. W., Das Hochdeutsche und die Mundarten 190.
Suck, J., Volksreime. 1. Wiegenlieder 126.

Sagen.

Carstens, H., Stapelholmer Sagen 63.
Maaß, J., De Ünneirsk'n ore de Hognsteen 236.

Sammelmappe.

Das teure Zeugnis XV. — Die Schweden vor Nortorf XIX. — Pest in Bargstedt XIX. — Kirchmesse zu Wevelsfleth XVIII. — Störer Kringel XXII. — Lorenz Jensen in Viöl XXXIV. — Streng bestrafter Ungehorsam XXXIV.

Vereinsangelegenheiten.

Ehrenmitglieder: Klaus Groth XVII. XXV. — J. Mestorf XVIII. — J. Rohweder XXVI.
Generalversammlung XXI. XXVI. XXIX.
An die Leser I. XIII. XLV.
Mitglieder III. VI. X. XV. XIX. XXII. XXXIII.
Zur Nachricht III. X.
Tauschverkehr XXXIX.
Vorstand III.

Verschiedenes.

Anfragen: Jessen 48. — Bruhn XLII. — v. Fischer-Benzon XLVI.
Aufruf: Klaus Groth-Denkmal XXIII.
Briefkasten VI. X. XIII. XXIII. XXV. XXX. XXXIV. XXXIX. XLII.
Bücherschau: Bartels (Sebrandt) 109. — Bartels (K. Groth) 131. — Eckart (Rätsel) XXXV. — Carstensen, H. C. (Chronik) 224. — Hauskalender XLVI. — Jessen (5. April) XLI. — Johannsen (Sylter Lied) II. — Männer vom Morgenstern (Jahresbericht) 26. — Knuth (Blütenbiologie) XLIII. — Liliencron (Up ewig ungedeelt) XXXV. — Naumann (Vögel) 132. XXX. XLVI. — Reling u. Bohnhorst (Pflanzen) XI. — Siebs, Th. (Sylter Lustspiele) II. — Siercks (Klaus Groth) 111 (vgl. Druckfehler XXII). — Söhns, F. (Pflanzen) XXXV. — Tümpel (Geradflügler) VI. — Ulrich, C. (Bat. Reuß) XLII. — Voß u. Jessel (Fehmarn) 150.
Eingegangene Bücher VI. X. XIV. XXXI. XXXIX. XLII.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 1. Januar 1899.

Die Ziele der neuplattdeutschen Bewegung.

Rede, gehalten am 14. plattdeutschen Verbandstag, den 3. Oktober 1898, zu Kiel von Oberlehrer **Hermann Krumm.**

I.

Verehrte Festteilnehmer, plattdeutsche Männer und Frauen, insbesondere alle, die aus unserer Heimatprovinz nicht nur, sondern überallher, wo plattdeutsche Sprache und Art gepflegt wird, in unser altes Kiel gepilgert sind, um dem vierzehnten plattdeutschen Verbandstage beizuwohnen — fühlen wir nicht alle, daß die Sache, für die wir mit ganzem Herzen eintreten, in letzter Zeit einen gewaltigen, ungeahnten Aufschwung nimmt? Hoffen wir nicht alle, daß gerade diese Tage viele Stammesgenossen, die bis dahin noch gleichgültig abseits standen, aufrütteln werden, uns zu helfen in dem Kampfe für die „Moderſprak," damit wir, die Enkel, soweit an uns liegt, sühnen, was die Vorfahren aus Lässigkeit oder Unwissenheit gesündigt haben?

Wir scheinen thatsächlich an einem Marksteine der plattdeutschen Bewegung zu stehen. Bisher hatten sich Plattdeutsche im deutschen Reiche zu Vereinen nur dort zusammengeschlossen, wo sie sich unter mittel- oder oberdeutschen Lauten oder in großen Metropolen, wie namentlich in Berlin, innerlich vereinsamt fühlten. Es war ein unwiderstehliches Heimweh, das sie zu den Quellen ihres Lebens zurücktrieb, das sie die herzfrischen Klänge der heimatlichen Mundart doppelt lieben lehrte. Auch an den Grenzen des deutschen Sprachgebietes hatte das Niederdeutsche seine unverwüstliche Kraft im Kampfe gegen fremde Idiome erwiesen. Mit Genugthuung sahen wir seine stetigen Fortschritte gegenüber dem Dänentum in unserer Nordmark, mit stolzer Freude erfüllte jedes plattdeutsche Herz das mutige, erfolgreiche Ringen der Vlamen gegen das übermütige, staatlich privilegierte Welschtum. Und jenseits des Ozeans, in Nordamerika, welch ein thatkräftiges Zusammenschließen unserer plattdeutschen Brüder, welch energisches Bemühen, in und mit ihrer Sprache ihre Eigenart den Yankees und Angelsachsen gegenüber zu bewahren, in dem allmählich sich herausbildenden nordamerikanischen Gesamttypus sich, wenn nicht als Ausschlag

gebenden, so doch als selbständigen Faktor zur Geltung zu bringen! So bewährte sich überall, wo es zu kämpfen galt, der zu Angriff und Abwehr bereite, kampffrohe Sinn der Niedersachsen, und immer wieder war die Muttersprache das Banner, unter dem sie alle geeint ins Feld zogen, dem Siege entgegen.

Wie sah es unterdes in der eigentlichen Heimat der Plattdeutschen, in kernplattdeutschen Landen aus, aus denen die Bahnbrecher und rüstigen Vorkämpfer der Bewegung, unsere plattdeutschen Dichter, hervorgingen? Wenn wir die Frage ehrlich beantworten wollen, so müssen wir sagen: nicht zum allerbesten. Gewiß fanden diese Dichter auch hier einen großen Kreis begeisterter Leser und Hörer, und doch möchte man behaupten: es fehlten den Führern die Truppen. Trotz Groth und Reuter und aller der Männer, die auf ihren Spuren gingen, beharrte namentlich die große Mehrzahl der Gebildeten, obgleich sie es nicht verschmähten, sich an plattdeutschen Schnurren zu ergötzen, in vornehmer Gleichgültigkeit der verachteten Stammessprache gegenüber. Wie viele von ihnen hatten denn eine Ahnung davon, welch ein kostbares Gut wir in der Sprache unserer Väter besitzen? Und auch wer ein Herz hatte für sie, wiegte sich in Sicherheit. Hatten denn nicht die plattdeutschen Dichter eben erst so unendlich viel geleistet, hatten sie das tot geglaubte Dornröschen nicht zum Leben erweckt, es vor ganz Deutschland und der Welt hoch auf den Schild erhoben? Gewiß: das ist ihr unsterbliches Verdienst. Nur eins vergaßen die Jüngeren in ihrer Lauheit, daß keine Generation ungestraft sich damit begnügt, von dem ererbten Gute zu zehren. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Doch seien wir gerecht! Vielleicht war es nötig, daß erst die politische Einheit aller deutschen Stämme befestigt wurde, bevor die einzelnen sich wieder auf sich selbst besannen. Jetzt ist die Zeit dazu gekommen. Sind wir zu kühn, wenn wir annehmen, daß hierin ein Wandel eingetreten ist, daß den Niederdeutschen, die wahrlich nicht die schlechtesten Kinder des neuen deutschen Reiches sind, die Augen geöffnet werden, daß sie mit Staunen und Schmerz sehen, wieviel die alles gleichmachende moderne Entwicklung bereits von ihrer Eigenart abgebröckelt hat? Ich möchte die Gründung lebensfähiger plattdeutscher Vereine auf plattdeutschem Boden, worin unsere Heimatprovinz vorangegangen ist, für einen Beweis halten, daß plattdeutsch redende Männer und Frauen aller Stände die Gefahren zu erkennen anfangen, die der plattdeutschen Sprache und der plötzlich wie über Nacht emporgeblühten plattdeutschen Litteratur, dem Quell, von dem aus jene Sprache weiterfließen oder auf ewig versiegen muß, in unserer Zeit drohen. Nichts kann an einem Tage, wie dieser es ist, angemessener sein, als diese Gefahren, denen wir nur trotzen können, wenn wir sie gemeinsam zu bekämpfen geloben, scharf ins Auge zu fassen und uns klar zu machen, welche Waffen wir in solchem ehrlichen Streite zu schwingen haben.

Sie wissen, es ist der Hauptzweck unseres allgemeinen plattdeutschen Verbandes, darnach zu streben, daß das Plattdeutsche als lebendige Volkssprache, als der ungetrübte Spiegel, der reine, ursprüngliche Ausdruck unseres Volkslebens, erhalten bleibe. Prüfen wir, wie sich die Verhältnisse nach dieser Richtung hin entwickelt haben. Ein etwas weiteres Ausholen ist hier unvermeidlich.

Es kann nicht meine Absicht sein, Ihnen ausführlich darzulegen, wie im Bunde mit der Reformation die hochdeutsche Bibelübersetzung in unserm Norden allmählich vordrang, wie unablässig übereifrige, meist fremde lutherische Prediger damals bemüht waren, das Hochdeutsche in Kirche und Schule einzuführen. Der Prozeß war unaufhaltsam. Der Untergang der Bauernrepublik Dithmarschens (1559) bedeutet für Schleswig-Holstein, insbesondere für den Westen, nicht nur das Ende des letzten Restes der Gemeindefreiheit, sondern auch den Sieg des fremden Idioms, das jetzt auch in den Gerichtssaal eindrang. Immer unheilbarer wurde der Riß zwischen der Sprache der Studierten und Beamten und der auf dem Lande und in den kleineren Städten mit echt niedersächsischer Zähigkeit noch auf Jahrhunderte hinaus verteidigten Sprache des Volkes. Inzwischen waren in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts alle Mundarten durch den verhängnisvollen Einfluß des Martin Opitz und der ersten schlesischen Dichterschule aus der deutschen Litteratur verschwunden, trotz einzelner geharnischter Proteste ihrer Anwälte, wie namentlich des Rostockers Johann Lauremberg, und trotz des Widerstandes auch der Süd- und Westdeutschen. An Stelle der vollsaftigen Volkssprachen war überall die blasse, dem Volksleben ganz entfremdete Buchsprache getreten. Teuer war die Einheit erkauft worden, denn mehr und mehr wurde das Naiv-Sinnliche, die charakteristische Eigenart aus dem Hochdeutschen ausgemerzt. Eine beispiellose Verwelschung griff bald, als traurigste Folge dieses Verfalls, um sich; die Litteratursprache war nahe daran, wie die Konversationssprache der vornehmen Kreise, zum Jargon herabzusinken. — Es ist nie genug zu bewundern, daß es den sprachgewaltigen Schöpfern unserer neuhochdeutschen Litteratur, unsern Klassikern von Klopstock bis Goethe, gelingen konnte, die allgemein angenommene Schriftsprache aus solcher Schmach auf den Gipfel der Vollendung zu heben. Soweit es noch anging, kehrten sie zu den ursprünglichen, im Verborgenen weiter sickernden Quellen der Mundarten zurück, um das Hochdeutsche mit gesundem, neuen Leben zu erfüllen und zu bereichern; ganz konnten auch sie ihm den mit seiner Entwicklung vermachten Charakter des Starren, Leblos-Abstrakten nicht mehr rauben. Andererseits vermittelten sie durch das Hochdeutsche den weitesten Kreisen der Nation einen so unermeßlich reichen Schatz edelster Bildung und erreichten auf allen Gebieten eine so unnachahmliche Höhe der Darstellung, daß fortan jeder Versuch, eine mundartige Litteratur von gleichem Werte dem, was sie geschaffen, gegenüberzustellen, als

Digitized by Google

gänzlich aussichtslos erscheinen mußte. Waren doch auch unsere Mundarten, die niederdeutschen vor allem, in den zwei Jahrhunderten von der Einführung der lutherischen Bibelübersetzung bis zu dem Höhepunkte unserer klassischen Litteratur immer mehr in sich verfallen, trotz, ja, wegen der Liebe, die Bauern und Handwerker ihnen immer noch entgegenbrachten! Sie lagen in dem Banne des hochmütigen und beschränkten Vorurteils der Gebildeten, sie galten ihnen für gemein. Stammt doch aus jener Zeit der Name „Plattdeutsch," mit dem man das Niederdeutsche ein für allemal als eines gebildeten Mannes unwürdig brandmarken wollte. In Büchern fand es nur Verwendung zur komischen Darstellung gemeiner Redeweise; nur wer die grobe Seite des Volkslebens geflissentlich hervorkehren wollte, bediente sich mit Naserümpfen und spöttischer Herablassung des „Dialektes." — So besaßen wir denn eine hochentwickelte Litteratur, aber zunächst nur als Domäne für vornehmere Geister, durch eine Mauer von dem Volke getrennt, das hinter dem Pfluge und in der Werkstatt an seinen heimischen Lauten festhielt. Es mußte eine Gegenbewegung eintreten, denn, wenn eine Schriftsprache nicht, trotz aller Genialität der größten und sprachgewaltigsten Dichter und Schriftsteller, farblos werden und in Stagnation erstarren soll, müssen die Mundarten stets lebendig ihr zur Seite fließen, als Zuführer sinnlich-provinziellen Ausdrucks und einfach-natürlicher Anschauung. Das mußte allen Kreisen, vornehmlich den Gelehrten und Gebildeten, wieder einmal zum Bewußtsein kommen.

Bekanntlich ist die alemannische Mundart die erste gewesen, in der ein Dichter, der dem Volke „auf den Mund sah," zum ersten Male wieder mit wahrem Glauben und dem Ernste echter Empfindung das Volksleben seiner Heimat in idealer Verklärung wiedergab. Was Hebel für das Alemannische geleistet hatte, nicht ohne den Widerspruch der Gebildeten seiner Zeit herauszufordern, die sich berufen glaubten, sich der Sprache, in der Goethe und Schiller geschrieben, gegen die Mundart anzunehmen, das gelang unserem Groth, etwa 30 Jahre später, für die dithmarsische Mundart. Er gab dadurch den Anstoß zur Wiederbelebung aller anderen plattdeutschen Dialekte. Wie Hebel, hatte auch er das Instrument erst wieder zu bauen, dem er seine Melodie entlocken wollte, doch die Arbeit seines Lebens, der er seine ganze Kraft geopfert hatte, wurde belohnt. Als er, stets kämpfend mit wiederholten Anfällen gänzlicher Abspannung, den „Quickborn" vollendet hatte, da fühlten seine Landsleute, daß er es verstanden, der Seele des Stammes in seinen Liedern die Zunge zu lösen. Dasselbe leistete bald darauf, mit ganz anderen Mitteln, aber ebenso glänzend, mit noch größerem äußeren Erfolge Fritz Reuter für den von dem dithmarsischen grundverschiedenen mecklenburgischen Stamm. Mit ungeahnter Kraft hatten die Mundarten sich aus ihrem tiefen Verfalle erhoben und den ihnen gebührenden Platz in der Litteratur wieder erobert.

Die Lorbeeren, die diese beiden Meister der neuplattdeutschen Litteratur sich erwarben, reizten viele zur Nachahmung und Nachfolge. Es war ein gewaltiges Heer von tüchtigen, reich begabten Männern, die das neue Feld emsig anbauten; die neuerstandene plattdeutsche Litteratur schoß rasch zu einem mächtigen Baume mit stattlicher Krone empor.

Und trotzdem bereits wieder Klagen über Verfall und Mahnung zur Verteidigung des eben erst Gewonnenen? Wir leben in einer hastig sich überstürzenden Zeit, die jeden Augenblick etwas Neues gebiert und das Festhalten an dem guten Alten allen zur Pflicht macht, die nicht im Wirbel untergehen wollen. Die Generation, aus der jene Dichter hervorgingen, auch die, für die sie schrieben, sind durch andere abgelöst worden, die — ich spreche eine traurige Wahrheit aus — nicht mit derselben Liebe an ihnen hängen, weil die Sprache, der sie sich bedienten, in den letzten Jahrzehnten trotz ihrer Bemühungen einer raschen Zersetzung anheimgefallen ist. Dies gilt weniger von den Humoristen, Reuter und seinen Nachfolgern, die nicht so tief in die Mundart untertauchten, ihre Hauptwirkungen vielfach der virtuosen Wiedergabe des „Missingsch," jener in dem Munde Bräsigs zwerchfellerschütternden Mischung von Hoch und Platt, verdankten, als von den episch-lyrischen Dichtern, meistens Holsteinern, die in Groths Fußstapfen wandelten, vor allem von diesem selbst. Und so mag es denn nicht ohne inneren Grund sein, daß gerade von hier aus der Anstoß zur Gründung plattdeutscher Vereine auf plattdeutschem Boden gegeben wurde. Wie oft habe ich mich nicht davon überzeugt, daß ohne Wörterbuch und Erläuterungen die heutige Jugend, selbst in Dithmarschen, den „Quickborn" oder die „Allerhand Slag Lüd" unseres vortrefflichen Fehrs nicht mehr mühelos zu genießen imstande ist. Eine große Menge alter, echt niederdeutscher Wörter und Wendungen ist uns bereits abhanden gekommen, anderes muß bald verloren werden, wenn wir Plattdeutschen uns nicht mit aller Macht entgegenstemmen. Und noch ein anderes muß jeder sehen, der scharfe Augen im Kopfe hat. Wie sehr nimmt in noch vor einer oder zwei Generationen rein plattdeutschen Schichten unserer Bevölkerung die Zahl derjenigen zu, die aus falscher Scham, um sich nicht sofort als ungebildet zu dokumentieren, einem Fremden gegenüber ihre Muttersprache verleugnen, lieber das entsetzlichste Hochdeutsch radebrechen als die Sprache reden, an der ihre Väter, unter den ungünstigsten Verhältnissen, Jahrhunderte lang festgehalten haben! Es ist sogar bestimmt anzunehmen, daß das Plattdeutsche, auch auf dem Lande, nicht mehr überall und ausschließlich die Sprache ist, der sich alle Niederdeutsche im zwanglosen Verkehr unter einander bedienen. Die Thatsachen sind nicht wegzuleugnen: wie sind sie zu erklären?

Wir brauchen nicht sehr weit zu suchen. An die Stelle der fast insularen Abgeschlossenheit der einzelnen deutschen, insbesondere der niederdeutschen Stämme, die bis zur Mitte unseres Jahrhunderts kaum gestört

wurde, ist jetzt, bei der großartigen Steigerung des modernen Verkehrs, ein Durcheinanderwürfeln der buntscheckigsten Elemente getreten, und zwar nicht nur in den Städten. Viel wichtiger aber ist noch, daß an den Segnungen der, wie ich bereits ausgeführt habe, doch nur durch das Medium der hochdeutschen Schriftsprache vermittelten allgemeinen Bildung jetzt alle Schichten teilnehmen wollen und können. Gerade diejenigen, die früher am zähesten am Mutterlaute festhielten, drängen sich am eifrigsten darnach, denn sie haben eingesehen, daß Bildung Macht ist. Das sind nun Erscheinungen, die, im Interesse der Allgemeinheit, kein Verständiger beklagen wird. Es ist einmal so und wird uns immer wieder durch Natur und Geschichte gelehrt, daß der Einzelne der Gesamtheit gegenüber nie Recht haben kann, daß er in ihr aufgehen muß. Doch sollten wir deshalb an der Zukunft unseres Plattdeutschen verzagen und müssig die Hände in den Schoß legen, weil die moderne Zeit sich anzuschicken scheint, darüber hinwegzugehen? Nimmermehr. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wer eine Ahnung von dem Verhältnis der Mundarten zu der Schriftsprache, den Gesetzen des Entstehens und Vergehens der Sprachorganismen hat, weiß, daß, trotz allem, dem Plattdeutschen noch viele Jahrhunderte frischen Lebens beschieden sein müssen. Wohl aber sollte diese ganze Entwicklung uns zum Nachdenken zwingen. Es ist Zeit, uns die Frage vorzulegen: Was dürfen wir erstreben und was können wir erreichen? (Schluß folgt.)

Geschichtliche Entwicklung des Herzogtums Schleswig bis zu seiner Vereinigung mit Holstein.

Von H. E. Hoff in Kiel.

I.

Ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit die Schleswig-Holsteiner sich einmütig gegen dänische Vergewaltigung erhoben und für die Wahrung der alten Landesrechte mutig in den Kampf zogen. Wir alle stehen noch unter dem Eindruck der Jubiläumsfeier vom 24. März, und wir wären unserer Väter nicht würdig, wenn nicht unsere Landesgeschichte in einer solchen Zeit bei uns einem gesteigerten Interesse begegnete. Zwar hat unser meerumschlungenes Vaterland seit reichlich 30 Jahren aufgehört, für sich eine staatliche Einheit zu bilden. Der Strom geschichtlicher Entwicklung unseres Landes hat seit der Zeit sein Mündungsgebiet erreicht, eine schleswig-holsteinische Geschichte giebt es nun nicht mehr. Wir sind ein Glied Preußens und des deutschen Reiches geworden, dessen Geschicke wir fortan teilen werden. — Die große Zeit Wilhelms I., die den Deutschen die lang ersehnte Einheit auf politischem Gebiete und damit die Vorbedingung eines gewaltigen Aufschwungs auf wirtschaftlichem Gebiete brachte, hatte naturgemäß das Nationalbewußtsein der Deutschen daheim und im Auslande mächtig gestärkt. Die Folge war, daß für die nächste Zeit die preußisch-deutsche Geschichte derartig nicht nur in den Schulen, sondern auch in der Litteratur dominierte, daß die Landesgeschichte

ganz in den Hintergrund gedrängt wurde. In dem letzten Jahrzehnt aber kann man die Beobachtung machen, daß das Interesse für die Geschichte der engeren Heimat und deren Eigenart in Sprache, Litteratur und Kunst wieder erwacht und mehr und mehr hervorgetreten ist. Wir haben wieder Zeit gefunden, uns auf unsere Eigenart zu besinnen, und wir sind dabei zu dem Resultat gekommen, daß es dem Deutschtum und seiner Zukunft nur förderlich sein kann, wenn wir das, was uns von andern deutschen Volksstämmen unterscheidet, aber nicht trennt, sorgfältig in eine fernere Zukunft hinüberzuretten suchen. Das ist kein Partikularismus, das ist eine gesunde Bewegung; so schaute der Herold des deutschen Kaiserreiches, Emanuel Geibel, sein deutsches Vaterland: „Eins nach außen, schwertgewaltig um ein hoch Panier geschart, innen reich und vielgestaltig, jeder Stamm nach seiner Art!"

Am 24. November 1896 hat das befreite Schleswig-Holstein Wilhelm I. im Kieler Schloßgarten ein Denkmal aus Stein und Erz errichtet, das vorne auf dem Sockel die Idealfiguren der Herzogtümer Schleswig und Holstein zeigt. Schleswig, die stehende, schmächtigere Gestalt, schmiegt sich eng an die auf ihre ureigene Kraft vertrauende Holsatia an; — diese dagegen hält die Schwester fest umschlungen, als wenn sie sagen wollte: „Sei getrost, ich lasse dich nicht, wir bleiben zusammen „up ewig ungedeelt." Ein großes Stück Geschichte reden diese stummen Gestalten, die ein Sohn unseres Landes, der Husumer Adolf Brütt, geschaffen hat. Ohne Übertreibung kann behauptet werden, daß der Künstler in dieser Gruppe den Angelpunkt angedeutet hat, um den sich die geschichtliche Entwicklung der Herzogtümer bewegt.

Holstein ist niemals ganz von Deutschland losgelöst gewesen, das Land Schleswig aber ward in alter Zeit den Dänen unterthan, bis es endlich nach schweren Kämpfen mit Holstein vereinigt wurde. Mehr als 400 Jahre haben die Herzogtümer die Geschicke Dänemarks teilen müssen, bis für sie die Stunde der Befreiung schlug.

Keine Frage ist für das Verständnis der älteren Geschichte unseres Landes von größerer Bedeutung als diese:

Wie vollzog sich die geschichtliche Entwicklung Schleswigs und seine Vereinigung mit Holstein?

Daß die Beantwortung dieser Frage schwierig, und daß sie von den Geschichtsforschern noch nicht völlig gelöst ist, das ist von vornherein zuzugeben. — Manche Verhältnisse sind noch unaufgeklärt, und gerade bei den entscheidenden Fragen stehen deutsche und dänische Geschichtsauffassung in schroffem Gegensatz zu einander. Wenn ich es nun unternehme, im engen Rahmen der „Heimat" ein Bild von der geschichtlichen Entwicklung des Herzogtums Schleswig zu entwerfen, so muß ich um gütige Nachsicht bitten. Ich habe mich bemüht, die ältere und auch die neueste Litteratur, die sich auf diesen Gegenstand bezieht, soweit sie mir zugänglich war, zu studieren. Aus praktischen Gründen habe ich sodann den umfangreichen Stoff in 6 Abschnitte zerlegt und durch kurze Überschriften bezeichnet.

I. Schleswig in alter Zeit.

Seit alters reicht das Schleswiger Land von der Eider und Levensau im Süden bis zur Königs- oder Schottburger-Au im Norden. Diese war früher viel breiter, wie ein Blick von den benachbarten Höhen im Westen in ihr weites und tiefes Thal noch heute zeigen soll. Im Osten lag der Herdorpersee, jetzt Wiesenflächen, der mit dem Koldinger Fjord durch die Koldinger-Au in Verbindung stand. Da außerdem ein mächtiger Grenzwald, der Farris, vorhanden war, so läßt sich die alte Grenze von Meer zu Meer geographisch völlig erklären.

Digitized by Google

Die Urbevölkerung, welche wahrscheinlich schon vor der Zerstörung der unsere Westküste schützenden Dünenkette das Land bewohnte, hatte Werkzeuge und Waffen aus Flintstein, Horn und Knochen. Ohne Zweifel wurden sie von den Germanen verdrängt, die die ganze Halbinsel einnahmen bis zum äußersten Norden. Ptolemäus, ein ägyptischer Geograph des 2. Jahrhunderts, nannte sie die cimbrische Halbinsel, weil man hierher die Sitze der Cimbern verlegte.

Die Germanen teilten sich in Süd- und Nordgermanen, oder Deutsche und Skandinavier. — Die cimbrische Halbinsel hatte ursprünglich nur südgermanische Bevölkerung. In Jütland wohnten die Jüten, südlich der Au aber saßen verschiedene Völkerschaften, unter denen die Angeln und Friesen den breitesten Raum einnahmen.

Angeln und Jüten waren Eidgenossen; sie wurden von Tacitus den Sueven zugezählt und gehörten zu dem Kreis von Völkerschaften, die gemeinschaftlich die Göttin Nerthus verehrten. Ersteres wurde bis in die neuere Zeit von den Dänen nicht bestritten. Der dänische Professor Allen schreibt um das Jahr 1840 in seiner Geschichte des Königreichs Dänemark, daß Angeln und Jüten germanische Stämme gewesen seien, die dem gotisch-dänischen Stamme nicht angehörten. Erst als der Kampf der Nationalitäten entbrannte, war es den dänischen Schriftstellern über allem Zweifel erhaben, daß die Jüten ein ursprünglich dänischer Stamm waren, während die Angeln den Nordgermanen weit näher als den Südgermanen stehen und gleichsam das Mittel- und Bindeglied zwischen beiden ausmachen sollten.

Die Dänen wohnten nach Professor Dahlmann nur im schwedischen Schonen und Halland, auf Seeland und den nahen Inseln. Sie hatten weder Fünen noch Jütland inne, so daß der Große Belt Dänengrenze war.

Die Nordfriesen, die in geschichtlicher Zeit die Westküste und die Inseln bewohnten, wagte niemand als Dänen zu bezeichnen. Sie bewahrten ihre Sprache und nationalen Eigentümlichkeiten auch unter der dänischen Herrschaft. Der Friese Dr. Clement weist nach, daß die friesische Sprache, im wesentlichen mit der alten anglischen Mundart übereinstimmend, die dem Altenglischen am nächsten stehende germanische Mundart ist. — Friesen, Angeln und Jüten verließen nämlich von der Mitte des 5. Jahrhunderts an in großen Scharen ihre Heimat, eroberten England und gaben dem Land seinen germanischen Charakter. Die Züge haben sich sicherlich durch mehrere Jahrhunderte fortgesetzt. Um das Jahr 731 schreibt der Angelsachse Beda von „dem Lande, welches Angulus genannt wird und von der Zeit der Auswanderung der Angeln bis auf heute öde liege zwischen den Landschaften der Jüten und Sachsen." — Auch König Alfred von England spricht von dem Lande, „das man Ongle (Angeln) heißt und Sillendi." Dieser letztere Name „Sillendi" kehrt wieder in einem Reisebericht Others, der auf einer Seefahrt von Norden nach der Stadt Schleswig am Steuerbord Jütland und Sillendi gehabt habe — und in fränkischen Berichten aus dem Jahre 815, wo ein fränkisch-sächsisches Heer dem König Heriold (Harald) zur Hülfe kam und in die normannische Landschaft Sinlendi vorrückte, das sie 7 Tage lang durchzogen, bis sie am Strande des Meeres lagerten, drei Meilen entfernt von einer Insel, womit nur Fünen gemeint sein kann. Aus allem ergiebt sich, daß die Landschaft Sillendi nur im heutigen Schleswig gesucht werden kann. Der Name, welcher sächsischen, nicht nordischen Ursprungs ist, bedeutet: „weites, wüstes Gefilde" und ist charakteristisch für den damaligen Zustand des Landes.

Mit den vorhin erwähnten Wanderungen steht in unmittelbarem Zusammenhang, daß skandinavische Dänen sich auf der cimbrischen Halbinsel und zwar zunächst in Jütland ausbreiteten. Die Jüten verloren ihre Nationalität und gingen

in das skandinavische Volkstum auf, obgleich sich in ihrer Mundart manche Eigentümlichkeiten (z. B. in der charakteristischen Stellung des Artikels) bis auf den heutigen Tag erhalten haben, so daß Graf Schack in der letzten Gesamtsynode erklärte, daß Kopenhagener Professoren das nordschleswigsche Idiom nur in der Übersetzung verstehen können.

Die danisierten Jüten breiteten sich nach und nach auch über das Land Schleswig aus, und zwar nahmen sie zunächst die Stadt Schleswig in Besitz, während Professor Sach meines Erachtens unwiderleglich nachweist, daß eine Kolonisation des Landes durch die Jüten viel später erfolgte, als man bis dahin annahm. Sie faßten erst im 8. Jahrhundert im Süden mit Ansiedelungen festen Fuß, „während der eigentliche Ausbau und die Besiedelung des mittleren und östlichen Gebietes erst im Laufe des 12. und im Anfange des 13. Jahrhunderts, also zur Zeit der Waldemare, stattgefunden hat.*) — Die Reste der Angeln zogen sich auf die noch heute nach ihnen benannte fruchtbare Halbinsel zurück. Auch sie nahmen im Laufe der Zeit die Sprache der Eroberer an, obgleich sich bei ihnen, im Gegensatz zu den Jüten, viel mehr von der südgermanischen Volksart und der alten anglischen Sprache erhielt, wie Hansen in seinen „Angler Skizzen" in dem Kapitel von den Angler Mundarten überzeugend nachweist. Wie weit nach dem Süden das dänische Element überwog, ist im einzelnen schwer festzustellen. Die zahlreichen Ortsnamen auf büll, trup oder rup, in alter Form manchmal dorp, z. B. Bradorp, gehören der alten anglischen Sprache an, während die ebenfalls sehr häufige Endung um, z. B. Nieblum, ohne Zweifel friesischen Ursprungs ist. Dänisch ist dagegen die Endung by. Merkwürdigerweise ist sie als Ortsbezeichnung besonders häufig in der Landschaft Schwansen, dän. Svanssø, d. i. Schwaneninsel. Hier und im Dänischen Wohld war in alter Zeit ein großer Wald, der Isarnho, d. i. Eisenwald, dän. Jernwith, welcher sich ohne Unterbrechung bis zur Schwentine erstreckte. Erst zur Zeit der Waldemare wurden diese Gebiete in Kultur genommen. Aus dieser Zeit werden die Ortschaften mit der Bezeichnung „by" stammen. Der Name „Dänisch Wohld" ist deutschen Ursprungs. Der Wald war Königsgut der Dänen. Dänischenhagen hieß ursprünglich Slabbenhagen. Das Dänentum konnte südlich der Schlei keinen festen Fuß fassen; es verschwand völlig wieder, namentlich seit sich im 13. Jahrhundert auf den genannten beiden Halbinseln der holsteinische Adel niederließ. Das Grenzgebiet südlich von der Schlei, die Gegend von Kropp, Rheide, Hollingstedt, lag in alter Zeit wüste oder war nur schwach bevölkert. Als die Mark Schleswig eingerichtet wurde, siedelten sich hier Sachsen an, ebenfalls in der Landschaft Stapelholm, in welcher aber Übergänge zum Friesischen unverkennbar sind.

Die Quellen für die älteste Geschichte des Herzogtums Schleswig fließen recht spärlich, und die wenigen Nachrichten stimmen in wichtigen Punkten nicht überein. Das Dunkel der Geschichte ist aber neuerdings durch die Inschriften von 4 Schleswiger Runensteinen etwas aufgehellt worden, da diese Namen und Thatsachen enthalten, die auch durch Widukind von Corvey, Thietmar von Merseburg und Adam von Bremen aufbewahrt worden sind, so daß wir jetzt imstande sind, die Verhältnisse an der Grenze einigermaßen sicher festzustellen. — In Schleswig wie auch in Jütland herrschten in alter Zeit bis in das 10. Jahrhundert hinein Kleinkönige, deren Macht wir uns nicht zu groß vorstellen müssen. Solche Könige finden wir in Schleswig und auch in Ripen, also in den Gebieten, die damals am meisten besiedelt waren. Eine staatliche Verbindung mit den Inseldänen existierte zu der Zeit nicht.

*) Das Herzogtum Schleswig in seiner ethnographischen und nationalen Entwickelung Von August Sach. I. Abteilung. Halle 1896.

Als Karl der Große im Jahre 804 die Unterwerfung der Sachsen beendigt hatte, herrschte in Jütland der thatkräftige König Göttrik oder Gottfried. Von diesem berichtete Einhard, daß er im Jahre 808 mit seinem Heere nach dem Hafen Sliesthorp kam, die Erbauung eines Grenzwalles anordnete und die Arbeit unter seine Heerführer verteilte. Da er nach 2 Jahren starb, so hat er das Werk schwerlich vollendet. Vielleicht fand er schon Anfänge einer Grenzbefestigung vor, „denn es war recht eigentlich der Angeln Weise, solche Grenzwälle zu bauen." Nach Gottfrieds Tode brachen langwierige Bürgerkriege um die Herrschaft in Schleswig aus. Harald Klak, aus Gottfrieds Geschlecht, bemächtigte sich der Stadt Schleswig, wurde aber von hier wiederholt durch die Söhne Gottfrieds vertrieben, die das Erbe ihres Vaters antreten wollten.

Es ist bekannt, daß Harald die Unterstützung Ludwigs des Frommen dadurch gewann, daß er sich zu Mainz 826 taufen ließ. Mit ihm zog Ansgar nach Schleswig, und das Christentum faßte jetzt auch hier festen Fuß.

Etwa 50 Jahre später regierte zu Ledra auf Seeland der Dänenkönig Gorm der Alte. Dieser und sein Sohn Harald Blauzahn unterwarfen zunächst Jütland, dann auch Schleswig und gründeten ein dänisches Gesamtreich. Zu Jelling bei Veile war der Königssitz, denn hier finden wir die von Gorm und Harald gesetzten Runensteine.

In die Zeit von Gorm dem Alten führen uns nun die beiden älteren der vorhin erwähnten Schleswiger Runensteine ein. Ich kann es mir nicht versagen, etwas näher auf die Sache einzugehen.

Im Jahre 1797 fand der Landmann Jürgen Meggers an der von Wedelspang durch das Selker Noor führenden Furt den ersten Runenstein, der jetzt im Schloßpark zu Luisenlund aufbewahrt wird. — Die Inschrift lautet:

> Asfrid machte dieses Denkmal nach (zum Gedächtnisse dem) Sigtrygg, ihrem Sohne, auf dem vi (der geweihten Grabstätte) des Knuba.

So lange man nur diesen Stein kannte, war die Inschrift historisch nicht zu verwerten. Ein glücklicher Zufall wollte, daß man im Jahre 1887 im Fundament einer Bastion des Schlosses Gottorp einen zweiten Sigtrygg-Stein fand, der sich jetzt im Kieler Altertumsmuseum befindet. — Die Inschrift lautet nach Wimmer, einem berühmten dänischen Runenkenner:

> Vi-Asfred (d. h. die Asfred des Weihegrabes), Tochter Odinkars, machte dies Grabmal Sigtrygg, dem Könige, ihrem und Knubas Sohne.

Aus der Form der Runen und kleinen sprachlichen Abweichungen weist Wimmer nach, daß der erste, größere Sigtrygg-Stein von einem schwedischen, der zweite von einem dänischen Runenmeister angefertigt sein muß, woraus v. Liliencron den Schluß zieht, daß die Asfred den einen im Namen ihrer dänischen, den andern im Namen ihrer schwedischen Mannen errichtete.

Widukind von Corvey und Adam von Bremen berichten übereinstimmend, daß im Jahre 934 ein dänischer König von Heinrich I. besiegt und zur Taufe gezwungen wurde.*) Ein fränkischer Schriftsteller (Flodoard von Reims), der um dieselbe Zeit lebte, teilt mit, daß im Sommer 943 ein heidnischer König Sigtrygg, der den Normannen von jenseits des Meeres zur Hülfe kam, im Kampfe

*) Widukind nennt den König Chnuba, Adam von Bremen dagegen „Worm." „Ihm galt Gorm schon als König von ganz Dänemark, und es ist wahrscheinlich, daß schon der dänische Bischof, dem er diese Mitteilung verdankt, von dem schleswigschen Königreiche keine Kunde mehr gehabt und die Verhältnisse, die erst unter Gorms Sohne Harald eintraten, schon für die Zeit Gorms selbst angenommen hat, wie er denn auch die Errichtung einer schleswigschen Markgrafschaft, die sich erst später nachweisen läßt, schon auf das Jahr 934 verlegt. (Dr. F. Bangert, Die vier Schleswiger Runensteine als Geschichtsquellen.)

mit König Ludwig von Westfranken fiel. Dieser Sigtrygg ist ohne Zweifel der auf den Runensteinen genannte König. — Sein Vater Knuba, der Nachkomme eines schwedischen Eroberers Olaf, der sich eine Herrschaft in Schleswig gründete, war vermählt mit Asfred, Tochter Odinkars. Dieser war wahrscheinlich ein jütischer Fürst, der in der Gegend von Ripen seinen Sitz hatte; denn im 11. Jahrhundert gab es in Ripen 2 Bischöfe Namens Odinkar, die beide aus königlichem Geschlechte waren.

Was ergiebt sich nun daraus für unser Land? Gorm der Alte eroberte Jütland, indem er die Kleinkönige daselbst besiegte. Das Land Schleswig aber muß er dem Könige Knuba als eine Sonderherrschaft überlassen haben, und dieser konnte es noch auf seinen Sohn Sigtrygg vererben. — König Knuba wurde, wie oben gesagt, von Heinrich I. besiegt, tributpflichtig gemacht und zur Taufe gezwungen. Auf den Runensteinen lesen wir, daß seine Gemahlin Asfred ihm dennoch ein vi. d. i. ein heidnisches Grabmal bereitete, wahrscheinlich im Königshügel bei Selk. Er muß also alsbald vom christlichen Glauben abgefallen sein.

Knuba fiel im Kampfe gegen Gorm und Harald, die nach Heinrichs Abzuge nach Schleswig kamen, um sich aufs neue die Südgrenze zu sichern. Bei der Gelegenheit könnte dann das Danewerk verstärkt worden sein, dessen Bau die Überlieferung ja der Thyra, Gorms Gemahlin, zuschreibt. Sigtrygg, der Sohn Knubas, blieb König unter dänischer Oberherrschaft. Als nun Sigtrygg in der Normandie fiel, da errichtete die trauernde Mutter ihrem Sohne auf der Grabstätte des Vaters die genannten Runensteine.

Nach Adam von Bremen soll Heinrich I. im Jahre 934 zugleich die Mark Schleswig eingerichtet haben. Die Runensteine beweisen, daß diese Nachricht nicht zutrifft, denn wie hätte alsdann die Asfred ihrem Gemahl im Gebiete der Mark ein heidnisches Grabmal bereiten und auch ihrem Sohne hier noch Denksteine setzen dürfen!

Auch die andere Nachricht Adams von Bremen, daß Otto I. das ganze Land bis an das äußerste Meer, das bis auf den heutigen Tag Ottinsund genannt werde, durchzogen habe, ist historisch nicht haltbar. Allerdings beanspruchte Otto der Große die Oberhoheit über Dänemark, und Harald Blauzahn erkannte sie an, worauf Otto zu Schleswig, Ripen und Aarhus Bistümer einrichtete und deutsche Bischöfe einsetzte, die er dem Erzbistum Hamburg-Bremen unterstellte.

Den genannten Zug hat Otto II. im Jahre 974 unternommen, als Harald sich gegen die deutsche Herrschaft auflehnte. Er fand den Grenzwall und das Wiglesdor oder Kalegat, das einzige Thor des Danewerks, von wohlgerüsteten Feinden besetzt „und nahm alle diese Festungswerke mannhaft ein." Harald erkannte den Kaiser als seinen Oberherrn an und ließ sich zugleich mit seinem Sohn Sven Gabelbart taufen. Otto II. errichtete nun an der Grenze eine Mark, zog sächsische Kolonisten in das Land und erbaute zum Schutze derselben eine Burg, die er durch Verschanzung und eine Besatzung sicherte. Man vermutet, daß sie in der Nähe der Schlei gelegen habe, und zwar auf dem Hügel, der später als Hohburg oder Markgrafenburg bezeichnet wurde. Die Burg Ottos II. wurde bereits im Jahre 983 durch List genommen und nach Niedermetzelung der Besatzung niedergebrannt.

Der Sohn und Nachfolger Haralds, Sven Gabelbart, zog übers Meer und eroberte England, während Erich von Schweden ganz Dänemark unterwarf. Auch Schleswig fiel in seine Hand; denn der damalige Bischof von Schleswig, Ekkehard, klagt auf der Synode in Gandersheim (im Jahre 1000), „daß sein Bistum verheert, die Stadt verlassen, die Kirche öde und er selbst ohne Sitz sei." — Darauf kehrte Sven von seiner Heerfahrt zurück, und es gelang ihm, nach heftigen Kämpfen

die Stadt Schleswig wieder zu erobern. Zeugnisse von diesen Ereignissen liefern uns zwei Runensteine aus der Zeit König Svens, von denen der eine noch heute am Fuße des Grabhügels bei Bustorf südlich vom Danewerk steht, woselbst er im Jahre 1857 vom Steinmetzen Petersen gefunden wurde. Die Inschrift lautet nach einem Bericht von Dr. Splieth, der den Grabhügel untersucht hat:

„König Sven setzte (diesen) Stein nach (d. h. als Grabdenkmal für) Skarthi, seinem Heimdegen (d. h. zu seiner Gefolgschaft gehörend), der war gefahren westwärts (nach England), nun aber ward tot bei Hithabu." (Der altnordische Name für Schleswig.)

Der zweite Stein, der in derselben Gegend, am Fuße des „großen Kreuzberges" gefunden wurde, jetzt in Luisenlund, hat folgende Inschrift:

„Thurlf (ritzte) errichtete diesen Stein, der Heimdegen Svens, nach Erik seinem Waffenbruder, welcher ward tot, als Männer saßen um (belagerten) Haithabu. Aber der war Steuermann, (ein) Mann (Held) gar gut."

Professor Sach meint, „daß angesichts dieser Ereignisse die thatsächliche Existenz einer Mark zwischen Schlei und Eider unmöglich erscheine." Bekannt ist indes, daß der Salier Konrad II. bei einer Romfahrt mit Knud dem Großen, dem Sohne Svens, zusammentraf und ihm im Jahre 1027 die Mark Schleswig abtrat, die also jedenfalls bis dahin noch rechtlich vom deutschen Reich in Anspruch genommen wurde. Ein sächsischer Kaiser hätte schwerlich darein gewilligt; dem Franken aber lag die Mark ferne, und er glaubte vielleicht, daß von den christlichen Dänen keine Gefahr mehr drohe und die Mark ihren Zweck erfüllt habe. Die Eider war jetzt die Grenze zwischen Deutschland und Dänemark, wie auch die alte Inschrift am Rendsburger Thore besagte: Eidora Romani terminus imperii. Schleswig schien für das Deutschtum verloren zu sein, zumal um dieselbe Zeit neben dem politischen auch das kirchliche Band, das die Schleswiger Kirche an den Süden knüpfte, zerschnitten und sie dem neugegründeten Erzbistum zu Lund in Schweden unterstellt wurde. Das Deutschtum, das in alter Zeit auf schleswigschem Boden vorherrschend gewesen war und unter den sächsischen Kaisern politisch noch immer das Übergewicht hatte, wurde jetzt vom Dänentum eingeengt. Dennoch behauptete es sich im Süden der Schlei und auch in Schleswig selbst. Die Beziehungen zu England waren unter Knud dem Großen sehr lebhaft. Die Stadt Schleswig war der große Stapelplatz für den Handel zwischen Nord- und Ostsee. Deutsche Kaufleute und Handwerker ließen sich hier nieder, doch überwog noch die alte Bevölkerung mit ihrer dänisch-anglischen Mundart. Das deutsche Element erwies sich in der Folgezeit als das kräftigere. Vom Süden her war das Christentum gekommen, von dort kam auch die abendländische Kultur. Die cimbrische Halbinsel war die Brücke, auf welcher sie den Weg nach Norden fand. — Dahlmann sagt in seiner Geschichte Dänemarks: „Jütland hebt sich wie ein ausgestrecktes Schwert Germaniens, das die Meere geteilt hält. Wäre Karl dem Großen ein gleich kriegerischer Sohn gefolgt, so gehörte seit nun 1000 Jahren die cimbrische Halbinsel zu Deutschland, — — keine irgend fremdartigere Erwerbung für das Frankenreich als die der Sachsen, welche hinwiederum ein anderer Gang der Weltgeschichte leicht hätte in Dänen verwandeln können." —

Wir werden sehen, daß wenigstens das Land südlich der Königsau für das Deutschtum wiedergewonnen wurde. (Fortsetzung folgt.)

Unsere Grönlandsfahrer.

Von **Johs. Schmarje.**

I.

Einem Fremden, der eine Wanderung durch unsere holsteinischen Elbmarschen macht, muß es auffallen, daß die Einfahrten zu den Hofplätzen der Bauernhöfe hin und wieder durch einen freistehenden gotischen Spitzbogen gekennzeichnet sind. Der Bogen bildet ein Thor, unter dem ein hochbeladener Erntewagen bequem hindurchfahren kann. Diesem Zierat, der mehr eigenartig als schön ist, begegnet man namentlich in der Umgegend von Glückstadt und Elmshorn nicht gar selten. Wer sich die Mühe macht, dies wunderliche Thor einmal genauer anzusehen, wird die Entdeckung machen, daß es aus zwei gewaltigen, an der Spitze durch eine Eisenklammer zusammengehaltenen Knochen gebildet ist. Es sind die Knochen eines Meerriesen, die Kinnbacksknochen eines Walfisches. Es hat nämlich eine Zeit gegeben, wo die Bevölkerung gerade unserer Elbgegend sich lebhaft an dem Fang der Wale beteiligte. Manche der begüterten Bauern waren Partner der aus den Elbhäfen alljährlich auslaufenden Grönlandsfahrer, und fast jedes Dorf stellte eine größere oder geringere Anzahl der für jene Fahrten erforderlichen Mannschaften vom Kommandeur bis hinab zum Kochsmaaten. Selbst die Besatzung der holländischen Grönlandsflotte wurde zum Teil in unserer Elbgegend und auf den schleswigschen Inseln, namentlich auf Sylt und Föhr, angeworben. Die Beteiligung deutscher Schiffe und Seeleute an Grönlandsfahrten hat schon vor einer Reihe von Jahren aufgehört, und nur noch wenige leben unter uns, die aus eigener Anschauung von jenen Fahrten ins Reich der Mitternachtssonne erzählen können. Ich glaube, daß auch dieses Stück aus der Vergangenheit unsers heimatlichen Volkslebens es wert ist, der gänzlichen Vergessenheit entrissen zu werden, und möchte daher den Versuch machen, den Lesern der „Heimat" eine Skizze von dem Leben und Treiben der Robbenschläger und Walfischfänger in den Regionen des ewigen Eises vorzuführen und dabei alles das in den Vordergrund zu rücken, was für uns Schleswig-Holsteiner besonderes Interesse haben kann. Hierzu fühle ich mich insofern berechtigt, als ich selber in meiner Jugend (1857 und 1858) zwei Fahrten auf einem Flensburger Grönlandsschiff mitgemacht habe. Außer meiner eigenen Erinnerung und den Mitteilungen einiger alten Grönlandsfahrer habe ich als Quelle für die nachfolgende Darstellung einen Aufsatz „über den grönländischen Walfischfang" von C. F. Posselt, Prediger zu St. Johannis auf Föhr (10. Jahrgang der schleswig-holsteinischen Provinzialberichte von 1796), und Zorgdragers Beschreibung des grönländischen Walfischfanges benutzt. Dieses Werk eines alten holländischen Kommandeurs, das 1750 bei Georg Peter Monath in Nürnberg in deutscher Übersetzung erschien, ist wohl das einzige größere Quellenwerk über den grönländischen Walfischfang.

Das Jagdgebiet der Grönlandsfahrer war zu keiner Zeit, wie man oft fälschlich meint, Grönland, sondern das Gebiet des nördlichen Eismeeres, das im Westen von Grönland und im Osten von Spitzbergen und dem über Spitzbergen gehenden 40. Grade östlicher Länge begrenzt wird. Als Südgrenze mag der nördliche Polarkreis gelten, wogegen die nördliche Grenze dieses ungeheuren Jagdgebietes durch den 80. oder 81. Grad nördlicher Breite bezeichnet wird. In höheren Breiten sind Grönlandsfahrer wohl nur selten gewesen. Auch das nordamerikanische Polarmeer wurde von unsern Walfischfängern aufgesucht, im Anfang dieses Jahrhunderts namentlich die Davisstraße. Jetzt fischen in jenen Gebieten nur noch Amerikaner und Engländer. Die wenigsten Grönlandsfahrer haben je Grönland gesehen, geschweige denn einen Fuß auf das Land gesetzt, weil die Küste

in den höheren Breiten fast immer mit einem meilenbreiten Gürtel ewigen und undurchdringlichen Eises besetzt ist. Ganz anders sind die Eisverhältnisse im grönländischen Meer, dem vorhin bezeichneten Jagdgebiet. In den südlichen Breiten überwiegt das sog. Boy-Eis, d. h. Jungeis. Die zusammengeschobenen, schneebedeckten Eisflächen bestehen aus kleineren Schollen und Flarden, durch welche die Schiffe sich bei genügendem Winde langsam hindurchschieben. Dazwischen sind wieder große eisfreie Flächen, von einer sanften Dünung bewegt; hin und wieder begegnet das Schiff mächtigen Trümmern alten Eises mit zerrissenen Kanten und wunderbaren Formen. Winde und Strömungen verändern das Bild in jeder Stunde. Erst in den höheren Breiten zeigt sich das Eismeer in seiner großartigen — ich möchte sagen traumhaften — aber furchtbaren Schönheit.

Was die Grönlandsfahrer in jene unwirtlichen Gegenden lockte, war die Aussicht auf reiche Beute; und in der That barg das Polarmeer vor Zeiten schier unerschöpflich scheinende Schätze. Die Gewässer sind dort von zahlreichen Tieren belebt, die der Mensch vortrefflich verwerten kann: Walfische und Robben, Walrosse und Eisbären. Anfänglich stellte man nur den Walfischen nach, weil der Fang dieser Tiere verhältnismäßig leicht und außerordentlich gewinnbringend war. Der aus dem Speck gewonnene Thran war zu einer Zeit, als es noch kein anderes Beleuchtungsmaterial gab, ein wertvoller Handelsartikel, ebenso das Fischbein der Barten. Erst nachdem die Walfische durch Massenmord verscheucht und zum Teil ausgerottet waren, legte man sich auch auf den Robbenfang; das geschah erst Ende des vorigen Jahrhunderts.

Das 17. Jahrhundert war die Glanzperiode des Walfischfanges, und zwar war es das seetüchtige und unternehmende Volk der Holländer, das von dem Reichtum der nordischen Gewässer angelockt zuerst regelmäßige Grönlandsfahrten unternahm. Das Ziel ihrer Fahrten war Spitzbergen und die Insel Jan Mayen. Spitzbergen wurde 1596 von den niederländischen Seefahrern Johann Corneliß und Wilhelm Barents unter der Anführung des Seehelden Jakob Hemskerk entdeckt, der eine Durchfahrt nach China suchte. Jan Mayen (auf dem 74. Grade), von einem holländischen Kapitän entdeckt und nach ihm benannt, wurde 1611 zum ersten Mal befahren. Die kleine Insel erstreckt sich von Südwest nach Nordost. Am Nordende erhebt sich hoch und schroff der in ewige Schnee- und Gletschermassen eingehüllte Bärenberg. Er ist bei sichtigem Wetter auf 30 Meilen in der Runde zu sehen; seinen Gipfel hat noch keines Menschen Fuß betreten. Dies ist das einzige Land, das ich in den grönländischen Gewässern gesehen habe. Aber unvergessen bleibt mir der Tag, als wir in einer Entfernung von 3—4 Meilen an der Ostküste der Insel hinaufsegelten. Der Berg erschien wie ein leuchtendes Wolkengebilde, die phantastischen Formen so klar und scharf gezeichnet, daß man glauben mußte, man könnte mit einer Büchse hinüberschießen. Als die ersten Walfischfänger in den grönländischen Gewässern erschienen, tummelten sich in den eisfreien Buchten der Westküste Jan Mayens und Spitzbergens ganze Herden von Walfischen, die hier reichliche Nahrung fanden. Mit leichter Mühe wurde oft in einigen Stunden von einer einzigen Schiffsmannschaft ein ganzes Dutzend jener Meerriesen getötet. „Bei dem Anfange der Fischerei fande man," wie der alte Zorgdrager schreibt, „die Walfische allhier in ihrer ersten natürlichen und angebohrenen Einfalt, wie sie dieses Land umschwammen." Nach dem Vorbilde der ostindischen Handelskompagnie errichteten die niederländischen Staaten „die nordische Kompagnie," der in einer Oktroi das Monopol für den Walfischfang auf eine Reihe von Jahren übertragen wurde. Die reiche Beute, welche die Schiffe der Gesellschaft alljährlich in die heimatlichen Häfen brachten, lockte bald auch andere Nationen zum Mitbewerb. Die Holländer als die am ersten und zahlreichsten

auf dem Plan hatten freilich rechtzeitig die Befischung der ergiebigsten Buchten Spitzbergens für sich allein in Anspruch genommen. Nach ihnen kamen die Engländer und legten Beschlag auf die Buchten, die ihnen als die besten erschienen. Die Dänen und die Hamburger, die zuletzt kamen, mußten sich mit den noch übrigen Fischgründen behelfen. Auf einer Spezialkarte von Spitzbergen findet man noch heute die damals in Beschlag genommenen Buchten nach den verschiedenen Nationen bezeichnet, z. B. holländische Bay, englische Bay, hamburger Bay. Es scheint, daß die Jagdgebiete gegenseitig einigermaßen respektiert wurden. Der Fang wurde anfänglich anders betrieben als jetzt. Die holländische Kompagnie z. B. brachte ihre Fischer im Frühling mit Transportschiffen in die grönländischen Gewässer und zwar mit allen zum Fang erforderlichen Gerätschaften, als Schaluppen, Fischleinen, Harpunen usw. Auf Jan Mayen und Spitzbergen errichtete man Thrankochereien, Pack- und Blockhäuser, letztere zur Wohnung für die Mannschaften während der Fangzeit. Wenn der Sommer zur Neige ging, erschienen die Frachtschiffe wieder, um die Leute mit ihrer Ausbeute und ihrer Ausrüstung heimzubringen. An der holländischen Bay auf Spitzbergen entstand sogar eine Ortschaft mit dem bezeichnenden Namen Smerenburg, die während der Sommermonate ein buntbewegtes, eigenartiges Bild geboten haben mag. Im Jahre 1633 wurde seitens der Holländer der Versuch einer dauernden Niederlassung auf Spitzbergen gemacht. Als am 30. August jenes Jahres die Schiffe der Kompagnie die Nordbay verließen, wurden 7 Mann mit Proviant, Gerätschaften und Waffen wohlausgerüstet am Lande zurückgelassen. Sie fischten tote oder gestrandete Walfische und Walfischbarten, erlegten Bären, Walrosse und Renntiere, die Zorgdrager als Rehe bezeichnet. Eine willkommene Beute waren den Abenteurern die zahlreichen Füchse, die oft bis in die unmittelbare Nähe der Niederlassung kamen. Aus den Bälgen bereiteten sie sich Mützen und andere Kleidungsstücke, und das Fleisch wurde gegessen. „Hernach schosse man täglich viele Füchse, und wenn selbigen der Balg abgezogen, liesse man sie zwei oder drei Tage in der Luft hangen und gefrieren, welches Fleisch alsdann gekocht und mit Zwetschen und Rosinen gedämpft, eine gute, schmackhafte Erfrischung gabe." Obwohl die Kälte zuweilen unerträglich wurde, überwanden die Einsiedler die Beschwerden des Polarwinters ziemlich gut. Am 27. Mai des folgenden Jahres erschienen die heimatlichen Schiffe wieder in der Bay. Die 7 Männer, die in diesem Jahre abermals auf Spitzbergen zurückgelassen wurden, starben jedoch alle. Seitdem wurden Überwinterungsversuche nicht wiederholt. 1645 erlosch die Oktroi der Kompagnie; sie veräußerte ihre Packhäuser, Geräte und Güter und löste sich auf. Nachdem damit der Walfischfang in Holland völlig frei geworden war, wuchs die Zahl der Grönlandsfahrer von Jahr zu Jahr. Die Holländer allein sandten jährlich mehr als 12 000 Mann in die grönländischen Gewässer. Die höchste Zahl der Grönlandsfahrer wurde von ihnen 1683 erreicht; sie erschienen nämlich mit 242 Schiffen. Darunter waren freilich manche Fahrzeuge, die nur 2 Schaluppen und 20 bis 40 Mann Besatzung führten. Bei Spitzbergen wurden 1697 von 192 Schiffen 1888 Walfische gefangen. Die größte Zahl der erlegten Wale wurde 1701 mit 2073 Stück erreicht. In dem Zeitraum von 1675 bis 1721 erbeuteten die Holländer allein 32 908 Walfische, die nach unserm Gelde dem Lande einen Reingewinn von 190 Millionen Mark einbrachten. Schon damals heuerten die Holländer einen Teil der Besatzung in Schleswig-Holstein, namentlich auf den nordfriesischen Inseln. In dem schleswig-holsteinischen Provinzialbericht von 1796 erwähnt Posselt, daß die Seefahrer der Insel Föhr seit undenklichen Zeiten die holländische Grönlandsflotte geführt und bedient und daß auch die Engländer Kommandeure und Harpunierer auf Föhr angeworben hätten. Die Engländer

bedurften der deutschen Lehrmeister freilich bald nicht mehr, wogegen die Holländer noch bis in die Mitte unsers Jahrhunderts sich mit Vorliebe unserer Mannschaften bedienten. Infolge der starken Nachstellung verringerte sich die Zahl der Walfische von Jahr zu Jahr. Die klugen Tiere, von denen jährlich Hunderte verwundet wurden, ohne getötet zu werden, verließen Spitzbergen und Jan Mayen und zogen sich ins freie Eismeer zurück, wo sie zwischen den ungeheuren Eisfeldern vorläufig Schutz vor ihren Verfolgern fanden. Aber auch hierher folgte ihnen der Mensch. Seit 1714 befischten die Grönlandsfahrer auch die Davisstraße. Das eigentliche Fanggebiet war jedoch das grönländische Meer zwischen dem 78. und 80. Grad. Gefahrvoller und mühseliger freilich war der Fang jetzt geworden. Die kühnen Jäger hatten nun mit allen Schrecken des Eismeeres zu kämpfen, und gering war oft die Beute. Einzelne glückliche Reisen lockten indessen immer zu neuen Unternehmungen.

In dieser Periode des Niederganges erschienen auch deutsche Schiffe in Grönland. Hamburg hatte von 1665 bis 1675 83 Grönlandsfahrer. Ende der fünfziger Jahre unsers Jahrhunderts fuhren von Hamburg nur noch 3 Schiffe auf den Robben- und Walfischfang, nämlich „Der junge Gustav," „Der junge Konrad" und „Die Hoffnung." In ihrer Blütezeit beteiligte sich auch Altona an den Grönlandsfahrten. 1777 sandte es 5 und 1794 gar 8 Schiffe ins Eismeer. Große Bedeutung gewann die Grönlandsfahrt für das kleine Glückstadt. Der günstige Einfluß des großen Seekrieges auf den nordischen Handel führte 1781 in Glückstadt zur Gründung einer Handelsgesellschaft. Nachdem das nachgesuchte königliche Oktroi im folgenden Jahre gewährt worden war, konnten ohne Schwierigkeit in der Stadt und den Marschdistrikten der Umgegend 200 Aktien à 100 Rthlr. untergebracht werden. Die Gesellschaft nannte sich die „Königliche oktroirte Glückstädter Handelskompagnie" (Schlesw.-holst. Provinzialberichte, 1. Jahrgang 1787, S. 166 u. ff.) Zweck der Gesellschaft war der Betrieb 1. von Kauffahrteischiffahrt (besonders nach Westindien), 2. von Frachtschiffahrt und 3. von Grönlandsfahrt. Die Bevorrechtung der Gesellschaft bestand in der zoll- und licentfreien Einfuhr von Handelsprodukten. Einen bösen Strich durch die Rechnung machte aber der zwischen den kriegführenden Seemächten (England einerseits und Spanien, Frankreich, Holland und Nordamerika andererseits) 1783 zu Versailles abgeschlossene Friede. Ein Wettbewerb mit den bisher lahmgelegten Handelsunternehmungen jener Seemächte war durchaus nicht nach dem Geschmack der zum größten Teil aus Marschbauern bestehenden Glückstädter Handelskompagnie. Die Interessenten der Gesellschaft hofften durch ihr Unternehmen eine gute, gesicherte Kapitalanlage zu erzielen; sie wollten gewinnen, aber nichts wagen. So blieb denn von der Königlich oktroirten Glückstädter Handelskompagnie nichts anderes bestehen als die Flotte ihrer Grönlandsfahrer. 1794 bestand sie noch aus 12 Schiffen, zu Anfang dieses Jahrhunderts aus 10 Fahrzeugen. Die dänische Regierung suchte die Grönlandsfahrten durch Staatsunterstützungen und Privilegien kräftig zu fördern. Den Walfisch- und Robbenfängern wurde eine Staatsprämie von 15 Rthlr. für jede Kommerzlast Thran gewährt; außerdem war jeder Mann, der nachweislich zehn Grönlandsreisen gemacht hatte, vom Militärdienst befreit. Eine Verordnung hierüber habe ich allerdings nicht finden können; sie soll bis zum Jahre 1848 in Kraft gewesen sein.

Den Glückstädter Grönlandsfahrern scheint das Glück nicht sonderlich hold gewesen zu sein.[1]) Als die Flotte im Frühling 1806 den heimatlichen Hafen

[1]) Die Nachrichten über die Glückstädter Grönlandsschiffe sind mir durch die freundliche Vermittelung des Herrn Professor Detleffen von dem Bahnhofswirt zu Glückstadt, Herrn Auguftin, zugestellt worden, wofür ich hierdurch meinen Dank ausspreche.

kaum verlassen hatte, wurden mehrere Schiffe durch einen schweren Sturm auf die Elbsande geworfen und arg beschädigt. Vor der Schwarzenwasser-Schleuse ging das Vollschiff „Christian VII." verloren, wobei 17 Mann der Besatzung ihren Tod fanden. Im folgenden Jahre, als Napoleon die Kontinentalsperre verordnete, wurden 6 Glückstädter Schiffe, nämlich „Kanzler," „Eyben," „Neptunus," „Einigkeit," „Prinz Karl," „Klein-Kolmar" und „Maria Susanna," zum Teil mit einer vollen Ladung Speck, von den Engländern aufgebracht, als die Kommandeure, die nichts von den letzten politischen Vorgängen, also auch nichts von der durch die Engländer über die französischen und dänischen Häfen verhängten Blockade wissen konnten, der Elbmündung zusteuerten. Die Schiffe wurden nach England gebracht und dort kondemniert. Das einzige Schiff, dem es glückte, die Blockade zu brechen, war die „Jungfrau Lucia." Nicht besser erging es damals den Altonaer Grönlandsfahrern. Auch sie wurden vor der Elbmündung von den Engländern gekapert. Dies brutale Verfahren der Engländer brachte manche Familien geradezu an den Bettelstab; denn eine Entschädigung der Beraubten hat niemals stattgefunden.*) Von 1808 bis 1813 ist daher kein Grönlandsfahrer von Glückstadt und vermutlich auch von keinem andern schleswig-holsteinischen Hafen ausgelaufen. 1814 segelte „Die Gerechtigkeit" zum ersten Mal wieder nach Grönland und kam mit einer vollen Ladung zurück. Hierdurch ermuntert, stieg die Zahl der Grönlandsfahrer bis zum Jahre 1818 auf 17 Schiffe. In diesem Jahre wurde sogar ein Glückstädter Schiff für französische Rechnung ausgerüstet. In den folgenden 7 Jahren waren die Fahrten dagegen so erfolglos, daß die meisten Schiffe verkauft werden mußten. Dazu kamen andere Schicksalsschläge. Anfang der zwanziger Jahre wurde „Die Jungfrau Maria" im Eise erdrückt. Die Mannschaft konnte sich nach Island bergen und wurde von da in die Heimat zurückbefördert; schlimmer erging es dagegen der „Schnelligkeit," die mit der ganzen Besatzung im Eise verloren ging. Die „Flora" strandete an der norwegischen Küste; ihre Mannschaft konnte sich mit den Schaluppen retten. Bei der großen Sturmflut von 1825 trieb die Bark „Klein Anna" durch das Bruchloch des Elbdeiches und mußte an der Strandungsstelle abgebrochen werden. 1826 waren nur noch 4 Grönlandsfahrer übrig: „Die Gerechtigkeit," „Neuenkirchen," „Jungfrau Lucia" und „Der kleine Heinrich." Das erstgenannte Schiff ging 1836 mit seiner Mannschaft unter. 1856 strandete auf der Rhinplate vor Glückstadt im Sturm und schweren Eisgang die Bark „Neuenkirchen"; sie wurde zwar wieder abgebracht, dann aber in Glückstadt verkauft und abgebrochen. Die „Jungfrau Lucia" hat ihre letzte Reise 1862 nach Grönland gemacht, wurde dann verkauft und zu einem Kohlenschiff umgebaut. Diese „Jungfrau" hat, wenn ich nicht irre, ein Alter von über 100 Jahren erreicht. 1878 fand sie mit ihrer Besatzung ein Grab in der Nordsee. Merkwürdige Lebensschicksale hatte der letzte der Glückstädter Grönlandsfahrer, „Der kleine Heinrich," zu verzeichnen. Das in Nordamerika als Schoner gebaute Fahrzeug lief bei Husum auf den Strand, wurde dort als Wrack verkauft, dann aber wieder abgebracht und in Glückstadt zu einem Barkschiff und Grönlandsfahrer umgebaut. 1862 kam das Schiff noch mit einer vollen Ladung Speck aus Grönland und fuhr dann noch 2 Jahre auf den Robbenfang. Sein Ende fand es als Kauffarteischiff; von seiner Mannschaft in der Nordsee verlassen strandete es später (1882) auf Sylt.

Von Elmshorn fuhren 2 Schiffe auf den Robben- und Walfischfang: „Stadt Altona" und „Flora." Im Anfang der sechziger Jahre stellten auch diese ihre Fahrten ein. „Stadt Altona" ist, wenn ich recht berichtet bin, als Kohlenschiff

*) Hierzu muß allerdings bemerkt werden, daß die Reeder verpflichtet waren, ihre Grönlandsfahrzeuge in Kriegszeiten als Transportschiffe herzugeben.

in der Nordsee untergegangen. Die „Flora" meine ich vor 10 Jahren als Wrack gesehen zu haben; es lag in Steinwärder auf dem Trocknen. Das Ütersener Vollschiff „Eintracht," das von 1848 bis 1857 fuhr, ist in Grönland vom Eise zerdrückt worden. Die Mannschaft konnte sich auf andere Schiffe retten. 1855 fing die „Eintracht" ihren letzten Walfisch. Die mächtige Schwanzflosse lag bei der Thrankocherei am Klosterdeich und wurde von uns Jungen trotz des schauderhaften Gestanks, den sie in der Glut der Julisonne über die Umgegend verbreitete, mit größtem Interesse betrachtet. Über das Schicksal der letzten Altonaer und Hamburger Grönlandsfahrer habe ich nichts Zuverlässiges ermitteln können.

Die Flensburger Grönlandsflotte zählte Ende der vierziger Jahre 11 Schiffe, nämlich 1 Vollschiff, 3 Barkschiffe und 7 Briggs. Das Vollschiff „Tistelholt" faßte 160 Kommerzlasten und war das größte und schönste Schiff der Flensburger Reederei. Die Barkschiffe „Festa," „Apollo" und „Perle," sowie die Briggs „Junger Martin" und „Genius" waren etwas kleiner. Dann folgten der Größe nach die Briggs „Seeblume" und „Hoffnung." Am kleinsten war die nur 60 dänische Kommerzlasten fassende Brigg „Fortuna." Die meisten dieser Schiffe waren frühere Westindienfahrer, einige schon recht alt. Der „Junge Martin," mit dem ich meine beiden Reisen machte, stammte seiner Bauart nach entschieden aus dem vorigen Jahrhundert. Meines Wissens war unter den deutschen Schiffen überhaupt nicht ein einziges, das von vornherein für die Grönlandsfahrt gebaut worden war. In dieser Beziehung waren uns die Norweger mit ihren neuen, starken, eigens für die Grönlandsfahrt eingerichteten Schiffen, mit denen sie sich tief ins Eis hineinwagen konnten, weit voraus. Außerdem waren sie mit Fanggeräten und Waffen aufs beste ausgerüstet. Schon in den fünfziger Jahren hatten sie z. B. vorzügliche Hinterlader-Kugelbüchsen, mit denen die Mannschaft gut eingeübt war. Die Folge davon war, daß die deutschen Schiffe oft das Nachsehen hatten, während die Norweger und Engländer gute Beute machten. So erging es uns, um nur ein Beispiel anzuführen, 1858. Nach einer langen und stürmischen Hinreise kamen wir Ende März unter Sturm und schweren Seegang an die Eisgrenze und hatten das merkwürdige Glück, mitten in das Lager der jungen Robben, die zum Teil noch ihr erstes, weißwolliges Kleid trugen, hineinzusegeln. Es mag nämlich gleich hier bemerkt werden, daß der Ausfall des Robbenfanges ganz davon abhängt, ob ein Robbenlager gefunden wird. Es ist das nämlich eine Quadratmeilen große Fläche meistens zusammengeschobenen Eises, auf der die alten Seehunde ihre Jungen werfen. In einigen Stunden war alles klar und es wurde „Fall" gemacht. Soweit der Blick reichte, lagen die Eisschollen voll junger Robben. Trotz der schweren Dünung schlugen wir am ersten Tage reichlich 1100 und am zweiten bei wachsendem Sturm 600 Robben. Am dritten Tage war es uns nicht mehr möglich, das Schiff von den großen Eisflarden, die zuweilen drohend über das Deck schauten, frei zu halten. Unter den schweren Stößen des Eises krachte und zitterte das Schiff. Wir mußten das Eis verlassen, d. h. in die offene See zurück, während ein halbes Dutzend norwegischer und englischer Schiffe das Feld behaupten konnte. Als wir nach vier Tagen durch einen glücklichen Zufall geführt das Lager abermals ansegelten, hatte jedes jener Schiffe eine volle Ladung Speck, so daß sie die Heimreise antreten konnten. Wir aber mußten uns mit der Nachlese begnügen. Die Robben waren überdies so scheu geworden, daß wir ihnen nur noch mit Schußwaffen beikommen konnten.

In den fünfziger Jahren hatten die Flensburger nur noch 3 Grönlandsfahrer: „Tistelholt," „Genius" und „Junger Martin." Die Brigg „Genius" hatte auf ihrer letzten Heimreise von Grönland das Unglück, nahe an der nor-

wegischen Küste durch eine Explosion arg beschädigt zu werden, wobei leider 7 Mann ums Leben kamen. Das Schiff wurde in Norwegen abgebrochen. „Tistelholt" wurde an die Norweger verkauft, und „Junger Martin" soll in der Nordsee (als Kohlenschlepper) mit Mann und Maus untergegangen sein.

Von der Weser segelte vor 40 Jahren noch eine recht ansehnliche Flotte nach Grönland; jetzt fährt meines Wissens kein deutsches Schiff mehr auf den Robben- und Walfischfang ins nördliche Eismeer.

Daß die deutschen Schiffe den Wettbewerb auf jenem Gebiete mit andern seefahrenden Nationen nicht bestehen konnten, liegt in verschiedenen Ursachen begründet. Eins ist bereits angedeutet: Als in den grönländischen Gewässern noch etwas zu holen war, standen die deutschen Reeder nicht auf der Höhe; ihnen fehlte der echte kaufmännische Unternehmungsgeist und der weite Blick: sie wollten — philisterhaft vorsichtig — mit kleinen Mitteln viel gewinnen, aber nicht viel wagen. Es war eine übel angebrachte Sparsamkeit, daß sie kein Geld ausgeben wollten für den Bau starker, eigens für die Polarfahrt eingerichteter Schiffe und für eine wirklich zweckmäßige Ausrüstung ihrer Fahrzeuge. Dazu kam, daß unsere Häfen im Frühjahr oft durch Eis blockiert waren, so daß die Schiffe nicht rechtzeitig auslaufen konnten. Thatsache ist es jedenfalls, daß die Grönlandsfahrten sich für die deutschen Reedereien nicht mehr lohnten, als die Schiffe anderer Nationen noch mit Gewinn fuhren. Ob die Norweger und Engländer mit ihren Grönlandsfahrern auch heute noch auf die Kosten kommen, weiß ich nicht.

(Schluß folgt.)

Das Seemoos und die Seemoosfischerei an unserer Westküste.

Von **H. Barfod** in Kiel.

Wiederum hat die Mode ein bis dahin wenig oder gar nicht beachtetes Naturgeschöpf aus seiner Niedrigkeit und Weltvergessenheit hervorgeholt und zu Ehren gebracht: das Seemoos, das gleich den gefärbten Makartsträußchen in den letzten Jahren ein beliebtes Dekorationsmittel geworden ist. Wer von den Lesern mit offenen Augen die Straßen unserer größeren Städte durchwandert, wer als Naturfreund oft und gern vor den Schaufenstern unserer Blumenläden, diesen „Oasen in der Steinwüste," stehen bleibt, dem wird jene originelle Neuheit nicht entgangen sein, welche sich dadurch präsentiert, daß aus einer zierlichen Ampel in Gestalt eines Schneckengehäuses — die Schalen der Felsen- oder Stachelschnecken (Murex inflatus L., trunculus etc.) sind besonders beliebt — die langen, grün schimmernden Stengel mit ihrem in zierlichen Wirbeln angeordneten Geäst frei herunterhängen. Das ist das Seemoos. Sein Name darf uns nicht täuschen; denn wir haben es durchaus nicht mit einem pflanzlichen Gebilde zu thun. Diejenige Dame, der es beliebt, den Reiz des grünen Mooses durch künstliche Blümlein zu erhöhen, begeht einen Fehlgriff, pfuscht der Natur ins Handwerk, indem sie Dinge vereinigt, die bei Licht besehen im krassesten Gegensatz zu einander stehen. Was dem Unkundigen als Pflanze erscheint, enthüllt sich dem kritischen Auge als das chitinöse Gehäuse eines Hydroidpolypen, eines winzigen, den Korallentierchen verwandten Wesens, das wie diese meist in Kolonieen in der Form von Bäumchen beieinander lebt. Das Wohlgefallen der Damen an diesen zierlichen Gebilden ist übrigens nichts Neues; denn schon der Engländer Ellis, ein Zeitgenosse Linnés, erzählt in der Vorrede zu seinem berühmten Werke: „An essay towards the natural history of the Corallines" (1755), daß er bereits 1751 solche moosartigen Geschöpfe auf Papier zu kleben pflegte, so daß sie eine Art Landschaft

darstellten. Von der verwitweten Prinzessin von Wales sei er aufgefordert worden, solche Objekte für ihre Tochter zu sammeln, damit sich diese mit ähnlichen Zusammenstellungen unterhalten könne. Dieser Umstand sei die Veranlassung gewesen, daß er mit Eifer alle an den englischen Küsten vorkommenden Arten kennen zu lernen sich bemüht habe. Wie so oft, so hat auch in diesem Falle die Liebhaberei wesentlich zur Förderung der Wissenschaft beigetragen; denn durch das vorhin genannte Werk von Ellis sind diese Hydroidpolypen, welche früher nur gelegentlich von einzelnen Botanikern unter „Seepflanzen" aufgeführt wurden, plötzlich näher bekannt geworden und in das Linnésche System gekommen. Früher wurde das Seemoos nicht gefärbt, sondern nur, ähnlich wie die zarter gebauten Algen, auf Papier geklebt, wodurch sie freilich getrocknet meist nur eine hellbraune Färbung zeigten. Auf dem Titelbilde von Ellis' Werk ist eine solche „Landschaft" dargestellt.

Die Baumeister der zierlichen Bäumchen führen in der Wissenschaft den Namen Sertularia argentea Ell. Sol. Sie heften sich teils auf festen Meeresboden, teils auf Steine, Muschelschalen u. dgl., und das dichte, mit Reif überzogene Zwerggesträuch kommt dadurch zustande, daß die mit bloßem Auge kaum noch zu erkennenden Polypentierchen zahllose Knospen treiben, welche in dauerndem Zusammenhange stehen. Auch die einzelnen Tierchen stehen durch einen gemeinschaftlichen Zentralkanal, durch den die Nahrung zugeführt wird, mit einander in Verbindung. In gewissem Sinne kann man auch in dieser Kolonie von einer Arbeitsteilung reden, indem man zwei verschiedene Formen von Polypen unterscheiden kann, nämlich solche, welche hauptsächlich die Nahrungsaufnahme besorgen, und solche, welche Geschlechtsknospen erzeugen. Dazu kämen noch solche Polypen, denen Mundöffnung und Tentakeln fehlen, und welche wohl hauptsächlich zum Tasten oder Festhalten der Beute dienen. Eine Verwandte der Sertularia, Gonothyraea Lovenii Allm., kommt auch in der Ostsee vor und bekleidet als zierliches Bäumchen sehr häufig die Schalen der Miesmuschel. Jedoch stehen diese Polypenbäumchen den bis zu 30 cm lang werdenden Sertularia-Stöcken an Größe erheblich nach, weshalb diese als „Seemoos" für den Handel keine Bedeutung erlangten. Die Sertularia-Stöcke bilden im Wattenmeere der Nordsee förmliche Wiesen; sie sind von blaßgelber Farbe, lassen sich jedoch leicht grün färben und gewinnen dadurch bedeutend an Ansehen, zumal, wenn die langen Stengel, wie dies gewöhnlich geschieht, in eine hängende Lage gebracht werden. Ihre Verwertung als Schmuckgegenstand verdanken die an sich sehr zart gebauten Gehäuse der Polypen dem Umstande, daß die durch die See von ihrem Standort losgerissenen und ans Ufer gespülten oder durch Netze heraufgeholten Stöcke auch nach dem Absterben der Tiere ihren Zusammenhang infolge ihrer hornigen Beschaffenheit bewahren.

Was mich veranlaßt hat, in unserer „Heimat" einen Aufsatz über das Seemoos zu veröffentlichen, ist nicht allein die Wahrnehmung, daß es auch bei uns dekorative Verwertung gefunden hat, auch nicht das bloße Vorkommen in unserm Wattenmeer, sondern vor allem die erfreuliche Thatsache, daß sich durch das Sammeln und Fischen des Seemooses in den letzten Jahren unsern Wattenfischern an der Westküste eine bis dahin unbekannte Erwerbsquelle eröffnet hat. Wie Dr. Ehrenbaum-Helgoland berichtet,[1]) soll das Seemoos, das schon seit längerer Zeit durch seine Verwendung als Schmuck in Schneckengehäusen und Körbchen Gegenstand des Handels gewesen ist, ursprünglich von England als Rohmaterial

[1]) Die „Mitteilungen des Deutschen Seefischerei-Vereins" bringen in ihrem 6. Heft (Juni 1898) zwei schätzenswerte, inhaltlich sich ergänzende Aufsätze über das „Seemoos" aus der Feder des Königlichen Oberfischmeisters Decker-Altona und des Dr. Ehrenbaum-Helgoland, welche vorliegender Arbeit zu grunde gelegt wurden.

nach Deutschland eingeführt worden sein; hier wurde es dann gefärbt. Bis vor kurzem wurden außerdem große Mengen von präpariertem und gefärbtem Seemoos aus Paris bezogen; denn auch an den französischen Küsten werden die Sertularia-

Seemoosstrauß. *) 1/2 natürl. Größe.

Stöcke geerntet. Der Firma J. Seibt vorm. Becker & Co., Berlin S., Ritterstraße 26, welche hauptsächlich den Handel mit Seemoos in Deutschland betreibt,

*) Das Klischee ist uns von Herrn Klosterkammer-Präsidenten Dr. Herwig in Hannover, dem Präsidenten des Deutschen Seefischerei-Vereins, freundlichst überlassen worden.

das Material bisher aber aus dem Auslande bezog, gebührt das Verdienst, die Gewinnung des Seemooses an unserer deutschen Nordseeküste angebahnt zu haben. Die dortigen Fischer hatten bis dahin die Stöcke achtlos bei Seite geworfen. Das wurde anders, als der Firma durch Vermittelung der zoologischen Station auf Helgoland eine Anzahl Adressen von Fischern und Gemeindevorständen aufgegeben wurde, welche nunmehr zum Einsammeln des Seemooses ermuntert wurden, nachdem es sich herausgestellt hatte, daß sowohl in der Umgegend von Cuxhaven als auch am westfriesischen Wattenmeere bei Büsum große Mengen von Sertularien zu finden seien, die ohne zu große Mühe und Störung des Garneelenfanges abgefischt werden konnten. Wurde auch im Anfang das Sammeln und Fischen des Seemooses nur noch von einzelnen Personen und mehr im geheimen betrieben, so gestaltete sich dieser Betrieb bereits im Herbste 1897 zu einem gutlohnenden Erwerbszweige, dessen Erträge besonders auch den ärmeren Fischerfamilien zu gute kamen, um so mehr, als zur Gewinnung des Seemooses weder größere Fahrzeuge noch kostspielige Geräte erforderlich sind. Wenn die Männer draußen dem Garneelenfange oblagen, dann konnten Frauen und Kinder an gewissen Tagen, besonders nach stürmischer Witterung, das oft massenhaft an den Strand geworfene Seemoos abernten und so dem Familienhaupt in seinem schweren Kampf ums Dasein erfolgreich zur Seite stehen. Die vorhin genannte Berliner Firma zahlt den Fischern 3 ℳ bis 3,40 ℳ für das Kilo reinen und trockenen Mooses. So sind in der letzten Hälfte des vorigen Jahres allein nach Büsum etwa 6000 ℳ für den Erlös des Seemooses geflossen; die ganze deutsche Nordseeküste soll für etwa 10 000 ℳ Rohmaterial geliefert haben. Diese Nebeneinnahmen sind den dortigen Küstenbewohnern um so mehr zu gönnen, als die Küstenfischerei zur Zeit in beklagenswerter Weise darniederliegt, und gerade das Jahr 1897 den Büsumer Garneelenfischern infolge bisher ungekannten massenhaften Auftretens junger Kabljaus (Gadus morrhua) einen nicht geringen Ausfall im Garneelenfange brachte. Während auf dem Watt das losgerissene Seemoos von Männern, Frauen und Kindern entweder direkt aufgelesen oder unter Benutzung von Stellnetzen oder von Bindfäden, die zwischen reihenweise aufgestellten Stöcken ausgespannt sind, aufgefangen wird, versuchen die Garneelenfischer, die Stöcke mittels der Grundschleppnetze vom Meeresboden loszureißen. Nach den Angaben des Königlichen Oberfischmeisters Decker in Altona sind im vorigen Jahre in Büsum 25 Fahrzeuge mit diesem rationellen Betrieb beschäftigt gewesen; die Besitzer hatten eigens für diesen Zweck den Kurren (Grundschleppnetzgestell) mit Draggen zum Losreißen des Seemooses während der Fahrt ihrer Boote vereinigen lassen. Die Ausbeute war sehr lohnend: jeder Kutter förderte täglich bis zu 50 kg Seemoos zu Tage, und einzelne Besitzer verdienten auf diese Weise in kurzer Zeit etwa 100 ℳ. Während die mit der Strömung treibenden Stöcke durch Reibung und Wellenschlag vielfach recht erheblich beschädigt werden, sind die mit Draggen losgerissenen Stöcke tadellos erhalten. Hoffentlich wird auch in diesem Jahre und in der Folgezeit die Seemoosfischerei mit Erfolg betrieben werden können. Oberfischmeister Decker empfiehlt den Fischern, die Polypenernte nicht vor September zu eröffnen, damit den Sertularien-Stöcken genügend Zeit zur Entwicklung bleibe.

Anfangs erregte das rationelle Abfischen des Seemooses allerlei Bedenken, da man befürchtete, daß die Nutzfische ihrer Laichplätze beraubt werden könnten. Man fand nämlich in dem Geäst kleine Eierklümpchen von Hasel- bis Walnußgröße. Doch handelte es sich hier zum Glück nur um die Brut eines als Nutzfisch bedeutungslosen Tierchens, welches in großen Scharen unsere Küstengewässer und die unteren Flußmündungen an der Nordsee bevölkert. Es ist Liparis vulgaris, wegen einer am Bauche vorhandenen Saug- oder Haftscheibe auch Scheibenbauch

genannt, ein Fisch, der den Garneelenfischern den Fangbetrieb außerordentlich erschwert, insofern es große Mühe verursacht, die mit Garneelen zahlreich in Körben und Netzen gefangenen jungen Liparis, unangenehm schleimige Tierchen, aus dem Fange zu entfernen. Da diese Fische außerdem zu den gefährlichsten Feinden der Nordseekrabben gehören, kann es nur erwünscht sein, wenn durch das Abfischen des Seemooses die Bedingung zum Laichen der Liparis sehr erschwert wird.

Herbstwiederkehr.

Es rüttelt rasch zu Füßen
Mir braunes Laub der Wind;
Mein Heimatland, dich grüßen
Will einmal noch dein Kind.

In jungen, hitzigen Tagen,
Da kam's wohl mal zum Ritt,
Daß wir nicht ganz uns vertragen;
Das bringt das Leben so mit.

Mein Haar war kurz geschnitten,
Du hieltest am Väterzopf
Mit seinen Prophetensitten;
Das wollte mir nicht in den Kopf.

Er hat's dir wohl vergolten
Mit übermütigem Scherz;
Doch ob die Lippen auch grollten,
Treu blieb dir immer mein Herz.

Nun bringt ein böses Wetter
Der stürmische Herbst ins Land:
Es fallen so fahl die Blätter,
Die all' ich grün gekannt.

Sie haben die Form von Herzen,
Und über sie stäubt der Schnee —
Mir ist's nicht mehr zum Scherzen,
Mir ist um's Herz so weh.

Mir ist's nicht mehr zum Lachen,
Ich bange nach warmer Hand —
Wir wollen Frieden machen,
Mein liebes Heimatland.

Ich fühl' als Kind mich wieder —
Von eisigem Windesstoß
Umschaudert, duckt sich's nieder
In seiner Mutter Schoß.

Wilhelm Jensen.[1])

Die Neujahrskuchen.

Von **J. Teege** in Bargteheide.

Wenn man unser Vaterland durchquert oder der ganzen Länge nach durchwandert, hat man Gelegenheit, zu beobachten, wie verschieden, oft schon in kurzen Abständen, unser Volk seinen Tisch deckt.

Fig. 1. Schematische Darstellung des „Neujahrseisens."
Länge der Handgriffe 80 cm, Durchmesser der Scheibe 17 cm, Gewicht 11 Pfund.

Ich erinnere nur an die schweren Bohnen- und Mehlsuppen im Westen, sowie an die eigenartigen Getränke Schleswigs, Thee- und Kaffeepunsch. Daß den Hauptfesten, besonders den Festabenden oder den Festvorabenden mit bezug auf

[1]) Obenstehendes Gedicht ist von unserm bekannten Landsmann eigens für die „Heimat" gedichtet worden. Es möge vorbereiten auf eine Charakteristik des Dichters und seiner Werke von Herrn W. Peper in Preetz, die für eine der nächsten Nummern bestimmt ist.

Essen und Trinken besondere Rechte eingeräumt werden, kann uns kaum befremden, muß uns vielmehr selbstverständlich erscheinen. Eine eigenartige Speise dieser Art ist ein Gebäck, Neujahrskuchen genannt.

Man bereitet diese Kuchen besonders in der Umgebung Segebergs in der Zeit zwischen Weihnacht und Neujahr, selten später. Der zähe Teig aus Weizen-, Roggen-, auch wohl Gerstenmehl, wird durch Syrup, Honig oder Zucker gesüßt, durch Anis, Korinthen und Rosinen gewürzt. Milch, Syrup und Fett (Schmalz) werden gekocht, mit Mehl gemengt, dann Anis und Rosinen hinzugethan. Eine Gärung braucht der so entstandene Teig nicht durchzumachen, kann also frisch gebacken werden. Aus dem Teige formt man mit der Hand kleine Kugeln von Apfelgröße und Apfelgestalt, welche Läufer genannt werden, und rollt diese in Mehl auf, damit sie sich besser von dem Eisen lösen, was der zähe, klebrige Teig sonst schwer thun würde. Zu demselben Zwecke bestreicht man die Innenseite der Eisen auch öfter mit einem bereitliegenden Stück Speck.

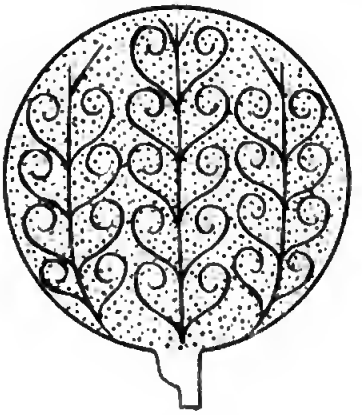


Fig. 2.

Fig. 3.

Die Zeichnungen auf der Innenseite des „Neujahrseisens."

Das mit einem Läufer gefüllte Eisen wird zusammengedrückt, damit sich die Kuchenform ergiebt, und ins Feuer gesteckt; nach kurzer Zeit wird das fertige Gebäck herausgenommen. Nun wird ein zweiter Läufer ins Eisen gethan und dieses gewendet, damit die vorher oben gewesene Seite jetzt nach unten komme; dann erhält man ein gleichmäßig gebräuntes, gares Gebäck. Schon vorher ist der Herd für das Backen zubereitet. Um die Herdöffnung stellt man beiderseits Ziegelsteine in der Kante, wodurch ein langer viereckiger Raum entsteht, den man oben mit darübergelegten Kloben aus grünem Holze schließt. So wird ein ofenartiger Raum geschaffen, aus dem die Hitze nicht verloren gehen kann; die etwa nach oben entweichende zwingt man, die über dem Herde hängenden Kartoffeln zum Kochen zu bringen. Geheizt wird vorzugsweise gern mit recht trockenem, gut zerkleinertem Holze. Die Kuchen eignen sich nur die braungelbe Farbe und die nötige Backreife an bei lustig loderndem Feuer.

Es ist auch nur so ein flottes Fortschreiten des übrigens mühsamen und langweiligen Backens möglich. Ein fertiger Bäcker arbeitet mit zwei Eisen und bringt so wohl die doppelte Arbeit fertig.

Die Kinder helfen eifrig mit; die größeren Knaben spalten Holz, andere tragen es dem Herde zu, die Mädchen zählen und ordnen die Kuchen zu Stiegen.

Eigentümlich ist das zum Backen der Neujahrskuchen dienende Eisen. Die sich unten in einem Niet kreuzenden langen Hebelarme enden mit zwei Kreisplatten von 13 bis 17 cm Durchmesser und 1 cm Dicke, die an ihrer Innenseite geschmückt sind mit eingegrabenen Inschriften, gewöhnlich Namenszüge des Eigentümers mit

Jahreszahl enthaltend, oder mit Bildern verschiedenster Art, Rosetten, Blättern, Ranken, Tierbildern, z. B. Hirsch, Hase. Diese Zeichen treten bei dem Gebäcke als erhabene Bilder auf und erhöhen natürlich seinen Wert, besonders in den Augen der Kinder. Diese Eisen, besonders die Kuchenplatten daran, sind oft wahre Meisterstücke der Grobschmiede und zeigen, mit welchem Fleiße und mit

Fig. 4. Ein kleineres „Neujahrseisen."
Länge der Handhaben 55 cm, Durchmesser der Scheibe 13 cm, Gewicht 4¾ Pfund.

welcher Sauberkeit früher auch in diesem Gewerbe gearbeitet wurde. Ich besitze zwei solcher Eisen, alte Erbstücke aus dem 18. Jahrhundert, die oben abgebildet sind.

Das größere ist 11 Pfund schwer, die Hebelarme daran sind 80 cm lang, die Platten haben einen Durchmesser von 17 cm und sind reichlich 1 cm dick. Die untere Platte trägt auf punktiertem Grunde die Inschrift: Hinrich Blacker und Anna Blackes und die Jahreszahl 1779.

Die untere Platte ist ebenfalls punktiert und außerdem mit 3 stilisierten Blättern geschmückt. Das kleine Eisen wiegt nur 4¾ Pfund, hat eine Schaftlänge von 55 cm und einen Durchmesser von 13 cm, seine Dicke beträgt kaum 1 cm. Die Zeichnung der Innenseite ist besonders sauber ausgeführt und stellt auf beiden Platten hübsche, aber nicht genau gleiche Rosetten dar in einem Kreise, der von einer geschlängelten, eigentümlich geriffelten Linie umsäumt ist. Die Bilder liegen in diesem Eisen tiefer als in dem großen. Es scheint älteren Ursprungs.

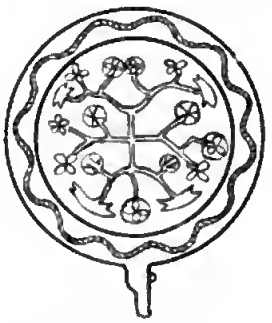


Fig. 5.

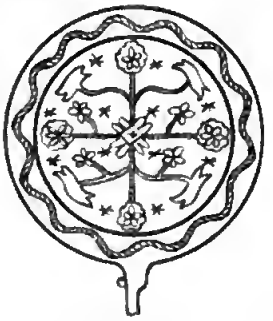


Fig. 6.
Die Zeichnungen auf der Innenseite des kleineren „Neujahrseisens."

Der Tag, an welchem die Kuchen gebacken wurden, war früher in meiner Heimat Fahrenkrug ein Festtag, besonders für Dienstboten und Kinder. Die Knechte und Mägde besorgten das Backen, die Kinder, wie schon oben erwähnt, halfen nach Kräften dabei. Der Lohn für beide blieb denn auch nicht aus. Die Dienstboten wie die Kinder erhielten eine Anzahl (20—30 Stück) dieser Kuchen, die sie sorglich aufhoben und auf eine lange Zeit zu verteilen wußten. Kamen Kinder aus benachbarten Häusern — und der angenehme Geruch des frischen Gebäcks war Lockmittel genug —, so wurden sie beschenkt, trugen auch die frohe Kunde weiter, so daß sich noch andere begehrliche Mäuler meldeten, die ebenfalls zu thun bekamen. Man konnte dies Lungern (Betteln) den Kleinen auch ja kaum übel nehmen, war doch für sie jedes andere Gebäck als Schwarzbrot, selbst ein Rundstück, ein Leckerbissen, der selten geboten wurde. — Wie haben sich in diesem Punkte die Zeiten geändert!

Die Neujahrskuchen dienten und dienen noch als Kaffeebrot.

Aus vergangenen Tagen.

Zur Geschichte des Kartoffelbaues.

Von **J. J. Callsen** in Flensburg.

Die in einem früheren Jahrgange (1897, August) gebrachte Notiz aus den Prov.-Ber. von 1790 über den Kartoffelbau erinnert sehr an den Propsten Lüders in Glücksburg (gest. 1786), der für die Verbreitung der Kartoffel sich viele Mühe gegeben hat. Er nennt sie in seinen Schriften Potatos oder Cartuffel, und noch vor 50 Jahren habe ich in Angeln die Alten von „Pottäsk" reden hören. Da dieser englische Name hier so allgemein gewesen, nehme ich an, daß diese Frucht zu uns von England herüber gekommen ist.

Zur allgemeinen Einführung kam hier im Schleswigschen jedoch die Kartoffel erst durch die um 1760 hereingerufenen Kolonisten aus der Pfalz, Hessen u. a. O. Meine Großeltern, die in der Nähe von Kolonisten aufgewachsen waren, haben uns Kindern oftmals folgendes erzählt:

„Wir hatten gewöhnlich im Garten ein paar Beete mit Kartoffeln, die meistens nur von uns Kindern in der heißen Asche gebraten und dann verzehrt wurden, sehr selten auf den Tisch kamen. Da kamen die Kolonisten. Ihre Kinder, die mit uns in die Schule gingen und der weiten Wege halber den Mittag da bleiben mußten, brachten regelmäßig einen Beutel voll gekochter und abgeschälter Kartoffeln mit, die sie als Mittagsmahl, in Salz getunkt, verzehrten. Wir sahen ihnen oft zu, erbaten uns auch eine Kartoffel, und freundlich und gefällig, wie diese Kinder waren, baten wir nie vergeblich. Die Dinger schmeckten uns so schön, daß wir bald einen Handel mit den Kolonistenkindern anfingen. Wir tauschten Äpfel gegen Kartoffeln ein und glaubten beiderseits einen guten Handel zu machen. Zu Hause aber erweckten wir auch Interesse für die Kartoffel, und nach und nach fingen unsere Eltern auch an, sie in größerem Umfange zu bauen. Sie setzten sich zu dem Ende mit den Kolonisten in Verbindung. Diese pflanzten und bearbeiteten die Frucht und ernteten sie, wofür sie die Hälfte bekamen. — So lernten die Bauern die Kartoffel bauen und brauchten bald die Hülfe der Kolonisten dazu nicht mehr.

Oftmals besuchten wir die Kolonisten, was wir so gerne thaten, da die Leute so freundlich und gemütlich waren. Dann mußten wir mit ihren Kindern essen. Ein Haufe Kartoffeln wurde auf den ungedeckten Tisch geschüttet; jeder bekam ein Häuflein Salz und eine Tasse Milch, und dann lud die Mutter uns so freundlich ein: „Nun, Kinder, esset!" Wie schmeckte uns das so schön!

Bücherschau.

Jahres-Bericht der Männer vom Morgenstern, Heimatbund in Nordhannover. Heft 1. Groß-Oktav. 109 S. und 3 Tafeln. Bremerhaven, Georg Schipper.

„Männer vom Morgenstern?" werden die Leser der „Heimat" erstaunt fragen, und der Zusatztitel „Heimatbund in Nordhannover" wird ihnen eine genügende Erklärung kaum geben. — Wie steht es also um die Morgensternleute?

Da, wo die Fluten der Weser verschwinden in den Wogen der Nordsee, nördlich von Bremerhaven, erstreckt sich zwischen dem Geestrücken des Reg.-Bez. Stade und dem Meere ein nur wenige Kilometer breiter Streifen fetten Marschlandes bis in die Nähe Cuxhavens. Es ist das Land Wursten, eine rechte Nordseemarsch. (Wurster = die auf den Wurten Sitzenden.) Die Weststürme haben freien Zugang; sie würden gar oft das graue Meer über das Land peitschen, wenn die breiten Seedeiche nicht sicheren Schutz böten. Wie die Wurster es verstanden haben, sich wehrhaft zu machen gegen Naturgewalten,

so können sie sich rühmen, niemals auf längere Zeit von Fremden beherrscht worden zu sein. Bis in das 15. Jahrhundert war das Land Wursten eine freie Republik, nur dem Kaiser unterthan. Der Erzbischof Christoph von Bremen versuchte vergeblich, die freien Friesen unter die Herrschaft des Krummstabes zu beugen. Er legte in ihrem Lande eine Zwingburg an, das Schloß „Morgenstern." Mit Hülfe des Herzogs Magnus von Sachsen-Lauenburg machten die Wurster das Schloß dem Erdboden gleich, und wenn auch der Erzbischof die Wurster auf kurze Zeit zinspflichtig machte, so spotteten sie doch:

„De Bischop van Bremen, de deit es uns nich,
Sin Landdrost is uns veel to lich;
De Bischop schall den Dag nich asleben,
Dat wi Friesen den sösteinsten Pennig em geben."

Der Geschichte des „Bundes" nach erfuhr nun der Marschendichter H. Allmers, dessen Heimatsort Rechtenfleth südlich vom Land Wursten weseraufwärts liegt, daß man (im Jahre 1882) die Stelle glaubte wiedergefunden zu haben, an welcher die 1518 zerstörte Burg „Morgenstern" gestanden habe, und daß an der Stelle, hart am Weserdeich bei dem Orte Weddewarden, jetzt ein Wirtshaus stehe. Der Fund großer Balken und mächtiger Grundmauern hatte zu der Meinung Veranlassung gegeben. Dies regte ihn zu einem Gedichte an, in welchem er die Zeiten von 1518 und 1882 gegenüberstellte Als Allmers das Gedicht in einer Versammlung, die in dem genannten Wirtshaus zwanglos zusammengekommen war, vortrug, an „historischer Stätte" also, da wurde beschlossen, einen Bund zu gründen, der zunächst nur Geselligkeit pflegen solle. Unter den Gründern des Bundes waren außer Allmers der Stadtdirektor Gebhard in Bremerhaven (jetzt in Lübeck) und der Bürgermeister Fels in Lehe. Man nannte den Klub „Bund der Männer vom Morgenstern." Allmers vor allen brachte poetischen und historischen Sinn in den Bund, und bald fanden die Versammlungen nicht mehr ausschließlich im Stammlokal statt; man richtete Wanderversammlungen ein. Seit der jetzige Schriftführer des Bundes, Dr. Bohls in Lehe, in ihm wirkt, hat der Bund weitere Kreise für sich gewonnen, eine prähistorische Sammlung angelegt und sich zu einem Verein für Heimatkunde an der Elb- und Wesermündung ausgestaltet. § 1 seiner Satzungen lautet: „Der Verein der Männer vom Morgenstern ist ein wissenschaftlicher und hat den Zweck:

1. die Quellen für die Heimatkunde zu erforschen,
2. durch Vorträge und wissenschaftliche Veröffentlichungen die Heimatkunde zu erweitern und die Liebe zur Heimat zu pflegen,
3. die darauf Bezug habenden Funde und Denkmäler zu erwerben und für die Allgemeinheit zu verwerten."

So strebt der Bund an seinem Orte mit dem „Verein für Natur- und Landeskunde" gleichen Zielen zu. Es ist freudig zu begrüßen, daß in einem Gebiete, wo Heimatsforschung so gut wie garnicht betrieben wurde, durch die Arbeit gleichgesinnter Männer das Heimatsgefühl wieder neu belebt und gekräftigt und die kernige Wahrheit aus dem Allmersschen „Friesenliede" in immer weiteren Kreisen fruchtbar gemacht wird:

„Wer die Heimat nicht liebt und die Heimat nicht ehrt,
Ist ein Lump und des Glücks in der Heimat nicht wert!"

Leider sind die Männer vom Morgenstern nicht in der glücklichen Lage, eine Monatsschrift wie unsere „Heimat" zu besitzen. Ihr „Jahresbericht" legt aber Zeugnis ab von fleißiger, geordneter und zweckmäßiger Arbeit. Er enthält 4 Aufsätze. Naturgemäß haben dieselben vorwiegend lokalen Charakter. Dieser Umstand läßt es auch gerechtfertigt erscheinen, daß ich über sie nur kurz berichte. Der erste Aufsatz enthält eine Chronik des Fleckens Lehe. Der Chronist versteht namentlich die bewegten Tage aus der Franzosenzeit lebhaft und anschaulich zu schildern. Im zweiten Aufsatz erfahren wir über „Die Namen der Wurster Siedlungen," die von Dr. H. v. d. Osten „sprachlich und sachlich geordnet und erklärt" sind. Der auch dem Leserkreise der „Heimat" nicht unbekannte Altertumsforscher Detlessen spricht im dritten Aufsatz über „Die Beziehungen der Römer zur Nordseeküste zwischen Weser und Elbe." Der vierte Aufsatz endlich bringt eine Abhandlung von Dr. Bohls: „Über einige Steinkammergräber des Kreises Lehe." Sicherlich wird der Aufsatz jeden Altertumsforscher interessieren. Der augenscheinlich äußerst sachkundige Verfasser legt in ihm seine eigenen Forschungsergebnisse dar über die beiden Steinkammergräber im Kreise Lehe, der bekannt ist durch seinen Reichtum an Altertumsbauten (Bülzenbett, Pipinsburg, Heidenschanze und Heidenstadt). Diesem Aufsatze sind 3 Tafeln beigefügt (Photographien der Steinkammergräber, Lageplan und Grundrisse derselben).

Möge der „Bund der Männer vom Morgenstern" immer mehr wachsen, zum Segen seiner engeren Heimat und damit zum Heil des ganzen deutschen Vaterlandes.

K. Jungclaus in Kiel.

Mitteilungen.

1. Beim Schlittenfahren. (Vgl. „Heimat" 1898, S. 244.) Zur Callsenschen Darlegung („Heimat" 12, 1898) über den Ursprung der Zurufe der Flensburger Knaben beim Schlittenfahren usw. erlaube ich mir, meine Ansicht kundzugeben hinsichtlich der Ausdrücke: „Heiror!" „Heira!" „Seiror!" „Seira!" Dies sind danach entstellte Formen der Zurufe: „Hei dor!" (Er dal ergänzt: gebe er acht!) und „Sei dor!" Letztern Ausdeuck hörte ich einmal unverfälscht aus dem Munde eines Dienstmanns an einem Hamburger Bahnhofe. Ähnlich ist das „Waarschu!" „Worschuv!" entstanden aus dem „Wohrt ju!" (Hütet euch!) Die Ausrufe wären danach deutschen Ursprungs.

H. N. Molsen in Flensburg.

2. Über das „Hackern." (Vergl. Jahrgang 1898, Nr. 12.) Das Hackern ist eine besondere Form des Glitschens, es wird der nachgleitende Fuß (gewöhnlich ist es der linke) in schnellem Tempo abwechselnd gehoben und wieder niedergesetzt, während die Last des Körpers auf dem vorderen Fuße ruht. Ein guter Hackerer kann auf einer langen Glitsche wohl zwanzigmal aufklappen. — In Hamburg wird beim Glitschen in der Bedeutung des „Bahn frei!" der Ruf „Henkeldaar" oder „Henkelidaar" ausgestoßen; zu erklären ist der Ruf wohl kaum, — am leichtesten könnte man wohl an „einhenken" oder „einhängen" denken, weil die Reihe der Glitschenden sich zuweilen zu einer Kette formiert. Die Jugend denkt sich nichts bei dem Rufe. Die Fertigkeit im Glitschen stirbt aus; man sieht selten mehr einen Glitschenden, welcher „in der Hucke" (Hocke) glitscht. Auch das Hackern ist wenig mehr zu finden; schuld daran sind die für die Großstadt allerdings nötigen Polizeiverbote des Glitschens auf den Fußwegen, das Sand- und Aschestreuen, der sofortige Abfluß des Wassers in die Sielöffnungen, sodaß die Rinnsteine leer sind, die Verwendung irgend wie passender Wasserflächen zur Anlage von Eisbahnen für Schlittschuhläufer und vor allem die Abnahme des Gebrauchs der Holzpantoffeln, auf denen es sich bekanntermaßen am besten glitscht. Die Jugend würde auch heutigen Tages noch gerne glitschen; das sieht man am besten, wenn auf dem Spielplatze die Verhältnisse für die Anlage von Glitschen günstig sind. — Ich erwähne noch, daß die Kinder hier den Schlitten der Erwachsenen nachrufen: Fleujäger, ein Ausruf, der wohl an die Geschwindigkeit der kleinen sechsbeinigen Panzerritter erinnern soll.

Partz in Hamburg.

3. Weißer Bogen im Nebel. Nach einem Zeitungsbericht soll es auch einen weißen Regenbogen geben, und den Zweiflern wird die Thatsache entgegengehalten, daß der Beobachter ein auf diesem Gebiet erfahrener Fachmann sei. Diese Mitteilung erinnert mich lebhaft an eine eigenartige Naturerscheinung, die ich am Abend des 18. August 1886 beobachtete und nach meinen Notizen hier mitteile. Am Tage hatte es bei hoher Temperatur reichlich geregnet, und es war ein schöner, stiller Abend gefolgt. Da stiegen starke Nebelschichten aus den Niederungen zu ziemlicher Höhe empor. Gegen ½11 Uhr befand ich mich auf dem Rückwege von Kisdorf nach Ulzburg an einer niedrigen Stelle; der Mond stand ziemlich hoch am Himmel. Vor mir befand sich in einiger Entfernung eine hohe Nebelschicht, in der ich nun zu meiner größten Überraschung einen prächtigen weißen Bogen erblickte. Mit der Nebelwand näherte sich auch der Bogen, der bald an der Erde seine Fortsetzung bis zu meinen Füßen fand und mir bei jeder Seitwärtsbewegung folgte. Ich blieb staunend am Beobachtungsorte und sah nun mit dem Vorrücken der Nebelschicht bald die prächtige Erscheinung schwinden.

Eschenburg in Holm.

4. Ausschmückung unserer Gotteshäuser bei besonderen Festlichkeiten. Eine Korrespondenz aus dem Kreise Stormarn in Nr. 228 der „Itzehoer Nachrichten" vom 1. Oktober 1898 berichtet: „Eine schöne Sitte hat sich seit langen, langen Jahren im Kirchspiel Reinfeld erhalten. Der Reihe nach bringen dort alljährlich die Gemeinden einen Erntekranz in die Kirche zu Reinfeld, welcher dort gelegentlich des Erntedankfestes aufgehängt und dann in dem Gotteshause aufbewahrt wird. Die jungen Mädchen des jeweiligen kranzspendenden Dorfes suchen eine Ehre darin, den Erntekranz so schön wie möglich zu gestalten." — In Henstedt (im Kreise Segeberg) wird die Kirche bei besonderen festlichen Gelegenheiten, wie z. B. beim Missionsfeste oder bei der Zentenarfeier, schön bekränzt. Am Weihnachtsfeste steht an jeder Seite des Altars ein schöner Tannenbaum, geschmückt mit weißen Papierblumen und flammenden Kerzen.

Eschenburg in Holm.

5. Nutt, butt, jiepsteert — ein Jugendspiel hinterm Ofen. (Vergl. „Heimat" 1898 Nr. 4, S. 94.) Über dieses Spiel wird mitgeteilt, daß in der Nortorfer Gegend nicht bis drei, sondern bis acht gezählt wird. Dabei werden folgende Ausdrücke verwendet: 1. Nutt; 2. Putt; 3. Jipp (Jep); 4. Stirt; 5. Hingst; 6. Perd; 7. Pag; 8. Tat. Gespielt wird um Nüsse oder Marmel (Läufer).

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 2. Februar 1899.

Die Ziele der neuplattdeutschen Bewegung.

Rede, gehalten am 14. plattdeutschen Verbandstag, den 3. Oktober 1898, zu Kiel von Oberlehrer **Hermann Krumm.**

II.

Wenn sich in den „Maientagen" der plattdeutschen Bewegung, z. B. in den „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch" unseres Groth, wohl der Gedanke hervorwagte, das Plattdeutsche müsse als gleichberechtigte Schwester wieder neben das Hochdeutsche eingesetzt werden — was übrigens der Dichter selbst in der vorzüglichen Schrift: „Über Mundarten und mundartige Dichtung"*) später wesentlich einschränkte —, wenn immer wieder von einer gesamtniederdeutschen Sprache geredet wird, die alle dialektischen Verschiedenheiten von der Schelde bis zur Weichsel in sich verschmelzen solle, so sind das Träume, die vor dem nüchternen Tageslicht verblassen. Es mag manchem hart ankommen, aber es ist durchaus notwendig, derartige Utopieen aus dem Hirne auszureuten. Die Geschichte läßt sich nicht schulmeistern, das vorwärts rollende Rad der Zeit nicht zurückwälzen. Um so mehr aber ist es unsere Pflicht, die Erreichung des Möglichen mit allen Mitteln zu erstreben. Unser geliebtes Plattdeutsch, noch auf lange Zeit hinaus, als lebendige Sprache des Volkes zu erhalten, das ist wahrlich des „Schweißes der Edlen" wert, sowohl um seiner selbst als unserer Schriftsprache willen, sowohl im Interesse unserer Eigenart, die sich in ihm ausprägt, als auch im Interesse des gesamten deutschen Vaterlandes.

Gestatten Sie mir hierüber einige Worte! Es hieße Zeit und Odem unnütz vergeuden, wenn ich vor einer Zuhörerschaft, wie sie diesen Saal füllt, mich darüber verbreiten wollte, was das Plattdeutsche unserm Herzen ist. Alle haben wir die tiefen Wirkungen verspürt, die seine Klänge auf uns ausüben. Manchem von Ihnen sind vielleicht die Thränen der

*) Diese Schrift, die ich für meine Ausführungen in vielen Punkten gerne benutzt habe, ist lange nicht bekannt genug. Hoffentlich wird sie recht bald in dem leider immer noch ausstehenden 5. Bande der „Gesammelten Werke" Groths, der alles Wissenschaftliche und Kritische aus seiner Feder umfassen soll, zum Wiederabdruck gelangen.

Digitized by Google

Rührung ins Auge gestiegen, wenn er sie draußen in der Ferne vernahm, teuer und längst entschwunden wie seine Heimat. Wir wissen, welch tiefer Wohllaut in dieser Sprache schlummert, der jederzeit durch den rechten Meister geweckt wird, wie innig und reich sie ist, wie sie uns lachen und weinen machen kann in einem Atemzuge: eine volltönende Orgel, der kein Register fehlt, für den Ausdruck aller Gefühle der Menschenbrust jeder anderen Sprache ebenbürtig, dem Schriftdeutschen, schon wegen ihrer unberührten Ursprünglichkeit, in diesem Punkte sicher überlegen. Eine solche Sprache mit allen Mitteln zu pflegen und zu bewahren, ist heilige Pflicht aller, denen sie von Kindheit an vertraut ist.

Es sollte aber auch niemand unterlassen, unsere Bestrebungen zu unterstützen, der einen klaren Blick und ein warmes Herz für die Entwicklung der allen gemeinsamen hochdeutschen Schriftsprache hat. Der berühmte Sprachforscher Max Müller stellt das Verhältnis der Mundarten zur Schriftsprache unter folgendem Bilde dar: „Schriftsprachen," sagt er, „gleichen stagnierenden Seen an der Seite großer Ströme. Sie bilden Reservoirs von dem, was einst laufende Sprache war. Mitunter möchte es scheinen, als wäre der ganze Strom lebender Sprache in diese Seen abgeflossen; aber es ist Täuschung." Oder er vergleicht die Schriftsprache mit der Eisfläche auf einem gefrorenen Strome. „Glänzend ist sie, glatt, aber starr und kalt." — Zu unserem Heile ist das Hochdeutsche von dieser Periode fossiler Erstarrung, die das Leben ausschließt, noch weit entfernt. Welcher ernsthafte Mann aber, der unsere Zeitungen und Zeitschriften aufmerksam liest, kann leugnen, daß sie sich in einem hoffentlich vorübergehenden Zustande der Barbarei befindet? Wie kann es auch anders sein in einer Zeit massenhafter Produktion und hastiger Vielschreiberei, welche die Erkenntnis zu verlieren scheint, daß das Schreiben eine Kunst ist, die gelernt sein will! Undeutsche Konstruktionen und Wortstellungen nehmen immermehr überhand, ohne sonderlichen Anstoß bei Schreibenden und Lesenden zu erwecken. Wie viele sind es denn, deren Sprachgefühl verletzt wird, wenn sie auf schiefe Bilder, jeder Anschauung bare, unsinnliche Ausdrücke stoßen, die schließlich in reinen Unsinn ausarten, auf „brennende Fragen, die, wie aus sicherer Quelle verlautet, bald zum Austrag kommen werden," oder ähnliche, oft viel weniger harmlose Stilblüten! Derartiges fliegt jeden von uns bei gedankenloser Lektüre der Tageslitteratur an und wirkt, da die Gewohnheit der ärgste Tyrann des Menschen ist, ansteckend wie eine Pest. Das Gift ist tief bis in das Mark unserer Litteratur eingedrungen. Schriftsteller, die strenge Anforderungen an sich selbst stellen, ernten heutzutage keineswegs Anerkennung dafür. Häufung unklarer Bilder und greller, zusammenhangsloser Attribute in der Poesie blendet nicht nur die Massen, auch viele, die sich höchlich beleidigt fühlen würden, wenn man ihnen die ästhetische Bildung abspräche. Wen nimmt es da noch Wunder, daß die Geschmacklosigkeit und Stillosig-

keit zunimmt, daß es bereits zahlreiche Schriftsteller giebt, die ihre Berühmtheit wesentlich dem Umstande verdanken, daß sie die Einfalt und Ehrlichkeit des Ausdrucks verlernt haben? Kurz: die Phrase sitzt auf dem Thron und macht sich breit; man kann sie geradezu als die Krankheit unserer Zeit bezeichnen. Da beginnt derjenige, der den Krankheitsstoff noch nicht in sich aufgenommen hat oder wieder ausstoßen möchte, sich zurückzusehnen nach wahrer, naturvoller Rede. Wo wäre aber der Jungbrunnen, aus dem unser Schriftdeutsch sich wieder aufs neue Gesundheit holen kann, wenn nicht eben die Mundart, nicht zum wenigsten unser Plattdeutsch? Ein mundartiger Dichter mag sich platt, gemein und trivial geben — die Versuchung dazu ist für ihn viel größer als für den, welcher sich der Schriftsprache bedient —, phrasenhaft kann er nicht sein, solange er den der Mundart gesteckten Kreis nicht überschreitet. Anschauung muß er besitzen, solange es ihm nur darum zu thun ist, das innerste Leben seines Stammes konkret darzustellen. Und so mögen garwohl die fälschlich für vulgär gehaltenen Mundarten recht bald dazu bestimmt sein, wie die Wasser des Frühlings sich zu erheben, das Tote und Verbildete in der alternden Schriftsprache hinwegzuschwemmen und neuen Saft in alle ihre Adern zu gießen.

Doch richten wir die Blicke weiter von der Sprachentwicklung auf die allgemeine Entwicklung unseres Volkes! Ist es nicht den Besten unserer Zeit immer klarer geworden, daß Vaterlandsliebe ohne Heimatsliebe undenkbar, ein leerer Schall ist? Überall sehen wir in Deutschland das Gefühl für die Stammeszusammengehörigkeit erstarken. Man erkennt, daß die Erhaltung der Eigenart, für die machtvolle und originale Entfaltung von Kunst und Litteratur geradezu unentbehrlich, auch auf allen anderen Gebieten des öffentlichen Lebens höchst segensreich ist. Ist das etwa ein Rückschritt gegenüber den patriotischen Einheitsbestrebungen früherer Tage? Gewiß nicht. Ohne die Klammer, die uns alle zusammenhält, irgendwie lockern zu wollen, wehren sich alle deutschen Stämme, die so etwas wie Individualität besitzen, gegen das im innersten Kerne undeutsche Centralisieren und Schablonisieren des führenden Staates im geeinten Vaterlande. Das ist ihr gutes Recht. Eine sichere Bürgschaft für die Bewahrung der Stammeseigenart gewährt aber einzig und allein die erfolgreiche Verteidigung der Mundart, denn nur in ihr kommt sie zur Erscheinung, an sie ist sie gebunden. Der Stamm, der seine Mundart nicht mehr zu erhalten imstande ist, streicht sich selbst aus und verzichtet darauf, sich in der ferneren Entwicklung des Gesamtvaterlandes zur Geltung zu bringen. Ich hoffe, daß man das von uns Niederdeutschen nie sagen wird. Wir wissen, welche Rolle wir in dem bis jetzt nur durch Blut und Eisen geeinigten Deutschland, dessen innere, organische Einigung erst das Werk jahrhundertelanger friedlicher Kämpfe und unblutigen Ringens der vielfach noch widerstrebenden Elemente sein wird, spielen können und

haben keineswegs die Absicht, darauf zu verzichten. Der Niederdeutsche, der sich selbst retten und das Wohl der Allgemeinheit fördern will, hat Grund, sich unseren Bestrebungen für den Schutz des Plattdeutschen anzuschließen.

Absichtlich habe ich mich in den letzten Ausführungen nur auf allgemeine Andeutungen beschränkt. Wer hier bis zum letzten Grunde vordringen wollte, würde doch nur diejenigen überzeugen, deren Fühlen derselbe Pulsschlag in Bewegung setzt. Die Pflicht aller plattdeutsch redenden Deutschen, den ihre Stammessprache vernichtenden Einflüssen einen Damm zu setzen, habe ich dargelegt. Wie sollen wir sie erfüllen? Durch treueste Arbeit im einzelnen. Wenn wir ernstlich wollen, können wir täglich und stündlich für unsere Sache thätig sein. Wenn wir alle im Verkehr unter einander, ohne Rücksicht auf die trennenden Unterschiede von Stand und Bildung, stets plattdeutsch sprechen, sobald das Herz uns dazu treibt, sollte es nicht doch schließlich gelingen, das Vorurteil, als ob man sich damit etwas vergäbe, zu brechen? Ich möchte es hoffen, denn sonst ist alle Mühe vergeblich. Auf die segensreichen Wirkungen, die sich daraus für das so unendlich zerklüftete, oft geradezu lächerliche Formen annehmende gesellschaftliche Leben, namentlich in unsern kleineren Städten, ergeben könnten, in denen sich die sogenannten „Honoratioren" von dem „Volke" zu ihrem eigenen unberechenbaren Nachteil grundsätzlich scheiden, will ich nur beiläufig hinweisen. — Gewiß giebt es eine Grenze: die Sprache der Wissenschaft, der logischen Entwicklung kann das Plattdeutsche nicht wieder werden. Ich muß gestehen, daß ich, trotz meines plattdeutschen Herzens, in arge Verlegenheit geraten wäre, wenn ich das, was ich heute abend zu sagen habe, in ein plattdeutsches Gewand hätte kleiden müssen. Ebenso wenig wird es jemals wieder die Sprache des öffentlichen Lebens, der Kirche und Schule werden. Namentlich letzteres wird von einigen Heißspornen unter den Anwälten des Plattdeutschen immer wieder übersehen. Es ist thöricht, zu verlangen, daß der Lehrer der Volksschule vom Plattdeutschen, als der dem Gesichtskreis der Schüler nächstliegenden Sprache, ausgehe; wohl ist dagegen eine weit größere Berücksichtigung der überaus reichen plattdeutschen Litteratur im Rahmen der deutschen Lehrpläne aller Schulen, auch der höheren, möglich und daher energisch zu erstreben. Lassen Sie uns vor allem aber treu an unserm Liebling festhalten, sobald wir den Hausrock angezogen haben und uns die Brust im freien Gespräche lüften! — Lassen Sie uns auch nicht nur den augenblicklichen, bereits stark verringerten Besitzstand des Plattdeutschen wahren, sondern pietätsvoll versuchen, manch vergessenes, staubbedecktes Erbe der Vergangenheit in die jetzige Sprache hinüberzuretten! Es giebt so viele kernniederdeutsche Worte, voll sinnlicher Kraft, die man sich gewöhnen sollte für die in plattdeutschem Munde besonders scheußlich klingenden, steifen Übersetzungen hochdeutscher Eindringlinge einzuführen. — Wann

wird ferner an die Stelle der abschreckenden Willkür unserer Orthographie ein wohlgeordnetes, dem gesprochenen Laute sich zwanglos anschmiegendes System treten? — Sie sehen: einige Punkte unseres gemeinschaftlichen Arbeitsprogrammes habe ich Ihnen genannt. Rüsten wir uns zu thatkräftigem Werke: wie sollte der Segen da ausbleiben?

Doch vor allem ist ein letztes so wichtig, daß wir es in den Satzungen unseres allgemeinen Verbandes als ein zweites Hauptziel unseres Strebens auf die Arbeit für den Schutz und die Reinhaltung der „Moderspraak" folgen lassen. Wir wollen uns bemühen, heißt es da, daß die plattdeutsche Litteratur die Höhe sich bewahre, zu der sie Groth und Reuter einst erhoben haben. Ein stolzes Wort! Wie vielverheißend waren doch jene Anfänge, fast niederdrückend für die Nachgeborenen! In Groth und Reuter sind uns Plattdeutschen zwei Dichter geschenkt worden, einzig in ihrer Art, von umfassender, aber grundverschiedener Begabung, die beide auf ihrem Gebiete den Späteren das beste vorweggenommen haben. Schon mit der Art aber, wie viele Niederdeutsche sie beurteilten, gerieten wir auf einen verhängnisvollen Abweg, glaube ich. Unser Burns und unser Dickens, einer der ersten lyrischen Dichter der Deutschen und unbestritten ihr erster Humorist — wie konnte man doch so thöricht sein, sie zu vergleichen, einen gegen den anderen auszuspielen? Freilich: auf dem Vergleichen, dem Messen und Wägen beruht im letzten Grunde alle Kritik, und wer sich dagegen sträubt, möchte nur dem wertlosen Schund dieselbe dauernde Geltung sichern wie dem echten Kunstwerk. Aber ein Verständiger vergleicht doch nur das Gleichwertige und läßt das gänzlich Verschiedene in seiner abgerundeten Eigenart neben einander bestehen. Die sinnige Betrachtung, die wortkarge Innigkeit des Holsten hat garnichts Verwandtes mit dem breiten, behaglichen und doch die Tiefen des Lebens ausschöpfenden Humor des Mecklenburgers. So freuen wir uns doch, daß „wir die beiden Kerls besitzen," und hören endlich einmal auf, den einen auf Kosten des anderen herauszustreichen! Hier ist von gewissenlosen und hämischen Federn viel gesündigt worden, die namentlich den von seinem Standpunkt aus sehr gerechtfertigten Protest Groths gegen „Läuschen un Rimels," das sicherlich wertloseste Werk Reuters, mehr als billig aufgebauscht haben. Es wird Zeit, den Streit zu begraben, der bereits viel Unheil gestiftet, arge Verwirrungen und Zerwürfnisse unter uns Plattdeutschen angerichtet hat. Wenn wir uns zum Schutze der bedrohten plattdeutschen Sprache sammeln wollen, dürfen wir nicht das Trennende, sondern das Gemeinsame betonen; an die Stelle der engen Landsmannschaftsverbände muß, wenn der Erfolg den Erwartungen entsprechen soll, die weite, alle Gegensätze versöhnende plattdeutsche Vereinigung treten.

Jedenfalls sind die beiden Dichter, von denen ich ausging, die noch immer unerreichten, auch schwerlich wieder erreichbaren Spitzen der neuplattdeutschen Litteratur. Doch auch auf die sie umgebenden Dichter richten

sich unsere Augen mit stolzer und dankbarer Freude. Welche stattliche Schar kerngesunder Gestalten tritt uns da entgegen: Brinckmann, Stillfried, Fehrs, Meyer, Mähl, Trede, Kloth und wie sie alle heißen mögen! Mit unwandelbarer Treue haben sie an ihrem Volksstamm gehangen, seine Eigenart ergründet und tief in ihre Poesie geprägt, die plattdeutsche Litteratur bereichert und erweitert. Doch jetzt sind auch sie schon dahin oder zu Veteranen der Kunst und des Lebens geworden, und man fragt sich voll banger Sorge: Wo bleibt der Nachwuchs, das junge Geschlecht? Man hört wohl munkeln, vielleicht auch von übelwollenden Feinden unserer Sache mit einer gewissen Schadenfreude offen aussprechen: Da seht den Einfluß der allmählich vordringenden hochdeutschen Bildung, die ihr umsonst bekämpft! Ist nicht schon die Generation derer dahingeschwunden, die nicht nur plattdeutsch schrieben, sondern auch plattdeutsch dachten und fühlten, die mit ihrer Mundart verwachsen waren, sie nicht nur wie eine fremde Sprache nach äußeren Regeln oder in Nachahmung früherer Muster handhabten? Ich will es nicht verhehlen, daß, wenn ich die neuesten plattdeutschen Erzeugnisse lese, mich manchmal etwas wie Furcht beschleicht, ob unsere beste und schneidigste Waffe nicht stumpf und rostig zu werden beginnt. Doch wer weiß, ob nicht bald ein neuer Trieb an dem kerngesunden alten Baum ausschlägt? Unsere Aufgabe ist jedenfalls, nicht zu verzagen, überall für die Verbreitung und Wertschätzung des vorhandenen Guten zu sorgen, die alten Traditionen treu zu hegen und fortzupflanzen, vor allem es nie an Selbsterkenntnis und Selbstzucht fehlen zu lassen, damit wir nicht Gefahr laufen, das eben Gewonnene wieder zu verlieren. Die ernsteste Mahnung möchte ich an das junge Geschlecht, namentlich an das produzierende, richten: Zeigt euch der Gründer und Meister der plattdeutschen Litteratur stets würdig, haltet den Schild der Muttersprache blank und rein, daß er weithin leuchte! Wachet darüber, daß, wenn die alten Vorwürfe aufs neue wieder aufleben, Platt sei doch eigentlich gemein und verdanke seine packende Wirkung nur der Lust am Gemeinen, jeder Ehrliche sie sofort als Verleumdungen erkenne! Fern liegt es mir, über den derben und possenhaften Spaß, der sich längst das Bürgerrecht in allen Litteraturen erworben hat, den Stab zu brechen, auch wenn er über die Grenzen des Wohlanständigen hinausgehen mag. Aber von den „Läuschen un Rimels“ ist noch ein weiter Schritt zu den Rohheiten witzloser Parodien, die uns um so verächtlicher sein sollten, weil sie sich in das Gewand der geliebten „Moderspraak“ kleiden, um die eben erst geadelte zu entweihen und zu schänden.

Keine leichten Aufgaben sind es wahrlich, die unserer harren, aber ich glaube, wenn wir den Ernst und die Schwere unserer Verpflichtungen fühlen, ist es noch nicht zu spät. Es muß uns gelingen, die Säumigen und Abtrünnigen aufzustacheln, uns zu helfen, die berechtigtste aller Eigentümlichkeiten uns Plattdeutschen zu bewahren: eine ausgebildete Stammes-

sprache und eine blühende, gesunde mundartige Litteratur. Wir wollen ja nicht das historisch Gewordene bekämpfen, wir wollen nur daneben unsere Sprache und Eigenart behaupten, weil wir überzeugt sind, daß wir uns ihrer noch mit Recht rühmen können, daß sie den Untergang, der ihnen prophezeit wird, noch lange nicht verdienen.

Un so denn, Hand up't Hart! Eenig wüllt wi sin, un „Plattdütsch" is de Ehrennam, de uns all tausamenhöllt. Unſ' ole nedderdütsche Sprak un nedderdütsche Art sall uns keen Düwel nehmen, so lang se uns sülwst noch an't Hart wussen is. — Jungs, holt fast!!

Geschichtliche Entwicklung des Herzogtums Schleswig bis zu seiner Vereinigung mit Holstein.

Von H. E. Hoff in Kiel.

II. Entstehung des Herzogtums Schleswig.

„Die Anfänge des eigentlichen Herzogtums, seine Scheidung von Nordjütland auf Grund geographischer und alter politischer Verhältnisse, sind noch heute in ein gewisses Dunkel gehüllt. Wohl wissen wir, daß es in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts Gestalt gewann, aber die Ursachen, die zu diesen Ergebnissen führten, entziehen sich unserer näheren Kenntnis," sagt Professor Sach. Urkunden sind erst aus der Zeit Waldemars II. erhalten; doch war das, was damals geschah, durch Verhältnisse bedingt, die in die alte Zeit zurückweisen.

Wir haben gesehen, daß Gorm der Alte und sein Sohn Harald Blauzahn in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts ein dänisches Gesamtreich stifteten und ihre Herrschaft nach Besiegung der Kleinkönige in Jütland und im späteren Herzogtum bis zur Schlei ausdehnten. Zu Jelling bei Veile war der Königssitz, denn hier errichtete Gorm seiner in Lied und Sage gefeierten Gemahlin Thyra Danebod (d. h. „der Dänen Trost") einen Runenstein mit der Inschrift: „König Gorm machte dies Grabdenkmal für Thyra seine Gattin Dänemarks Heil." Sein Sohn setzte den Eltern hier ebenfalls einen Stein, und es ist hochinteressant zu lesen, wie er auf diesem Steine sich selbst der Vollendung der von seinem Vater begonnenen Staatenbildung rühmt: „König Harald ließ dies Grabdenkmal für Gorm seinen Vater und Thyra seine Mutter machen, der Harald, der sich ganz Dänemark und Norwegen unterwarf und die Dänen zu Christen machte." (R. v. Liliencron. Deutsche Rundschau 1893.)

Das Danewerk, diese alte Grenzhut im Süden des Reiches, wurde fortwährend verstärkt, so noch von Waldemar dem Großen und der Königin Margareta Sambirira. Hinter dem Dänenwall lag die alte Stadt Schleswig, eine Gründung der Angeln, von ihnen Sliesthorp oder Sliaswic (Bucht an der Schlei), von den Dänen Hedeby, d. i. Ort an der Heide genannt. Als Königssitz in heidnischer und Bischofssitz in christlicher Zeit ausgezeichnet, als bedeutender Handelsplatz weithin bekannt, spielte Schleswig wegen seiner Lage hinter dem Dänenwall in der Verteidigung des Reiches eine hervorragende Rolle. Hier gab es schon frühe königliche Befehlshaber, Präfekten, deren Hauptaufgabe der Schutz der Grenze war. Zu dem Ende hatten sie in dem umliegenden Gebiete, vielleicht bis zur Königsau, jedenfalls auch in der alten Schleswiger Mark die Militärgewalt und

Digitized by Google

wahrscheinlich auch die höhere Gerichtsbarkeit in Händen. Das Amt eines königlichen Statthalters zu Schleswig war also sehr wichtig.

Im 11. Jahrhundert wurde die Südgrenze von den Ostseeslaven oder Wenden arg bedrängt. So lesen wir, daß im Jahre 1043 die Wenden durch das Danewerk brachen und sengend und brennend bis nach Ripen zogen. Plötzlich landete König Magnus in Schleswig und zog nordwärts an die große Landstraße, den Ochsenweg. Auf der Lürschauer Heide erwartete er die mit Beute beladenen Wenden und schlug sie in einer mörderischen Schlacht. Von dieser Zeit an finden wir in Schleswig königliche Prinzen als Statthalter. Unter Knud dem Heiligen, der 1086 starb, war sein Bruder Oluf Vorsteher zu Schleswig. Oluf folgte ihm in der Regierung und ernannte nun seinen Bruder Björn zum Statthalter in Schleswig. Es muß besonders hervorgehoben werden, daß wir in der Stellung dieses militärischen Befehlshabers zu Schleswig die Anfänge zur Selbständigkeit des schleswigschen Landes erblicken müssen. Besondere Umstände kamen hinzu, um die Keime der Neubildung in ihrem Wachstume zu begünstigen. Daß die nationalen Verhältnisse dabei eine Rolle gespielt haben, ist an sich klar. Zu Urnehöved finden wir ein Landthing, das bis zur ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts hinauf sich nachweisen läßt, vielleicht aber schon im 11. Jahrhundert existierte. Es ist ein Beleg dafür, „daß sich eine Sonderstellung dieser Gebiete schon angebahnt hatte, ehe noch von einem eigentlichen Herzogtum die Rede war."

Noch ein Umstand verdient hervorgehoben zu werden, der die Entwicklung zur Selbständigkeit begünstigte, das war die althergebrachte Thronfolgeordnung in Dänemark. Das Königreich war ein Wahlreich, so daß kein Fürst Regierungsgewalt ausüben durfte, bevor er vom Volke gewählt war und die Huldigung auf dem Adelthing oder Danehof und den Landesthingen entgegengenommen hatte. Das Volk hielt sich bei der Wahl in der Regel an die regierende Familie und die gebräuchliche Erbfolge. Der älteste Sohn des Königs war nach Dahlmann der nächste Erbe. Starb er vor dem Vater, so folgte der zweite Sohn des Königs, auch wenn jener Söhne hinterlassen hatte. Minderjährige Söhne wurden in der Regel von der Erbfolge ausgeschlossen. So kam es, daß nacheinander 5 Söhne Sven Estrithsons, des Gründers der alten dänischen Königsdynastie, regierten, nämlich: Harald Hein † 1080, Knud der Heilige † 1086, Oluf Hunger † 1095, Erich der Gute † 1104 und Niels † 1134.*)

Es ist klar, daß es stets eine Anzahl von Königssöhnen gab, die Ansprüche auf den Thron erhoben. Bürgerkriege, die häufig zur Teilung der Monarchie führten, waren die unausbleibliche Folge. Das Schleswiger Land war nun in seiner Eigenart wie geschaffen dazu, als Abfindung an zunächst berechtigte königliche Prinzen verliehen zu werden.

Als König Niels, der fünfte der regierenden Söhne Sven Estrithsons, regierte, war die Wendengefahr größer als je zuvor. Über die Wenden herrschte der thatkräftige König Heinrich, der mit König Niels Krieg führte, angeblich, weil Niels ihm sein mütterliches Erbteil versagte. Niels war mit einer Flotte an der wagrischen Küste erschienen, hatte aber bei Lütjenburg eine vollständige Niederlage erlitten, so daß er mit genauer Not die Schiffe erreichte. Die Wenden fielen nun in Schleswig ein, und ihre Schiffe erschienen in der Schlei. Unter solchen Umständen verschmähte es jeder, den Posten eines Statthalters in Schleswig an-

*) Allen behauptet in seiner Geschichte des Königreichs Dänemark, daß um diese Zeit allgemein die Brüder des Königs dem Thron näher standen als dessen Söhne. „Wenn daher mehrere Brüder da waren, so konnten die Söhne erst dann in Betracht kommen, wenn alle Brüder, so wie sie nach ihrem Alter aufeinander folgten, regiert hatten." S. 75.

zunehmen. Da erbot sich Knud, Sohn Erichs des Guten, die Statthalterschaft anzutreten. Sein Oheim, der alte geizige König Niels, zauderte, ihm diese Würde zu übertragen, ließ sich aber doch dazu herbei, als Knud ihm aus seiner väterlichen Erbschaft eine größere Summe Geldes zahlte.

Knud hatte am Hofe Lothars von Sachsen deutsche Art liebgewonnen und eine tüchtige Kriegsschule durchgemacht. Man nannte ihn nach deutscher Weise Herzog. Seinen Sitz nahm er in der Stadt Schleswig, wo er auf der Möweninsel wahrscheinlich die Jürgensburg erbaute. Als „Herzog der Dänen" übernahm er die Verteidigung Dänemarks gegen die Wenden. An der Schlei legte er Kastelle an, um den Wenden den Weg nach Schleswig zu verlegen. Unerbittlich ging er gegen die Räuber vor, welche im Innern das Land unsicher machten und ihre Schlupfwinkel in den großen Wäldern zwischen Schlei und Eider hatten. Den Wendenkönig Heinrich forderte er auf, die Feindseligkeiten gegen Dänemark einzustellen, anfangs ohne Erfolg. Nach einem glücklichen Treffen aber schloß er Frieden und Freundschaft mit dem Wendenkönig, ja, er erlangte nach dessen Tode von Kaiser Lothar sogar die Belehnung mit der Wendenkrone, 1127. Während die Wenden ihn als Knees (Fürst) bezeichneten, nannten ihn seine Angelsachsen „Hlaford" (Lord), d. i. Brotherr, die Dänen aber Knud Lawards. Der Herzog begünstigte auf jede Weise das Deutschtum, kleidete sich nach deutscher Art und rief deutsche Adelige, Handwerker und Kolonisten in das Land. Besonders in der Stadt Schleswig ließen sich deutsche Handwerker nieder, die sich zu einer Gilde vereinigten, deren Beschützer und Mitglied der Herzog war.

Knud faßte sein Herzogtum jedenfalls nicht anders auf, als wie es im deutschen Reich allgemein üblich war; die Wendenkrone aber gab ihm eine Stellung, durch welche er dem König Niels ebenbürtig erschien. Auf einer Versammlung zu Schleswig trug er die Wendenkrone und ging Niels nicht weiter entgegen, als dieser ihm entgegenkam. Allerdings beleidigte er durch solches Benehmen des Königs Stolz und säete Mißtrauen in sein Herz. Niels forderte seinen Lehnsmann schließlich auf, zu Ripen vor ihm zu erscheinen, um sich von dem Verdacht der Untreue zu reinigen. Knud erschien und wußte sich zu rechtfertigen: seine Herrschaft diene zur Verherrlichung des Vaterlandes, „sein Streben gehe weder gegen des Vaters Krone, noch gegen des Sohnes Hoffnung." Magnus aber, Niels' Sohn, war dennoch besorgt um die Nachfolge im Reich. In seinem Herzen keimte ein verbrecherischer Plan. Er wußte Knud nach Seeland zu locken, wo er ihn im Walde von Ringstedt meuchlerisch ermordete, am 7. Januar 1131. So tragisch gestaltete sich das Schicksal Knud Lawards. Seine Wirksamkeit in Schleswig blieb aber nicht ohne Erfolg. „Er hatte daselbst nicht mehr als Verwalter königlicher Rechte gewaltet, sondern Regierungsrechte im eigenen Namen geübt und sich ein Dienstgefolge von Getreuen gehalten, die ihm geschworen hatten." (Dahlmann.) Schleswig hatte den Anfang der Selbständigkeit gemacht; der Grund war gelegt, auf dem seine Nachfolger weiterbauen konnten.

Die blutige That trug blutige Frucht. Das empörte Volk zwang den König Niels, den Mörder aus dem Reiche zu verbannen, während die Brüder des Erschlagenen sich erhoben, um seinen Tod zu rächen. Vor dem Danewerk erschien damals Kaiser Lothar, wagte aber nicht, es anzugreifen, da er die Werke und besonders das Kalegat durch das Heer des Magnus und seines Vaters stark besetzt fand; vielmehr begnügte er sich mit einer Geldbuße und der Huldigung seitens Magnus. Zum ersten Male griff auch der Graf von Holstein, Adolf II., in den Kampf ein, indem er den Schleswigern zu Hülfe kam. Zwar wurde er geschlagen, aber die Stadt Schleswig hielt sich, und der Kampf zog sich später in die nördlichen Teile des Reiches. Zu Fodwig in Schonen fiel endlich die Ent-

scheidung zwischen Erich, dem Bruder des ermordeten Knud, und Magnus, dem Meuchelmörder. Dieser wurde geschlagen und fand seinen Tod in der Schlacht am 4. Juni 1134.

Der greise König Niels mußte hülflos und verlassen fliehen und suchte zu seinem Unglück eine Zuflucht in Schleswig. Kaum hatte er die Mauern der Stadt betreten, als die Sturmglocke die Gildebrüder der Knudsgilde zu den Waffen rief. Der alte König fiel unter ihren Streichen mit vielen seiner Getreuen, bevor er die Jürgensburg erreicht hatte. — So wurde Knud Lawards Tod gesühnt.

Den Thron bestieg zunächst der Sieger von Fodwig, Erich Emund, d. i. der Denkwürdige, der als blutgieriger Tyrann seinen Thron durch Verwandtenmord zu festigen hoffte, aber schon nach drei Jahren auf öffentlichem Thinge zu Ripen ermordet wurde. 1137.

Wiederum wurde Dänemark von langwierigen Bürgerkriegen zerrüttet. Wir können sie in ihren Einzelheiten nicht verfolgen; sie gewinnen aber Interesse für uns, sobald der Sohn Knud Lawards auf dem Schauplatz erscheint.

Acht Tage nach dem Tode des Herzogs hatte die trauernde Witwe Ingeborg, eine russische Prinzessin, einem Sohne das Leben gegeben. Sie hieß ihn in russischer Sprache Wladimir, die Dänen aber nannten ihn Waldemar. Als er erwachsen war, stritten um die dänische Königskrone Sven, Erich Emunds Sohn, und Knud, der Sohn des Magnus.

Sven, der deutsches Wesen liebte und mit deutscher Hülfe die Krone zu gewinnen hoffte, fand auf den Inseln, aber auch in Schleswig Anerkennung. Dem heranwachsenden Waldemar bestätigte er den Besitz seines Vaters, indem er ihm die herzogliche Würde in Schleswig verlieh, 1149 oder 1150. — Knud Magnussen, der seinem Gegner weder an Geschick noch an Tapferkeit gewachsen war, wurde völlig geschlagen und floh zu den Friesen, deren Hülfe er durch Versprechungen gewann. Nachdem Sven die Mildenburg erstürmt hatte, wandte Knud sich Hülfe suchend an den deutschen Kaiser. Eben zu der Zeit starb Konrad III., und sein Neffe, Friedrich Barbarossa, bestieg den Thron. Da Sven früher längere Zeit am Hofe der Hohenstaufen verweilt hatte und der junge Kaiser sein Waffenbruder war, begab er sich mit glänzendem Gefolge um Pfingsten 1152 auf den ersten Reichstag des Kaisers nach Merseburg, um seine Sache selber zu führen. Hier erschienen auch Knud und Waldemar. Der Kaiser entschied, daß Sven König von Dänemark, aber des Kaisers Lehnsmann sein solle; Knud solle Seeland von Sven als Lehen nehmen, während Waldemar sein Herzogtum vom Oberlehnsherrn bestätigt ward. Der Friede war indes von kurzer Dauer. Ein verunglückter Winterfeldzug in Schweden that Svens Ansehen im Reiche großen Abbruch; seine Vorliebe für das Deutschtum wurde ihm zum Vorwurf gemacht: „Sächsisch sei," rügte man, „mit der Königstracht auch die Hoftracht geworden, sächsisch das Essen, alte Däneneinfachheit gelte nichts mehr; wozu die Umgebung mit so vieler Dienerschaft und reich bezahlten Possenreißern?" Nicht nur das Volk war unzufrieden mit dem Könige, auch Adel und Geistlichkeit stimmten in die Klagen ein; schwerwiegender aber war, daß Waldemar die Partei des Knud ergriff, nachdem eine Heirat die alte Blutschuld vergessen gemacht hatte. Kurze Zeit darnach finden wir Sven als König ohne Land am Hofe seines Schwiegervaters, des Markgrafen von Meißen, 1154. Im Jahre 1156 unternahm Heinrich der Löwe es, Sven in sein Reich zurückzuführen. Bestechung öffnete ihm das Thor des Danewerks, und die beiden Fürsten zogen in Schleswig ein. Während Heinrich der Stadt eine schwere Schatzung auflegte, bemächtigte Sven sich einer russischen Kauffahrteiflotte, um seine Söldner bezahlt zu machen. Dadurch fügte er dem Handel der Stadt großen Schaden zu, denn hinfort blieben die auswärtigen See-

fahrer fern. Was hatte es dem gegenüber zu bedeuten, wenn er der Stadt das Aufsichtsrecht über die königliche Münze gewährte und die „Königswiesen" schenkte?

Während Sven und Heinrich der Löwe nach Ripen vordrangen, sammelte Waldemar in Nordjütland ein Heer. Schließlich sahen die Verbündeten sich genötigt, den Rückzug anzutreten. Eine wendische Flotte brachte nun den König nach Fünen, und Wendenfurcht war es, die Waldemar und Knud zu Unterhandlungen geneigt machte. Man kam überein, Dänemark in drei Königreiche zu teilen: Waldemar sollte ganz Jütland, Knud die Inseln und Sven Schonen mit Halland und Blekingen bekommen. 7. August 1157. „Die Bischöfe sprachen den Fluch gegen jeden Verletzer des Vertrages aus," und doch haben die drei Reiche kaum drei Tage bestanden. Während der Versöhnungsfestlichkeiten zu Roeskilde wurde Knud beim Gastmahl ermordet, und nur Waldemar entkam in der Dunkelheit mit einer tiefen Wunde im Schenkel. „Eine furchtbare Sturmnacht, in welcher eine große Slavenflotte an den Küsten von Halland scheiterte, warf unter Blitzen und stürzenden Regengüssen das fast zerschellte Fahrzeug, welches die Hoffnung Dänemarks trug, an eine kleine Insel, von wo der nächste Morgen Waldemar glücklich nach Jütland brachte." Auf der Gratheheide kam es im Herbst desselben Jahres zur Entscheidungsschlacht. Sven verlor Sieg und Leben. Als Sven Grathe lebte er im Gedächtnis seines Volkes fort.

So wurde Waldemar Alleinherrscher und konnte nun mit Hülfe des kriegerischen Bischofs Absalon (Axel), eines Bauern Sohn von Seeland, der einst sein Milchbruder und nun während eines Vierteljahrhunderts sein treuer Freund und Berater war, jene Großthaten verrichten, die ihm mit Recht den Namen „des Großen" einbrachten. Er erhob das zerrüttete Dänemark zur bedeutendsten Macht im Norden Europas. Noch bei Lebzeiten ließ er seinen Sohn Knud zum Nachfolger wählen; das Herzogtum Schleswig aber übertrug er seinem natürlichen Sohne Christoph und nach dessen frühem Tode, 1173, seinem zweiten Sohne Waldemar. Es muß uns befremden, daß er auf diese Weise die Einheit des Reiches gefährdete; wenn wir aber bedenken, ein wie unsicherer Besitz damals die dänische Krone war, so können wir seine Handlungsweise wohl verstehen. Sein Sohn sah das Herzogtum als ein Erbe aus der Väter Zeit an, wie aus einem Briefe von ihm an den Papst hervorgeht, in welchem von „unserm Herzogtum und dem Erbe unseres Vaters" die Rede ist. „Die Wiege des Waldemarischen Hauses ward als ein herzogliches Gebiet behandelt, das dem Hause bleiben müsse, wohin auch die Wahlkrone einmal fallen möchte," sagt Dahlmann.

Die kühn aufstrebende dänische Macht, welche sich in vielen Kriegszügen fast die ganze Küste der Ostsee bis nach Esthland hin unterworfen hatte, ging bereits unter Knud VI., der seinem Vater Waldemar dem Großen im Jahre 1182 folgte, zum Angriff auf das nordalbingische Land über. Der Vater hatte Friedrich Barbarossa noch die verlangte Huldigung geleistet, der Sohn aber wies jedes Ansinnen auf Erneuerung des Lehnseides mit schneidendem Hohn zurück. Friedrich war damals nicht in der Lage, den siegreichen Dänenkönig zu demütigen, und dieser wagte es auch während der kräftigen Regierung Kaiser Heinrichs VI. nicht, seinerseits zum offenen Angriff überzugehen. Als Kaiser Heinrich aber 1197 starb, und in Deutschland die Parteien der Hohenstaufen und der Welfen sich blutig befehdeten, da schien Knud die Zeit gekommen zu sein, über Holstein herzufallen. In raschem Siegeslaufe unterwarf sein Bruder Waldemar das ganze Land. Graf Adolf III., bei Stellau besiegt, geriet in dänische Gefangenschaft, nachdem das feste Hamburg zur Kapitulation gezwungen worden war, und erhielt erst seine Freiheit wieder, nachdem er allen seinen Rechten auf Holstein entsagt hatte. „Mit großem Pompe empfing Knud die Huldigung Holsteins, Lübecks, Dithmarschens und starb

dann 1202 auf der Höhe kriegerischer Erfolge und weitgreifender Aussichten." In der Regierung folgte ihm sein Bruder, der bisherige Herzog Waldemar von Schleswig, der zu den letzten großen Erfolgen das beste beigetragen hatte.

Waldemar II., der Sieger, verstand es, Nordalbingien mit den Waffen zu behaupten, ja, es gelang ihm, Kaiser Friedrich II., der eben über die Alpen kam, um dem Welfen Otto IV. die Krone abzugewinnen, zum förmlichen Verzicht auf das eroberte Gebiet zu veranlassen. In einer Urkunde, ausgestellt zu Metz im Jahre 1214, erklärt Kaiser Friedrich II., daß er mit dem christlichen Könige Waldemar ewige Freundschaft geschlossen, und alle Provinzen jenseits der Elbe und Elde, sowie alle von Knud eroberten Slavenlande dem Dänenreiche zugelegt habe. — „Zu Friedrichs Urkunde fügte dann Papst Innocenz seine bestätigende Garantie hinzu, was in jener Zeit mindestens ebensoviel bedeutete wie gegenwärtig eine Garantie durch die fünf europäischen Großmächte." (Heinrich v. Sybel.) So gab der Kaiser aus dynastischem Interesse deutsches Land den Dänen preis, und das Schicksal Nordalbingiens wäre besiegelt gewesen, wenn das Volk sich nicht selber geholfen und die Fesseln der Fremdherrschaft gesprengt hätte.

Nicht so leicht wäre das Werk der Befreiung gelungen, wenn nicht das „stolze Machtgebäude" Waldemars, das Werk von zwei Menschenaltern, in einer Nacht zusammengestürzt wäre „und den Ruhm von drei Königen" begraben hätte. Ein gekränkter Vasall, Graf Heinrich von Schwerin, überfiel Waldemar und seinen Sohn, als sie auf Lyöe jagten, und führte sie über das Meer in die Gefangenschaft. Der junge Schauenburger, Graf Adolf IV., erschien in Holstein, und Volk und Ritterschaft fielen ihm freudig zu. Waldemar II. erhielt zwar seine Freiheit wieder, allein er mußte zuvor eidlich auf alle deutschen und wendischen Lande Verzicht leisten. Sein Versuch, Nordalbingien wiederzugewinnen, wurde durch den herrlichen Sieg Adolfs IV. zu Bornhöved am 22. Juli 1227 vereitelt. Norddeutschland war und blieb frei bis zur Eider. Und das Schleswiger Land? Waldemar II. behandelte es ganz so wie sein Vater, ja, er erkannte die besondere Stellung desselben dadurch an, daß er zuerst die Herzogswürde neben seinen königlichen Titeln aufführte. Demgemäß übertrug er bereits im Jahre 1216 seinem zweiten Sohne Erich das Herzogtum, während er den ältesten, Waldemar, zu Johannis 1218 unter großer Feierlichkeit in der Stadt Schleswig zum dänischen König krönen ließ. 1232 wurde der dritte Sohn, Abel, Herzog von Schleswig, da der älteste Sohn plötzlich infolge eines Unfalles auf der Jagd gestorben und Erich nun die Krone zugedacht war. Urkunden aus dieser Zeit bestätigen die Angaben der Annalen; so wird Abel z. B. in einer Urkunde vom Jahre 1239 dux Jutie genannt, wie 1230 sein Bruder Erich. Schleswig entfremdete sich in der Folgezeit mehr und mehr dem Norden. In Herzog Abel erhielt das Land einen kraftvollen Herrscher, der sich nicht scheute, nach seines Vaters Tode seinem Bruder Erich sogar die Huldigung zu verweigern. Wir erkennen, daß um diese Zeit das Herzogtum südlich der Au feste Gestalt gewonnen hatte und zu einer dauernden Organisation innerhalb des Königreichs geworden war.

Waldemar II. starb im Jahre 1241, nachdem er kurz vorher sein Gesetzbuch, das Jütsche Lov, erlassen hatte. Es hatte Gültigkeit für ganz Jütland, das Herzogtum eingeschlossen, und hat sich behauptet bis in unsere Zeit hinein. Dem Eindringen des deutschen Rechtes setzte es einen starken Widerstand entgegen. „Aber so stark ist auch das Jütsche Lov nicht gewesen, daß es für die Zukunft die Einwirkung des deutschen Rechtes gänzlich hätte ausschließen können," sagt Waitz. Der Stadt Tondern z. B. wurde im Jahre 1243 von Herzog Abel das Lübsche Recht verliehen. — Auf einzelne wichtige Bestimmungen des Jütschen Lovs kommen wir in anderem Zusammenhange zurück. (Fortsetzung folgt.)

Unsere Grönlandsfahrer.

Von **Johs. Schmarje.**

II.

Nach diesem geschichtlichen Rückblick möchte ich nunmehr versuchen, den Lesern der „Heimat" ein Bild davon zu entwerfen, wie der Robben- und Walfischfang vor 40—50 Jahren von unsern Leuten betrieben wurde.

Für die Grönlandsfahrten benutzte man hier nach dem Vorbilde der Holländer alte, möglichst stark gebaute Handelsschiffe. Um nun diese Fahrzeuge für ihre neue Bestimmung einigermaßen tauglich zu machen, erhielten sie um den Bug von der Vorderkante des Vorderstevens bis zu den Fostrüsten einen starken Panzer aus Holzklötzen, über die horizontalliegende Plattenschienen genagelt wurden. Der Bug wurde außerdem von innen abgestützt, so daß das Schiff schon einen tüchtigen Stoß vertragen konnte. Die Grönlandsfahrer hatten ein glattes Deck; darunter erstreckte sich in der ganzen Schiffslänge von der Kombüse vorne bis nach hinten zur Kajüte das niedrige Zwischendeck, der Schlaf- und Eßraum für die Mannschaft. Die Kojen waren meistens für 2 oder 3 Mann eingerichtet. Ein Schiff von mittlerer Größe hatte 6—7 Schaluppen und eine Besatzung von rund 50 Mann. Der Führer wurde Kommandeur genannt. Die wenigsten der auf Grönland fahrenden Kommandeure und Steuerleute hatten eine Prüfung auf einer Navigationsschule bestanden, sie konnten indessen die Breite berechnen und wußten auf Grund langjähriger Erfahrung ihren Kurs wohl zu bestimmen, obwohl kein Chronometer am Bord war. Dem Range nach folgten der Steuermann und 6 oder 7 Offiziere, meist ältere, erfahrene Männer. Zur Besatzung gehörten außerdem ein Zimmermann, ein Böttcher, ein Schuster und ein Barbier, der gleichzeitig als Arzt fungierte und sich Herr Doktor nennen ließ. Außer gelegentlichen Verwundungen kamen Krankheiten in der reinen, gesunden Luft des Eismeeres indessen äußerst selten vor. Jedem Offizier wurde eine Schaluppe mit 5 Mann zugeteilt, so daß jeder vorkommenden Falls genau wußte, wo sein Platz war und was er zu thun hatte. Wenn das Schiff aus Grönland zurückgekehrt war, machten einige Leute der Mannschaft in der Zwischenzeit kleinere Reisen auf Handelsschiffen; die meisten blieben indessen am Land und arbeiteten bis zur nächsten Reise bei den Bauern ihres heimatlichen Dorfes.

Die Anmusterung der Leute geschah unter folgenden Bedingungen: Außer einem Handgeld erhielt jeder — mit Ausnahme der Unbefahrenen — eine kleine Monatsheuer und einen Anteil vom Fang, so daß der Verdienst bei schlechten Reisen sehr mager ausfiel, bei glücklichen Reisen dagegen recht lohnend war. Die Beköstigung stand der Verpflegung auf den Handelsschiffen nicht nach. Wer am Bord Kaffee trinken wollte, mußte sich vor seiner Abreise mit Kaffee und dem nötigen Geschirr versorgen. Die Bessergestellten versahen sich außerdem mit Kolonialwaren, vor allen Dingen mit einigen Stieg Eiern, einigen Mettwürsten und einem Fäßchen mit Rum oder Branntwein; denn im Essen und Trinken leisteten die Grönlandsfahrer Erstaunliches. Die reichlich bemessenen Mußestunden wurden mit allerlei nützlichen Beschäftigungen ausgefüllt, so z. B. mit der Anfertigung von Bürsten, hölzernen Löffeln, Garnwinden u. dgl. Dabei wurde geraucht, gescherzt, erzählt und gesungen, so daß die Langeweile eigentlich nicht aufkommen konnte. Zu den beliebtesten Liedern gehörten die alten getragenen Volksweisen. Man sang vom Lieben, vom Scheiden und Meiden, aber niemals eigentliche Seemannslieder. Es giebt ja Lieder, in denen das Seeleben verherrlicht wird, und die eigens für Seeleute gedichtet sind. Aber der deutsche Seemann singt diese Lieder nicht, weil

sie nach Inhalt und Form seiner ganzen Empfindungs- und Denkweise völlig fern stehen. Wie sollte ein Seemann wohl singen können:

Auf dem Meer bin ich geboren,
Auf dem Meere ward ich groß,
Zu dem Meer hab' ich geschworen,
Es zur ewigen Braut erkoren,
Auf dem Meer stirbt der Matrof'. —?

oder gar den Unsinn:

Frischauf, Matrosen, die Anker gelichtet,
Die Segel gespannt, den Kompaß gerichtet!

Ende Februar ward mit der Ausrüstung des Schiffes begonnen. Dazu gehörte natürlich vor allen Dingen, daß es mit allen für den Robben- und Walfischfang erforderlichen Gerätschaften versehen wurde, als mit: Walfischleinen, Harpunen, Lanzen, Robbenknitteln, einem Dutzend Kugelbüchsen und Schrotflinten. An Fischleinen kamen 60—70 à 120 Faden an Bord. In früheren Zeiten wurde nur die Handharpune, später die von dem Engländer Abraham Staphold erfundene Kanonenharpune gebraucht, weil den klugen und scheuen Walfischen schwer nahe zu kommen war. Die Harpune wurde mittels eines 36 Fuß langen Vorgängers an der Leine befestigt. Die Vorgänger, vom stärksten Hanf gemacht, mußten geschmeidig sein, damit der Stoß, bezw. der Schuß nicht gehindert werde, und durften daher nicht mit Teer bestrichen werden. Der Raum des Schiffes barg den Proviant und außerdem einige Hundert großer Speckfässer. Die unteren Lagen der Fässer wurden mit frischem Wasser gefüllt, so daß das Schiff den nötigen Ballast und die Mannschaft Trinkwasser hatte.

Anfang März segelten die Grönlandsfahrer, wenn sie nicht durch Eis in den heimatlichen Häfen festgehalten waren, nach dem Norden. Die Reise bis ans Polareis dauerte 3—6 Wochen, je nachdem Wind und Wetter günstig waren. In der Nähe der Eisgrenze wurde das sog. Krähennest in den Großtopp gebracht. Das war eine Art Tonne, die dem Kommandeur oder dem wachthabenden Offizier als Ausguck diente. Ebenfalls wurden die Schaluppen klar gemacht, überhaupt alles in Bereitschaft gestellt, damit sofort „Fall" gemacht werden konnte, wenn sich Robben in größerer Menge zeigen sollten. Vereinzelte Seehunde findet man im ganzen Gebiet des Eismeeres. Sie lassen das Schiff in ihrer Nähe vorüber-segeln, ohne sich in ihrer behaglichen Ruhe stören zu lassen. Hat man Zeit, so werden sie an Bord geholt. Der Kommandeur sitzt jetzt stundenlang im Krähennest, mit seinem großen Fernrohr das ganze Gebiet absuchend. Wochenlang späht er vergeblich nach einem Robbenlager. Das Schiff segelt hin und her, bald im freien, stillen Wasser, das in der Regel nur von einer sanften Dünung bewegt wird, bald schiebt es sich langsam durch Striche jungen Eises, bald auch wird es vom Packeis besetzt, daß es nicht vor- noch rückwärts kann. Zuweilen kommt es vor, daß eine ganze Flotte vom Eise besetzt wird. Dann werden Besuche gemacht, bei denen man sich gegenseitig bewirtet. Auch wird auf dem Eise allerlei Kurzweil getrieben. Plötzlich erdröhnt ein Kanonenschuß — und noch einer — und noch einer. Wie durch Zauberkraft hat sich das Eis gelöst; kaum noch können die Mann-schaften ohne Fährlichkeit wieder an Bord ihrer Schiffe kommen. — — Wieder tagelanges Kreuzen und Treiben im Eise. Sorgfältig haben Kommandeur und Steuermann auf allerlei Zeichen in Luft und Wasser acht, welche die Nähe der Robben verkünden könnten. Da ruft es vom Krähennest herunter: Fall überall! Im Nu ist die träge Masse lebendig. Fünf Minuten lang wimmelt es wie in einem gestörten Ameisenhaufen; die Kojen sind plötzlich leer, die Kombüse steht verlassen, alle Mann sind an Deck. Richtig: da liegen sie zu Tausenden, die Robben, in weitem Umkreis; keine Ahnung dämmert ihnen, welch furchtbares

Schicksal ihrer wartet. Allmählich ist das Schiff dem Beutefeld näher gekommen. Vorsichtig gehen die alten Seehunde zu Wasser; die jungen aber schlafen ruhig weiter. Nur hin und wieder reckt einer neugierig den Kopf in die Höhe. Jetzt fahren die Schaluppen surrend zu Wasser. Der Offizier steht am Steuerriemen; die Mannschaften thun ihr Bestes, und fort schießen die schlanken Fahrzeuge nach allen Richtungen. Ein furchtbares Morden beginnt jetzt. Durch einen kräftigen Schlag mit dem Robbenknittel wird der Seehund getötet, dann auf den Rücken geworfen und abgebufft, d. h. das Fell wird mit der darunter liegenden Speckschicht mit einem Messer abgeschnitten, eine Prozedur, die nur einige Minuten in Anspruch nimmt. Der Kadaver bleibt auf dem Eise liegen zum Fraß für die Malmucken, eine große Mövenart, die sich bald in ungeheuren Scharen einstellen. Bald eilt die Schaluppe bis an den Rand beladen zurück an Bord. Die Jungen, die am Bord haben bleiben müssen, holen die Ladung über und werfen sie durch die Großluke in den Raum. Die Schaluppe ist unterdessen schon wieder ins Eis gegangen. Nun kommt eine zweite und eine dritte und vierte Schaluppe mit voller Ladung an Bord. Und so geht's Stunde um Stunde, den ganzen Tag, die ganze Nacht; und dunkel wird's nicht, denn die Mitternachtsonne leuchtet mit fahlem Schein über dem weiten, weißen Schlachtfelde. Mittlerweile haben sich auch andere Schiffe eingefunden; sie sind den Vogelscharen gefolgt; auch sie wollen ihren Anteil an der fetten Beute haben. Jetzt gilt's mit verdoppelter Anstrengung zu arbeiten, und man arbeitet bis zur völligen Ermüdung. Halbschlafend senken und heben die Ruderer ihre Riemen, die Deckswache kann die Augen kaum noch offen halten. Nach einer vierstündigen Rast in der Koje beginnt die Arbeit von neuem. Am dritten Tage aber muß eine Pause eintreten. Der Speck muß, nachdem er vorher mit langen Messern in Streifen von den Fellen geschnitten worden, in die Fässer gethan, und die Felle müssen gesalzen und verstaut werden. Dabei haben alle Hände zu thun, und jeder steht auf dem ihm im voraus angewiesenen Posten. Unter Gesang und Scherz geht die Arbeit von statten. Mit Jubel wird jedesmal der Kajütsjunge begrüßt, wenn er mit der gefüllten Kruke auf der Bildfläche erscheint, um jedem einen Schnaps zu verabfolgen. Sobald der Speck beseitigt und Raum geschaffen ist, geht's von neuem auf den Fang. Freilich sind die Robben mit jedem Tage scheuer geworden, so daß ihnen oft nur mit der Flinte beizukommen ist. Ist das Glück günstig, so kann das Schiff nach 5 oder 6 Tagen mit einer vollen Ladung, d. h. mit dem Speck von 12—16000 Robben (je nach der Größe des Schiffes) die Heimreise antreten. Schneller noch füllen sich die Fässer, wenn die Robbenschläger unmittelbar vom Bord aus aufs Eis laufen können.

Hatte der Robbenfang keine genügende Ausbeute gebracht, so segelte das Schiff in höhere Breiten auf den Walfischfang. Da die Tiere sich von Spitzbergen und Jan Mayen verzogen hatten, mußten sie im freien Eismeer zwischen dem 75. und 80. Grad aufgesucht werden. Inzwischen wurde alles für den Fang klar gemacht. Jede Schaluppe erhielt 7 Leinen à 120 Faden, sorgfältig aufgeschossen, ferner 2 Harpunen und 4—6 Lanzen. In den letzten Jahren waren auch die deutschen Schiffe meistens mit Kanonenharpunen versehen. Diese Harpune, stärker als die Handharpune, konnte aus einer Drehbasse auf eine Entfernung von 20—30 m auf den Fisch geschossen werden und war, wenn sie traf, außerordentlich wirkungsvoll. Der Harpunenschuß war indessen selbst bei geschickter und kaltblütiger Handhabung der Waffe immer höchst unsicher und mancherlei Zufälligkeiten unterworfen. Jede Schaluppe hatte daher eine Handharpune in Reserve.

Das Segeln in den Eismassen, die zuweilen 20—30 m über dem Wasser emporragen, erfordert die größte Vorsicht, und doch mußte der Kommandeur bemüht sein, sich mit seinem Schiff soweit wie möglich hineinzuarbeiten.

Digitized by Google

Endlich wird das Schiff an der Bucht eines großen Eisfeldes festgemacht; denn es ist anzunehmen, daß die Fische hier erscheinen, um Atem zu schöpfen. Zeigt sich außerdem das Wasser von einer grünlich trüben Färbung — man schreibt dies den Wassertierchen zu, die dem Walfisch als Nahrung dienen —, so spricht alles dafür, daß man an einer glücklichen Stelle liegt. Sobald das Schiff befestigt ist, werden zwei bemannte Schaluppen — die eine an der Steuerbord-, die andere an der Backbordseite — auf „Brandwache" gelegt. Wenn ein Fisch aus der Tiefe emportaucht, um Atem zu schöpfen, so kündigt er sein Erscheinen durch dumpfes Brausen und Blasen an. Die heiße Luft seiner Lungen, die er kräftig ausbläst, bildet in der kalten Atmosphäre eine Dampfsäule, die einer Fontäne nicht unähnlich sieht. Dann erscheint ein Teil des gewaltigen Körpers über dem Wasserspiegel. Sobald dies bemerkt wird, löst sich eine der Brandwachtschaluppen eiligst, still und vorsichtig von der Seite des Schiffes und sucht sich dem Fische, der nur seitwärts sehen kann, von hinten oder von vorne zu nähern. Am Vordersteven steht der Harpunier mit der stoßbereiten Harpune, die er, sobald er an den Fisch kommt, mit aller Kraft in den Körper des Tieres hineinbohrt. Die Schaluppe schnellt zurück aus der gefährlichen Nähe des verwundeten Tieres. Dieses aber schießt in die Tiefe oder sucht Schutz unter dem Eise. Die Leine wird mit einem Schlag um den am Vordersteven stehenden Puller (eine senkrechte, drehbare Walze) etwas zurückgehalten. Da der Fisch aber noch bei voller Kraft ist, so laufen die ersten 4—5 Leinen mit großer Geschwindigkeit ab, so daß der Puller dampft und mit Wasser begossen wird. Eine sofort aufgesteckte Flagge ruft die übrigen Schaluppen zur Hilfe herbei. Das Schiff zieht seine große Flagge auf zum Zeichen, daß es den harpunierten Fisch als sein Eigentum betrachtet, an dem sich sonst niemand vergreifen darf. Das war grönländisches Recht, von allen Nationen respektiert. „Nur den stolzen Engländern," klagt Posselt, „die sich überall für Herren des Ozeans und seiner Geschöpfe ansehen, kann es einfallen, dawider zu sündigen; und es ist eine allgemeine Klage, daß sie es sehr häufig thun." Eine inzwischen angelangte Schaluppe befestigt ihre Leine mit einem Schlußstich an das freiliegende Ende der ablaufenden Leine der ersten Schaluppe. Das Benehmen des angeschossenen Walfisches ist sehr verschieden. Zuweilen bleibt er nahezu eine Stunde in der Tiefe; in der Regel kommt er jedoch schon nach kurzer Zeit wieder an die Oberfläche. Unter den furchtbaren Schlägen seiner Schwanzflosse spritzt das Wasser hoch auf. Nach kurzer Zeit verschwindet er wieder. Gelingt es ihm, unter das Eis zu kommen, so ist er meistens für das Schiff verloren. Die Schaluppe kann ihm nicht weiter folgen, und will man es nicht darauf ankommen lassen, daß sie mit der Mannschaft unter das Eisfeld gezogen werde, so muß die Leine durchhauen werden. Kann aber der Fisch im Eisfeld keine Öffnung finden, um Atem zu schöpfen, so muß er umkehren. Darauf rechnet man, und zu dem Ende haben sich die Schaluppen am Rande des Eisfeldes verteilt. Ziemlich ermattet taucht er empor und empfängt nun eine zweite, vielleicht noch eine dritte und vierte Harpune. Immer kürzer werden die Zwischenpausen. Endlich liegt er da, als wäre kein Leben mehr in ihm. Dann naht sich von jeder Seite eine Schaluppe, die Harpuniere ergreifen ihre Lanzen und suchen ihn durch Stiche in die edleren Teile zu töten. Dieser Angriff ist gefährlich, wenn er nicht geschickt ausgeführt wird. Das Blut des todwunden Tieres rötet das Wasser ringsum und überströmt die Menschen. Der Walfisch rafft seine letzte Kraft zusammen und peitscht das Wasser mit furchtbaren Schlägen, um sich seiner Feinde zu entledigen. Da gilt es aufzupassen, den rechten Augenblick und die rechte Stelle wahrzunehmen! Ein einziger Schlag würde die Schaluppe in Stücke schlagen und die Leute zerschmettern. Sobald der Fisch tot ist, kentert er, also daß er mit

dem Bauch nach oben treibt. Nachdem die Leinen eingeholt sind, wird der Fisch mit allen Schaluppen an die Seite des Schiffes bugsiert und dort mit Ketten festgemacht. Jetzt beginnt das „Flensen," d. h. das Abschneiden des Speckes. Der Speckschneider und seine Leute haben sich Eissporen unter die Füße geschnallt; sie steigen auf den Fisch hinab und trennen mit langen Messern den $1^1/_2$ Fuß dicken Speck ab, der auf das Verdeck gewunden, zerschnitten und in die Fässer gethan wird, die man alsdann verspundet. Man bemächtigt sich ebenfalls der großen, thranreichen Zunge und der wertvollen Barten. Zuweilen werden auch die gewaltigen Kinnbacksknochen mitgenommen. Ein mittelgroßer Walfisch, der auf ein Gewicht von 75000 kg geschätzt wird, liefert rund 24000 kg reinen Thran und 1500 kg Fischbein. Der wertlose Rest des gewaltigen Tieres wird den Haifischen, Möwen und Bären zum Fraß überlassen.

So glatt, wie hier geschildert, verläuft die Sache nun freilich in wenigen Fällen. Wenn irgendwo das Jagdglück oder -Unglück seine Rolle spielt, so ist es hier. Die beste Aussicht wird oft durch ein Mißgeschick vereitelt, sei es, daß die Harpune zerbricht oder losläßt, oder daß der getroffene Fisch auf Nimmerwiedersehen unter einem nahen Eisfelde verschwindet, oder daß gar die Schaluppe zerschlagen wird und Menschenleben dabei verloren gehen. Der alte Zorgdrager weiß von vielen Abenteuern und Fährlichkeiten der Walfischfänger zu berichten. Nur eine seiner Geschichten möge hier Platz finden: „Es trug sich zu, daß als der Commandeur Cornelius Gerritz Ouewe Kees mit seinem Schiff „De Gortmolen" im Jahre 1660 in Grönland der Nahrung oblag, und bereits 7 Fische gefangen hatte, den achten zu Gesichte bekam. Es wurde zur Stunde: val, val! geruffen. Der Commandeur kam am allererſten an den Fisch und schoß ihm seine Harpune in den Leib. Mittlerweil kömmt die zweite Chaloupe herbei, darauf Jacob Dienkes Harpunier war, und in Bereitschaft stunde, seine Harpune gleichfalls einzuschießen; allein der Fisch kam gerade unter der Chaloupe herauf und stiesse mit seinem Kopf so stark an dieselbige an, daß sie krachte: durch welchen Stoß der Harpunier aus der Chaloupe herausgeprellet wurde, und anstatt die Harpune in den Fisch zu schiessen, fiel er selbst auf den Fisch. Dem Harpunier schlunge sich, indem er aus dem Schiffe, der Vorgänger zweimal um das Bein, also kam er auf den Fisch, hinten am Pflug-Ende zwischen dem Leib und dem Schwanz zu sitzen, und wurde durch seine eigene Harpune und Leine auf dem Fisch gehalten, und müsse also mit, wo der Fisch hinschwomme. Inzwischen thaten die andern Chaloupen ihr bestes, um ihn einzuholen und zu retten; allein vergebens, weil der Fisch schneller schwomm, als sie rudern konten. Wie der Commandeur kein Mittel mehr sahe, ihn mit rudern einzuholen, rief er ihm zu: Jacob, schneid die Leine in Stücken! Weil ihm aber das Messer überzwerg im Sack lag, konte er es nicht herausziehen. Endlich rissse seine Harpune, deren Vorgänger er als einen Zaun in der Hand vest hielte, aus dem Fisch los, wodurch er von diesem See-Reutersdienst glücklich entschlagen, von einem andern Harpunier gerettet, und in seine Chaloupe gebracht wurde. Da er hernach in das Schiff gekommen, und trockene Kleider angezogen hatte, that man einen neuen Zug nach diesem davon geschwommenen Fisch, welcher letzlich noch gefangen wurde."

Ein Harpunier Oldehus aus der Seestermüher Marsch (sein Sohn besuchte später das Seminar in Tondern) wurde mit seiner Schaluppe von einem Fisch unter ein Eisfeld gezogen. Die übrige Mannschaft konnte rechtzeitig ins Wasser springen und ihr Leben retten.

Obwohl der Fang der Robben und Walfische den eigentlichen Zweck der Grönlandsfahrten bildete, so nahm man doch, wenn sonst nichts versäumt wurde, alles mit, was verwertet werden konnte. Pottfische, von unsern Leuten Butts-

köpfe genannt, umschwärmen bei unruhigem Wetter in Scharen das Schiff. Hin und wieder glückt es, eins der Tiere durch eine wohlgezielte Büchsenkugel zu töten oder mit einer kleinen Wurfharpune zu fangen. In ihren Mußestunden vergnügten sich die Leute damit, die gefräßigen Malmucken an einer Angel mit einem Köder zu fangen. Das weiche Gefieder ist wegen seines starken Geruches nicht zu verwerten, aber aus den Brustmuskeln wurde durch starke Zuthaten von Pfeffer und Zwiebeln eine Fleischspeise bereitet, die für einen Grönländer einigermaßen genießbar war. In den höheren Breiten wurden zuweilen Eisbären angetroffen. Als ich 1857 meine erste Reise machte, wurde eine Bärenmutter erlegt; die beiden Jungen entwickelten sich prächtig in ihren Käfigen am Bord und wurden an eine Menagerie verkauft. Vereinzelt traf man die sog. Klappmützen auf dem Eise, eine riesenhafte Robbe. Sie hat ihren Namen von einem Hautsack auf der Nase, den sie, wenn sie angegriffen wird, wie eine Schweinsblase aufbläst. Unter allen Seeungeheuern sind die Finnfische die größten. Allein weil sie nur wenig Speck liefern und sehr wild und scheu sind, wird ihnen nicht nachgestellt. Es gewährt indessen ein höchst fesselndes Schauspiel, den gewaltigen Tieren zuzusehen, wie sie sich vor Lust im Wasser tummeln. Das Walroß kommt in den grönländischen Gewässern so vereinzelt vor, daß man selten eins dieser Tiere zu Gesicht bekommt.

Daß die Grönlandsfahrten mit mancherlei Gefahren verbunden waren, habe ich bereits im geschichtlichen Teil angedeutet. Gegen die Naturgewalten in jenen Regionen — Nebel, Sturm, Eisbesetzung — kämpft auch das beste Schiff und die tapferste Mannschaft oft vergebens. Hunderte von Schiffen sind im Laufe der Zeit im Eise zerdrückt worden, und Tausende von braven Seeleuten haben in den grönländischen Gewässern ihren Tod gefunden. Die Eismassen sind in fortwährender Bewegung, bald offene Stellen bildend, bald sich mit furchtbarer Gewalt zusammenschraubend und ineinander keilend. Wehe dem Schiffe, das eine bequeme Durchfahrt vor sich zu haben glaubte und nun plötzlich von den Eisfeldern umklammert wird. Die Bewegungen des Eises sind überhaupt so rätselhaft, daß sie aller menschlichen Berechnung und Vorsicht spotten. Der alte Zorgdrager weiß darüber vieles zu berichten. „Im Jahre 1678 führete Cornelius Claas Bille ein neues Schiff. Und als er in Grönland auf der Nahrung war, und bereits zween Fische hatte, lag er an einem Eis-Feld vest und so nahe bei dem Schiff „Der rothe Fuchs," daß die hinteren Steven kaum einen Faden von einander lagen. Auf die Schiffe, welche so nahe beisammen sich keiner Gefahr versahen, vernahm man, daß sehr plötzlich, weil man wegen eines dicken Nebels nicht weit um sich sehen kunte, daß einige Schotsen, und hernach ein Eis-Feld andrungen, wodurch das Schiff, „Der rothe Fuchs," das überdieses beinahe leer war und dahero hoch aus dem Wasser lag (wie erschrecke ich vor diesem Unfall!) ganz und ungebrochen unter das Eis-Feld, daran es vest lag, geschoben wurde, mit allem, was darinnen war, so daß man weder Mast noch Flügel mehr davon sahe, noch jemals davon gesehen hat; und das in einer so kurzen Zeit, daß das Volk, welches eben oben war, genug zu thun hatte, seine Erhaltung zu suchen. Als sie das Eis-Feld so gewaltig andringen sahen, sprungen sie alle aus dem Schiffe auf das Feld, daran sie lagen, um zu entkommen. Das neue Schiff des Cornelius Bille wurde zweimal dermasen geklemmt, daß die Balken bald zur Seite heraus stunden, und das Volk rettete sich auf dem besagten Eis-Feld." Er erzählt nun weiter, wie auch dieses Schiff zu Grunde gegangen, und wie die 60 Menschen sich in einigen geborgenen Schaluppen zu retten versucht hätten. 1777 gingen 10 Schiffe mit dem größten Teil ihrer Besatzung im Eise verloren, und man kann sich vorstellen, was in solchen Fällen die Überlebenden im Schneegestöber, in der strengen Kälte unter

Digitized by Google

Hunger und Durst zu leiden hatten. Erst neuerdings, wo die Schiffe beim Segeln im Eise eine kleine Dampfmaschine zur Hilfe nehmen, mag diese Gefahr des Polarmeeres um ein weniges verringert sein.

Das Eis ist, wie gesagt, in beständiger Bewegung. Diese ist freilich so unmerklich, daß sie der oberflächlichen Beobachtung entgeht. Auf den ersten Blick gewährt das Eismeer ein Bild starrster Ruhe. Wenn sie nun durch eine plötzliche und schnelle Bewegung einzelner Flarden und Eisfelder unterbrochen wird, so mag die Ursache für diese Erscheinung darin zu suchen sein, daß die großen Eisfelder zuweilen zerreißen und brechen. Die Trümmer schießen dann über- und durcheinander, stoßen und drängen sich und gewinnen dadurch eine Bewegungsgeschwindigkeit, die den Schiffen unheilvoll werden kann.

In der Nähe des grönländischen Festlandes und der Inseln sind die Eisfelder kleiner als in der See, weil sie dort keinen Raum zum Ausweichen haben und daher durch die Strömungen zertrümmert werden. Die eigentlichen Eisberge, mit denen mancher das ganze Polarmeer bedeckt glaubt, finden sich nur in der Nähe der Küsten. Während sie von unten nicht schmelzen, werden sie nach oben durch Übereinanderschiebung und durch Niederschläge immer gewaltiger. Unter dem Einfluß der wechselnden Temperatur, durch Zusammenschiebung, Druck und Auswaschung gewinnen sie zuweilen die wunderbarsten Formen. Wenn ein durch die Dünung unterwühlter Eisberg den Stützpunkt verliert, stürzt er ins Meer und kommt vielleicht in eine Strömung, die ihn Hunderte von Meilen fortführt. „Es ist merkwürdig," sagt Zorgdrager, „daß man in solchen abgebrochenen Eis-Stücken wunderbare Seltenheiten der Natur findet; man hat davon einige gesehen, so Kirchen vorbilden, mit Säulen unterstützet, mit Thüren und Fenstern versehen, woran viele Eiskegel hingen, und inwendig zeigte sich die schönste blaue Farbe. Es werden auch noch verschiedene andere Figuren und Vorbildungen von diesem Eise gesehen, welche alle wunderbar anzusehen sind." Die Richtigkeit dieser Schilderung kann ich aus eigener Anschauung bestätigen.

Mitte Juli rüsteten sich die Schiffe zur Heimfahrt. Wenn ein Schiff mit dem Krähennest im Großtopp in den heimatlichen Hafen einfuhr, so war das ein Zeichen, daß es volle Ladung hatte. Das Auskochen des Specks und die Reinigung des Thrans geschah am Lande.

Damit bin ich mit der Reise und auch mit meiner Schilderung am Ende. Sollten diese Blätter einem alten Grönlandsfahrer in die Hände kommen und ihm eine behagliche Stunde in der Erinnerung an längst vergangene Zeiten und Thaten gewähren, so würde mich das freuen.

Mitteilungen.

Sammelt der Maulwurf Wintervorräte? Die Antwort giebt uns ein Objekt des zoologischen Museums in Kiel: „Das Lager eines Maulwurfs, gefunden kurz nach eingetretenem Tauwetter am 7. April 1886 auf einer Wiese bei Barsbek in der Propstei. In den Röhren, welche die Lagerstätte umgaben, befand sich ein Nahrungsvorrat von 1280 Regenwürmern (2 kg) und 18 Engerlingen." Daß der Maulwurf keinen Winterschlaf hält, wie die meisten übrigen Insektenfresser, war längst bekannt; unter weichem Schnee kann man bei eingetretenem Tauwetter überall seine Gänge dicht unter der Oberfläche der Erde verfolgen. Er folgt den Regenwürmern und Engerlingen, zu welchem Zwecke er jedoch im Winter seine Gänge weit tiefer im Boden ausgräbt als im Sommer, in Übereinstimmung mit den Stellen, wo sich seine Beute während der kalten Jahreszeit aufhält. Brehm erwähnt aber schon im 2. Bande seines Werkes „Illustriertes Tierleben" (2. Aufl., 1884), daß nach Zeugnissen glaubwürdiger Maulwurffänger der Maulwurf oft nicht nur eine Anzahl von Regenwürmern in seinem Nest anhäuft, sondern die Tiere im

voraus verstümmelt, jedoch nicht lebensgefährlich, um sie am Weiterkommen zu hindern. Es ist das Verdienst des Professors Dr. Dahl in Berlin (früher Assistent am zoologischen Institut zu Kiel), die Bestätigung der durch Brehm mit Vorbehalt gegebenen Mitteilung durch umfangreiche biologische Studien geliefert zu haben. In seiner Arbeit über die „Tierwelt Schleswig-Holsteins" („Heimat" Bd. IV, S. 123) wird des Sammelns der Wintervorräte durch den Maulwurf kurz erwähnt. Eine weitere Bestätigung durch eine Mitteilung des Professors J. Ritzema Bos in Amsterdam, veröffentlicht im „Biologischen Centralblatt," möchte den Lesern der „Heimat" willkommen sein, besonders auch den Lehrern, damit bei Betrachtung des „Maulwurfs" in der Schule diese interessante Thatsache gebührende Beachtung finde. Unserm Gewährsmanne wurden von einem holländischen Lehrer etwa 300 Regenwürmer eingeliefert, welche ein Gärtner in einem Maulwurfsneste gefunden hatte. Die Würmer waren jedesmal zu sieben oder acht in einem Knäuel vereinigt und diese durch eine geringe Menge Sand oder Erde von einander geschieden. Bei näherer Untersuchung stellte sich nun heraus, daß allen Würmern der Kopf fehlte; der Maulwurf hatte ihnen die vorderen zwei bis fünf Segmente abgebissen. Über dem verwundeten Körperteile hatte sich eine neue Haut gebildet, im übrigen keine Regeneration stattgefunden; infolge der niedrigen Wintertemperatur war dies Ergänzungswachstum unterblieben. — Durch diese Art der Verletzung erreicht der schlaue und gefräßige Wühler einen doppelten Zweck. Indem er den Würmern die Kopflappen abbeißt, werden diese nur gelähmt und nicht getötet. Wollte er die Würmer töten, so würden sie bald verwesen, mithin für ihn ungenießbar sein. Gleichzeitig hindert der Maulwurf seine Beute am Entrinnen. Um dies zu verstehen, muß man sich über die Bedeutung des Kopfendes für die Fortbewegung des Regenwurms klar werden. Die Erde wird entweder zur Seite geschoben oder verschluckt. Das Fortdrücken geschieht auf folgende Weise: Der Regenwurm bohrt das langausgezogene Vorderende seines Körpers tastend in irgend eine Bodenhöhlung, bringt seinen Schlundknopf nach vorn, wodurch das anfangs dünne Vorderende verdickt wird, und treibt nun wie mit einem Keile die Erde zur Seite. In festem Erdreich wird der Regenwurm schwerlich kleine Öffnungen ertasten können, mithin ihm nichts Anderes zu thun übrig bleiben, als sich hindurch zu „fressen." Mittels seiner Mundöffnung nimmt er die Erde auf und giebt sie unter langsamem Vorschieben durch die Kanalöffnung ab, die organischen Substanzen verdauend und fruchtbaren Ackerboden schaffend. So entstehen die Wurmröhren im kompakten Boden. Mit dieser nicht zu unterschätzenden Bedeutung der Regenwürmer im Haushalte der Natur beschäftigte sich die letzte Studie des greisen Darwin. Unausgesetzt arbeiten sie die Schichten durcheinander und begraben die an der Oberfläche sich ablagernden festen Körper, Steine usw. Darwin fand im Laufe von 10 Jahren 2½ Zoll Erde auf diese Weise emporgeschafft. — Wenn der Maulwurf so viele Regenwürmer verzehrt, wie steht es dann um den Nutzen? Vater Hebel hat es vielleicht doch gar zu gut mit ihm gemeint! Freilich, für Vermeidung der Gleichgewichtsstörung sorgt die Natur schon selbst. — — Die Leser möchte ich zu weiteren Untersuchungen über Wintervorräte anspornen. Man findet das Maulwurfslager in der Regel unter dem durch seine Größe ausgezeichneten Haufen in seinem Jagdreviere. Für Mitteilung und Einsendung solcher Lager bin ich sehr dankbar. H. Barfod in Kiel.

Fragen und Anregungen.

1. Grönlandfahrer. „Lieber Herr Rektor! Der nun verstorbene berühmte Naturforscher und Historiker Professor Steenstrup in Kopenhagen, dessen Freundschaft ich genoß, schrieb mir einmal, ob man bei uns nicht auch Groland (nicht etwa graae = grau), Grolandsfahrer sage, nicht Grönland. Der Name Grönland schien ihm überhaupt verdächtig; wo erscheint es grün? Ich konnte ihm seine Frage bejahen, aber weiter keine Aufklärung geben. Die Sache interessiert mich noch lebhaft. Ob Steenstrup etwas erforscht, wie er es vorhatte, habe ich nicht erfahren. Weiß Herr Schmarje vielleicht etwas zur Aufklärung? Oder wollen Sie diesen Brief in der „Heimat" veröffentlichen?

Mit Gruß Ihr Klaus Groth."

2. Bitte. Wer kann mir die folgenden Bücher verschaffen:

1. Der Untergang „Christian VIII." bei Eckernförde am 5. April 1849. 4° mit Abbildungen. Verlag von A. Lehmkuhl, Altona.
2. Der Untergang des dänischen Linienschiffes „Christian VIII." im Eckernförder Hafen am 5. April 1849. Von J. von Wickede und Louis Blanc als Augenzeugen. Mit 3 Abbildungen.
3. Hoch (Hock?), Das Land- und Seetreffen bei Eckernförde. Verlag?

Kiel, Jungfernstieg 20. Willers Jessen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 3. März 1899.

Friedrich Hebbel.

Von **Adolf Bartels.**

Es hat lange gedauert, ehe wir Schleswig-Holsteiner es voll erkannten und voll empfanden, daß Friedrich Hebbel nicht bloß durch die Geburt, sondern auch in tieferem Sinne einer der Unsern ist, und noch heute weiß man es nicht überall bei uns. Man kann es erklären und daher auch entschuldigen: Nicht wie die Klaus Groths oder die Theodor Storms haftet die Dichtung Hebbels am Heimatboden, nicht wie diese verkörpert sie unser Volkstum, sie trägt ausgeprägt allgemein deutschen, ja, den Weltlitteratur-Charakter und scheint andrerseits rein-individuell, wie die Gegner Hebbels meinen, sogar gewaltsam-individuell geartet zu sein. Doch, Einzelnes findet sich in des Wesselburner Dichters Werken immerhin, wozu ihm die Heimat den Stoff geliefert hat: die prächtige Ballade „Ein dithmarsischer Bauer," das dramatische Fragment „Die Dithmarsen"; wer genauer hinsieht, erkennt auch in der „Maria Magdalene" das heimische Milieu und erfreut sich an dem auch uns wohlvertrauten hamburgischen in „Mutter und Kind." Hat man endlich Hebbels Werke ganz in sich aufgenommen und ihre Entstehungsgeschichte aus seinem Leben zu erfassen gesucht, so wird einem mehr und mehr klar, daß die tiefsten Wurzeln seines Wesens und Schaffens allerdings in dem Boden unserer Heimat ruhen, daß er nicht bloß ein specifisch-norddeutscher, sondern ein specifisch-schleswig-holsteinischer, specifisch-

Friedrich Hebbel.

dithmarscher Dichter ist und das Meiste, was seinen Gegnern seltsam und gewaltsam erscheint, in seinem Ursprung eine natürliche Erklärung findet. Wie könnte es auch anders sein? Hebbel hat fast die Hälfte seines Lebens auf nordalbingischem Boden verbracht, er hat hier ein Schicksal gehabt, von dem er auch in der zweiten Hälfte seines Lebens nicht völlig loskonnte, und so mußte das, was ihm angeboren war, sich nach Maßgabe des rauhen heimischen Klimas entwickeln, mußte die Erbschaft des Blutes auch nach der Lösung von der Heimat in voller, ungebrochener Stärke zur Wirkung gelangen. Freilich, Hebbel war ein Genie, und dem Genie ist der Garten der Heimat allezeit zu enge, gehört ihm doch die ganze Welt.

Über seine Kindheit hat Friedrich Hebbel (geb. am 18. März 1813) in dem wundervollen Bruchstück seiner Selbstbiographie *) selber berichtet, er hat es mit Liebe und von dem Wunsche beseelt, das Liebliche, Schöne, das Beschwichtigende und Ausgleichende hervorzuheben, gethan und dadurch in der That alles verklärt; in Wirklichkeit ist kaum eines deutschen Dichters Jugend trostloser gewesen als die seinige. Sein Vater, aus Meldorf gebürtig (wo die wahrscheinlich altdithmarsische Familie noch heute existiert), war Maurer, zwar selbständig, aber gezwungen, in Tagelohn, vielfach „mit Kost," zu arbeiten — man weiß, was das in der guten alten Zeit hieß; im Winter gab's natürlich selten Verdienst. Nun hatte die Mutter des Dichters, eine Schubart aus Wesselburen, ihrem Manne zwar ein Häuschen zugebracht, aber dies ging nach einigen Jahren infolge einer Bürgschaftsgeschichte, in die ein niederträchtiger Mensch Hebbels Vater verwickelt hatte, verloren, und die Familie — Hebbel hatte noch einen Bruder — mußte eine Mietswohnung beziehen. Wie die damals beschaffen waren, brauche ich wohl nicht auseinanderzusetzen; von dem Schönen, das man jetzt, mit Recht, jedem Kinde als Erinnerungsgut ins Leben mitgeben möchte, fand sich da sicherlich nichts. Alles hätte sich ertragen lassen, wäre nur des Dichters Vater heiterer Natur gewesen, aber, wie Hebbel selbst sagt, „die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen," er konnte, obwohl von Haus aus ein guter Mann, die Freude auf den Gesichtern seiner Kinder nicht ausstehen, das frohe, brusterweiternde Lachen war ihm Frevel, Hohn gegen ihn selbst, Hang zum Spiel deutete auf Leichtsinn, auf Unbrauchbarkeit, Scheu vor grober Handarbeit auf angeborne Verderbnis, selten durften die Kinder ein Stück Brot verzehren, ohne anhören zu müssen, daß sie es nicht verdienten. Und die Zeit kam, wo der zarte, feinnervige Junge zu grober Handarbeit gezwungen werden, mitverdienen sollte. Ein Glück, daß wenigstens die Mutter des Vaters Strenge nicht teilte, ein Glück, daß der Vater, als er seinen ungeschickten Sohn eben zu seinem Handlanger gemacht hatte, plötzlich starb, ob die Not, in der er seine Familie zurückließ, auch noch so groß war.

*) Sowohl in der Biographie Hebbels von Emil Kuh wie in der Krummschen Ausgabe seiner Werke enthalten.

Hebbel war in seiner Kindheit größtenteils mit Kaffee und Brot genährt worden, er hatte bisweilen kein Hemd auf dem Leibe gehabt, aber die Gefahr, daß er in wenigen Jahren an Körper und Geist völlig ruiniert werde, war nun doch beseitigt.

Selbstverständlich war der Maurerssohn auf der Volksschule in Wesselburen, die er besuchte, der beste Schüler gewesen — unter den heutigen Verhältnissen hätte man sich seiner wahrscheinlich angenommen und ihn wenigstens für die Volksschullehrerlaufbahn bestimmt; damals mußte er zufrieden sein, daß er auf Empfehlung seines Lehrers von dem Wesselburner Kirchspielvogt Mohr als Schreiber (zunächst war er mehr Laufbursche oder Suppenschmidt, wie es früher hieß) angestellt wurde. Schreiber wurden damals im ganzen wie Bediente gehalten, und in dieser Stellung ist Hebbel bis zu seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre verblieben. Mohr hat dem Jüngling die Benutzung seiner Bibliothek erlaubt, er hat ihm Sinn für Ordnung beigebracht und ihm seine alten Röcke geschenkt — damit hört sein Verdienst um den großen deutschen Dichter auf. Aber Hebbel erwarb sich in seinen Schreiberjahren eine tiefgehende, wenn auch natürlich einseitige, wesentlich ästhetische Bildung, er begann nach und nach geistig über seine ganze Umgebung emporzuwachsen — das hat Mohr sicherlich gemerkt, aber hochmütig ignoriert. Es ist ein Unglück, einen genialen Schreiber zu haben, hat man, den Kirchspielvogt entschuldigend, gesagt; kein Herz für seine Umgebung zu haben, in Standesvorurteilen verrannt zu sein, verdient aber eine andere Bezeichnung. Jedenfalls ward Hebbel seine Stellung, die ihn noch immer zu dem Kutscher ins Bett und mit der Magd an den Tisch zwang, zuletzt ebenso unerträglich wie die geistige Enge Wesselburens; er begann auf ein Mittel zu sinnen, wie er fortkäme, und schrieb, nun auch seines Dichterberufs bewußt geworden, Briefe um Rat an Uhland und Oehlenschläger. Hülfe brachte die Dichterin Amalie Schoppe, an deren „Pariser Modeblättern" Hebbel mitarbeitete; sie warb in Hamburg Freitische und Geldunterstützung und ließ Hebbel dorthin kommen.

Man hat in neuerer Zeit an der Wahrheit des vielgebrauchten Wortes „das Talent bricht sich Bahn" zu zweifeln begonnen. Ich glaube doch noch daran, ich bin sogar geneigt anzunehmen, daß sich Hebbel, wenn sein Vater am Leben geblieben wäre, dessen Tyrannei eines Tages entzogen hätte, vielleicht durch die Flucht. Aber wie ein Fluch wirkt es doch, wenn einem Dichter, sei es durch die Schuld der Verhältnisse, sei es durch die einzelner Personen, die Kindheit geraubt, die Jugend verdorben wird; nicht das Talent selbst wird dadurch unterdrückt, aber die innere Freudigkeit, die sein Besitz verleiht, es kann gar zu leicht in eine falsche, unheilvolle Richtung gelenkt werden. Vor allem hat der Mensch, die Persönlichkeit an einem schweren Jugendschicksal lange zu tragen, sie bedarf eines guten Teiles der Kraft, die sie sonst auf ihre Entwicklung verwenden könnte, um

Digitized by Google

sich überhaupt nur aufrecht zu erhalten. Hebbel wäre auch unter den glücklichsten Verhältnissen wohl kein Shakespeare geworden, ihren herben Grundcharakter hätte seine Tragik schwerlich je verleugnet, das Großartige und Gewaltige wäre immer Hebbels Gebiet geblieben, aber der Dichter hätte sein Ziel, die gehaltenere Kraft und höhere Schönheit seiner späteren Werke, ohne die schlimmen Jugenderlebnisse am Ende früher erreicht, er hätte wohl auch nicht so früh sterben müssen.

Mit der Übersiedlung nach Hamburg begann nur eine neue Leidensperiode, die auch noch ein Dutzend Jahre umfaßt. Freitische sind für einen jungen, unreifen Menschen unter Umständen eine Wohlthat, für den gereiften können sie so etwas wie „Hinrichtungen des innern Menschen" werden — jedenfalls hat Hebbel sie so empfunden. Amalie Schoppe war durchaus wohlmeinend, aber ein tieferes Verständnis für den jungen Dichter besaß sie nicht, ihr stand jeder beliebige Versifex ebenso nahe. Es wäre noch gut gewesen, wenn Hebbel nur die Elemente einer gelehrten Bildung, die ihm noch fehlten, hätte nachholen können, aber das zeigte sich unmöglich. So wurde er in die Litteratenexistenz geradezu hineingedrängt und hatte doch von vornherein die Empfindung, daß sie für ihn so ungeeignet wie möglich, daß er Dichter, nur Dichter sei. In Heidelberg, wo er zu Ostern 1836 eintraf, studierte er noch eine Zeitlang die Rechte, in München, wohin er im Herbst desselben Jahres ging, widmete er sich durchaus freien Studien und der Schriftstellerei. Aber der Ertrag war noch sehr gering, die Münchner Jahre sind wieder rechte Notjahre und eine Periode der heftigsten inneren Kämpfe gewesen, in welche die Briefe an Elise Lensing den erschütternden Einblick gewähren. Mit Elise Lensing hat Hebbel dann, als er nach Hamburg zurückgekehrt war, zusammen gelebt und das ganze Elend des Litteratendaseins ausgekostet; seine ersten großen Werke, die jetzt entstanden, die „Judith" und die „Genoveva" haben ihn berühmt, aber nicht frei gemacht. Selbst die große Reise, die er mit einem Stipendium König Christians VIII. nach Frankreich und Italien unternahm, ist ihm noch verkümmert worden; erst seine Heirat mit der Hofburgtheaterschauspielerin Christine Enghaus, die ihn dauernd in Wien ansässig machte, hat ihm die Möglichkeit gegeben, ohne die tägliche Sorge seinem Schaffen zu leben. Der Kampf hörte damit für ihn nicht auf, kaum einem deutschen Dichter ist es schwerer gemacht worden, sich durchzusetzen, er hatte immer die litterarischen Richtungen der Zeit, alles, was vom Erfolg getragen wurde, gegen sich, aber als er, am 13. Dezember 1863, ins Grab sank, da schmückte seine Stirn der Lorbeerkranz für die „Nibelungen."

Er war unbedingt der größte deutsche Dichter seiner Zeit, ist der größte überhaupt, der seit Goethes Tode bei uns hervorgetreten. Grillparzer, der ihn überlebt hat, gehört einer früheren Periode an, Otto Ludwig, den seine Feinde gegen ihn ausspielten, erreicht ihn nicht. Wie

sein Leben ein ewiger Kampf war, so hat auch nach seinem Tode der Kampf um seine Anerkennung fortgedauert; erst unsere Tage haben die Entscheidung gebracht, die aber nun auch unwiderruflich ist. Es giebt trotz der Verkommenheit unserer deutschen Theaterverhältnisse keine größere Bühne, die nicht hin und wieder zu den Stücken Hebbels greifen müßte, es giebt keine gehaltvollere Zeitschrift, in der nicht sein Name regelmäßig wiederkehrte, es giebt vor allem keine sorgfältiger gewählte Privatbibliothek, in der nicht seine Werke enthalten wären, es giebt keinen strebenden jungen Mann, der nicht das Bedürfnis empfände, sie zu lesen, sich in sie einzuleben. In wenigen Jahren werden noch ganz andere Ergebnisse der geradezu obligatorisch gewordenen Beschäftigung mit Hebbel hervortreten.

Wir Schleswig-Holsteiner haben also alle Ursache, uns dieses Dichters zu freuen und auf ihn stolz zu sein. Ja, sicher, er war unser, er war sich dessen auch bewußt, obwohl er fern der Heimat gelebt und sie nur einmal, seinen Heimatsort aber überhaupt nicht wiedergesehen hat. Schon das Äußere Hebbels, sein blondes Haar, seine blauen Augen, seine ungewöhnlich weiße und zarte Haut verrieten den Nordgermanen, den reinen Germanen, seine Züge speziell die niedersächsische Abstammung. Die Wiener Menschheit, mit der er leben mußte, hat ihm nie sonderlich gefallen, er hatte bald erkannt, daß man sich auf sie nicht verlassen könne; hier und da hat er bedauert, nicht in Schleswig-Holstein geblieben zu sein, aber er gebrauchte freilich die große Stadt. Vor allem der Stolz, Dithmarscher zu sein, ist ihm bis an sein Lebensende nicht verloren gegangen. Im Jahre 1842 schrieb er in sein Tagebuch: „Das (dithmarscher) Kind hört in früher Jugend von starken Männern, die Königen und Fürsten die Spitze geboten, von Zügen zu Wasser und zu Land, gegen mächtige Städte gerichtet, erzählen, und wenigstens in mir entstand durch das Bewußtsein, von solchen Männern abzustammen, sehr zeitig ein Gefühl, wie es die Brust des jungen Adeligen, der seiner Vorfahren gedenkt, kaum stolzer schwellen kann." Und im Scherz rühmte er sich wohl noch in seinen letzten Tagen der Abkunft von dem dithmarscher Volkshelden Wolf Isebrand, dazu vielleicht durch eine Familientradition veranlaßt, die in einer Heirat zwischen einem Hebbel und einer Angehörigen der in Dithmarschen noch vorkommenden Familie Sebrandt recht wohl ihren Ursprung haben könnte. Er war seinem Wesen nach jedenfalls ein echter Dithmarscher, leidenschaftlich, jähzornig, trotzig, herb, hart, selbst mit jener Neigung zur Überhebung ausgestattet, die in der Form der Großthuerei von dem dithmarscher Marschbauern früher unzertrennlich schien, und die böse Jugend hatte die schlimmen Eigenschaften zum Teil noch verstärkt. Doch fehlten auch die guten nicht: Hebbel war auch gutmütig, hatte ausgeprägten Familiensinn, eine rührende Liebe zu den Tieren, trotz eines starken Selbstbewußtseins Gerechtigkeitsgefühl und

auch das unverlierbare Gefühl seines Zusammenhangs mit dem Volke, weiter Keuschheit des tiefsten Empfindens, ungewöhnliche Zuverlässigkeit, das stärkste Pflichtgefühl dem Leben wie der Kunst gegenüber, endlich Freude am Spaß und selbst einen barocken Humor. Seine so vielfach gehemmte Entwicklung und die Zeiteinflüsse haben manches Fremde in das ursprüngliche Charakterbild gebracht, und man hat demnach von seiner Neigung zum Gewaltsamen, Bizarren, Absonderlichen, von seiner Überreiztheit, seiner Verbohrtheit geredet, ihn selbstverständlich des Größenwahns geziehen, ja, ihn geradezu als eine Art rasenden Rolands hingestellt; aber im Grunde hat doch das Fremde an den Grundzügen seines Charakters wenig ändern können, er ist, trotzdem er die Krankheiten der Zeit wohl auch am eigenen Leibe spürte, im wesentlichen ein durchaus gesunder Mensch geblieben, und all das Gerede von dem krankhaften Titanentum Hebbels usw. stellt sich dem genauen Kenner seines Wesens, Lebens und seiner Werke zuletzt als ein Produkt der Oberflächlichkeit und der Böswilligkeit heraus. Sehr bequem sind die dithmarscher Menschen allerdings nicht, und erst recht unbequem werden sie natürlich, wenn sie ihre Zeitgenossen an Talent, Kunstverständnis und vor allem an künstlerischem Pflichtgefühl überragen. In dieser Lage ist Hebbel gewesen, und das vor allem hat ihm die zahlreichen Gegner zugeführt. Dann hat einer dem andern nachgeredet, ohne nur zu prüfen, und so wurde Hebbel eine Art Monstrum in den Litteraturgeschichten, er, der den klaren, scharfen Verstand seines Stammes in so hohem Maße besaß und nie gezögert hat, ihn auch gegen sich zu brauchen. Erst die neueste Zeit hat, wie gesagt, da Wandlung geschafft.

Ja, er war unser. Treten wir jetzt an seine Werke und ihre Gestalten heran, so erkennen wir, daß auch sie Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut sind. Kein Drama ohne Leidenschaft — nun, der Dithmarscher Hebbel brachte diese Leidenschaft als uraltes Erbteil seines Stammes, der noch vor dreihundert Jahren die Blutrache übte, mit, er brauchte nicht erst, wie so viele Theaterdichter, aus Büchern zu lernen, wie man einem Drama Handlung gebe. Kein Drama ohne tieferes Problem — auch da mangelte es dem Dithmarscher nicht, der verschlossene Mensch des Nordens hat es immer geliebt, den Blick nach innen, auf die Rätsel der eigenen Brust zu lenken. Kein Drama ohne Konsequenz, ohne Folgerichtigkeit, ja, Naturnotwendigkeit — o, die hatte das harte Geschlecht da oben am nordischen Meer auch lange eingeprägt erhalten. So besaß Hebbel die wichtigsten Gaben des Dramatikers, des tragischen Dichters schon als Erbteil seines Stammes, die Gabe, Menschen zu gestalten, aber war ihm als persönliches Geschenk in die Wiege gelegt worden. Und er hat sie benutzt, wenn er auch kein Shakespeare geworden ist, er und ein anderer norddeutscher Dichter, Kleist, sind, wenn man einmal den strengsten Begriff des Dramatikers und Tragikers anlegt, die größten

ihres Volkes, so wenig wir die überragende nationale Bedeutung der Klassiker und praktischen Theaterdichter Lessing und Schiller verkennen wollen. Es ist sehr leicht, an der einen oder andern Hebbelschen Gestalt etwas auszusetzen, aber es wird meist sehr billige Weisheit sein. Wer fände nicht an dem Holofernes in der „Judith" etwas Renommistisches? Aber wirkt er nicht trotzdem, können wir uns die Gestalten der alten, sich selbst vergötternden babylonischen und assyrischen Könige viel anders denken, nicht auch, wenn wir wollen, hier eine Erhebung der dithmarsischen Prahlsucht ins Gigantische entdecken, vom modernen Übermenschentum, dessen Prophet Hebbel dann wäre, ganz zu geschweigen? Weiter die unheimliche sinnlich-leidenschaftliche Glut in der „Genoveva," die selbst vor dem Verbrechen nicht zurückschreckt — bricht die nicht öfter bei uns hervor, je ruhiger im allgemeinen die Oberfläche des Lebens ist? Über das heimische Milieu der „Maria Magdalene" habe ich schon geredet; es sind aber nicht bloß der rote Rock des Gerichtsdieners schleswig-holsteinisch und der Brunnen und der Birnbaum aus Wesselburen, alle Menschen des Stückes tragen das nordische Gepräge, die harten und strengen Naturen nicht in höherem Grade als die weichen und milden. Um an das zu rühren, was dem Drama die meisten Angriffe zugezogen hat, den Fall Klaras ohne Liebe — welcher Schleswig-Holsteiner verstände das nicht, wenn er sich in die Enge vor etwa fünfzig Jahren zurückdenkt und sich sein Urteil weder durch Klassenanschauungen noch durch moderne Prüderie trüben läßt. Ich glaube aber, daß sowohl der Meister Anton wie seine stolze Tochter Klara, die halb aus Schicksalstrotz, halb aus Verzweiflung fehlt, noch heute bei uns möglich sind. Bei „Herodes und Mariamne" fehlen vielleicht die direkten Bezüge zur Heimat; in der „Agnes Bernauer" sind sie dafür um so zahlreicher. Bekannt ist, wie Klaus Groth die Volksscenen dieses Stückes gelobt hat, aber auch die Heldin selbst hat unzweifelhaft etwas Dithmarsisches — ich bitte zum Vergleich einmal Klaus Groths „Witen Slachters" zu lesen, da ist auch ein verwandtes Problem. „Gyges und sein Ring" übergehe ich wieder, um dafür um so energischer auf die „Nibelungen" hinzuweisen. Wenn Hebbel, wie mehr und mehr als unbestreitbar angenommen wird, wirklich die klassische Dramatisierung des deutschen Nibelungenliedes geliefert hat, so verdankt er das in allererster Reihe seinem Dithmarschertum. Das gab ihm die Kraft, die gewaltigen Gestalten des Epos, vor allem den Hagen, zu dramatischen Charakteren zu runden und mit neuer Glut zu erfüllen, das gab ihm auch, in seiner Geschichte, den menschlichen Untergrund für die volle Ausfüllung des gewaltigen Rahmens der überlieferten Ereignisse. Es ist vermessen, daß ich an dieser Stelle ein eigenes Werk, meinen Roman „Die Dithmarscher" nenne, aber fast sämtliche Kritiken über diesen haben an das Nibelungenlied erinnert, bei dem Hauptheldenselbst an Hagen — ein Beweis, wie nahe der Nibelungenstoff einem Dithmarscher stehen

muß; denn natürlich habe ich beim Schaffen nicht im Traum an das Nibelungenlied gedacht. Hebbel selber wußte recht gut, daß ein Stück Hagen in ihm steckte.

Über „Mutter und Kind“ und die Erzählungen Hebbels, obschon gerade in diesen manche heimischen Züge enthalten sind, will ich hier nicht sprechen und mich gleich zu seiner Lyrik wenden. Sie ist nicht unmittelbar dem Volkstum entsprungen, wie die Klaus Groths, sondern ganz individuell, das Zeugnis einer wuchtigen Persönlichkeit; doch aber erkennt man in ihr etwas von unserm nordischen Wesen, in ihrer Düsterkeit, Herbheit, Schwerflüssigkeit. Vor allem eine Anzahl Balladen sind in dem Stil der grausigen Geschichten, die sich unser Volk erzählt. Doch ist auch sehr viel Lichtes und Schönes in der Hebbelschen Lyrik, selbst Zartes und Weiches, was einen bei ihm besonders rührt; die Tiefe läßt er natürlich selten vermissen. In der Sparsamkeit seiner Naturschilderung erkennt man den Sohn der Marsch, die, obschon sie sicher ihre Reize hat, doch zu dichterischem Detail wenig bietet. So murmeln bei Hebbel keine Bäche, rauschen keine Frühlingswälder, aber dem unheimlichen Dunkel des Waldes, der weiten Öde der Heide wird er doch aus seiner Phantasie heraus in mächtiger Weise gerecht. Alles in allem ist er auch hier wieder der Dithmarscher, minniglichen Jungfrauen und zarten Frauen im ganzen wenig bequem, aber etwas für echte Männer und ernste Jünglinge.

Den durchaus mannhaften Charakter der Hebbelschen Dichtung möchte ich überhaupt noch einmal mit Nachdruck hervorheben. Er drückt sich nicht um die schweren Probleme des Menschenlebens herum, sondern geht gerade, mit seinem ganzen Ernst und seinem ganzen Tiefsinn an sie heran; er verklärt und verschönert nicht, schwächt die Tragik nicht durch die Schlußversöhnung ab, sondern läßt sie in ihrer ganzen Gewalt wirken, zeigt aber auch, daß sie notwendig, nicht ein bloßes Spiel des Zufalls oder eine Laune des Weltgeschicks war; er hält sich auch breiter Rhetorik und wohlfeiler Sentenzenweisheit fern, charakterisiert knapp und klar, aber doch nicht nüchtern, mit lebendigen Zügen, in meist scharf zugespitzter, doch aber weder der Leidenschaft noch der Schönheit ermangelnder Rede. Das ist der Hauptcharakter seiner Kunst; im einzelnen sind wohl Schwächen da, aber stets weiß er doch, was er will, und erreicht es auch im ganzen. Es ist nicht leicht, sich einer Hebbelschen Tragödie bis in jede Einzelheit zu bemächtigen, aber der Hauch der Größe weht jeden daraus an. Und darauf kommt es zuletzt an. Nicht niedriger als der Dichter Hebbel steht der Denker, den wir hauptsächlich aus seinen Tagebüchern kennen lernen. Es giebt kaum ein Gebiet, auf das sich dieser scharfe Geist nicht gewagt hat, am größten aber ist er als Ästhetiker; da kommt ihm von den Modernen keiner gleich, und man merkt wenig von seiner angeblichen Verbohrtheit, im Gegenteil, er verficht das gute Recht des gesunden Menschenverstandes, wenn er diesem auch nicht die Entscheidung in den

letzten und höchsten Fragen einräumt. Wärmste Hingabe und tiefsten Ernst fordert er überall, aber welcher große Mann thäte das nicht?

Ganz sicher, er ist ein Großer — das völlig zu bestreiten haben selbst seine Gegner nicht gewagt. Nun sind die meisten von ihnen tot und begraben, viele auch schon vergessen, er aber beginnt für alle zu leben. Möge er das vor allem auch in Schleswig-Holstein thun, in seiner Heimat, die ihm freilich keine glückliche Jugend, aber doch ein gut Teil seiner Kraft gegeben hat und nun die Sünden der Väter gutmachen kann, indem sie für alle Zeiten treu zu ihm steht und ihn so hochhält, wie es ihm gebührt.

Geschichtliche Entwicklung des Herzogtums Schleswig bis zu seiner Vereinigung mit Holstein.

Von H. E. Hoff in Kiel.

III. Name und Gebiet des Herzogtums Schleswig.

Das Land der Angeln, in alter Zeit Ongle, das nach der Auswanderung eines großen Teiles der Bevölkerung zu einem Sillendi, d. i. zu einem „weiten, wüsten Gefilde" geworden war, wurde nach der Einwanderung der Westjüten, die sich mit den Resten der alten Bevölkerung mischten, Südjütland genannt. Der Name „Angeln" haftete fortan an der bekannten Halbinsel allein, doch konnte der neue Name „Südjütland" sich weder auf die ehemalige Mark Schleswig, noch auf das Gebiet der Nordfriesen beziehen.

Als sich südlich der Au ein Herzogtum „als kleines Reich im Reiche" bildete, da wurde dieses offiziell als „ducatus Jutie," Herzogtum Jütland, bezeichnet, und der regierende Herzog führte demgemäß den Titel „dux Jutie," Herzog von Jütland.*) So nannte sich Waldemar II., so nannten sich Abel und seine Nachfolger bis weit in das 14. Jahrhundert hinein. Im Norden, im eigentlichen Jütland, existierte kein Herzogtum; es lag also, wie es scheint, keine Veranlassung vor, von einem Herzogtum Südjütland zu sprechen. In den zahlreichen Urkunden aus dem 13. und 14. Jahrhundert findet sich der Name „Südjütland" neben dem Titel „Herzogtum Jütland" nur äußerst selten angewandt, so daß Professor Sach sich zu dem Schluß berechtigt glaubt, daß der Name Südjütland, den die dänische Presse heute mit Vorliebe gebraucht, niemals offiziell gewesen ist.

Neben dem offiziellen Titel „Herzogtum Jütland" finden wir schon im 13. Jahrhundert zunächst in deutschen Quellen die Benennung des Landes nach seiner alten Hauptstadt Schleswig. Das älteste Zeugnis dafür findet sich in einer Greifswalder Zollordnung vom Jahre 1275, wo ausdrücklich von einem „Herzogtum Schleswig" und von einem „Herzog zu Schleswig" die Rede ist. In Urkunden deutscher Fürsten aus dem Ende des 13. und dem Anfange des 14. Jahrhunderts kehren diese Titel „als ganz gewöhnlicher Sprachgebrauch" häufig wieder; im Jahre 1366 nennt sich Heinrich, der letzte Herzog aus Abels Geschlecht, auch „Herzog von Schleswig." „Die Herzogin Kunigunde braucht 1375 die Bezeichnung hertogin to Sleswich unde to Sunderjutlande und 1378 to Sleswik unde tho Jutland." Der Streit der verschiedenen Benennungen setzt sich noch bis in die

*) Hauptquelle für diesen Abschnitt: A. Sach, Das Herzogtum Schleswig. I.

Zeit der ersten Oldenburger fort, bis endlich die Bezeichnung nach der alten Hauptstadt vollständig die Oberhand gewann, und der alte Titel auch aus dem amtlichen Gebrauch verschwand, nachdem er im gewöhnlichen Leben längst nicht mehr gebraucht worden war.

Die Bewohner des Gebiets nördlich der Schlei haben sich niemals Dänen, sondern ursprünglich Jüten, dann Südjüten genannt, um ihre Sonderstellung im Reiche zu bezeichnen. Eine Ausnahme machten außer den Friesen die Bewohner Angelns, die „Angelbo," deren Namen auch ein Teil der alten Befestigung der Stadt Schleswig, die „Angelboewirki," führte. Auffallend ist es, daß uns keine „Schleswiger" als Bewohner des Herzogtums begegnen, auch dann nicht, als das Land längst nach seiner Hauptstadt benannt wurde; vielmehr zeigt sich die merkwürdige Thatsache, „daß die alten Jüten oder Südjüten sich völlig in Holsteiner umwandeln." — „In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts tauchen die „Holsteiner" plötzlich in dem Herzogtum Schleswig auf und nehmen allmählich in einem solchen Maße zu, daß alles, was noch an Jüten oder Südjüten vorhanden war, vor ihnen verschwindet." — Die westjütisch redende Bevölkerung nannte sich „Danske Holster," und in Dänemark wurde Schleswig „Dansk Holsten"*) genannt.

Wenden wir uns nun kurz dem Gebiete des Herzogtums zu. Dasselbe umfaßte ursprünglich nur drei „Syssel," die wir als Gaue oder „Ämter" bezeichnen können. Die Syssel zerfielen in „Harden" oder Hundertschaften, ursprünglich das Gebiet von 100 resp. 120 Familien.

Südlich der Au lag:

1. Der Barwith-Syssel, benannt nach dem Barwith oder Farris, dem alten Grenzwald in Nordschleswig, mit 5 Harden.**) Die Thingstätte des Syssels war in Viert (Byarthae). Ripen, schon 948 Bischofssitz, „eine wahrscheinlich friesische Gründung," gehörte nicht zum Herzogtum, weil man diesem wohl nicht beide Bischofssitze zuweisen wollte. Hauptort war Hadersleben, Hathaerslef, d. i. Erbe des Hathers. Dieser Ort, der sich allmählich aus dem sehr alten Hadersley-Huus entwickelte, erlangte 1292 Stadtrecht. — Bemerkenswert ist noch der Kirchort Gram mit einer alten Thingstätte, sowie Jarlsae, jetzt Jels, ein alter Häuptlings- oder Jarlssitz.

2. Der Ellumsyssel mit 8 Harden,***) darunter die friesische Karrharde mit dem Kirchorte Leck. Das Syssselthing wurde zu Ellum bei Lygumkloster in der Loeharde abgehalten, während das Landesthing für das ganze Herzogtum zu Urnae, jetzt Urnehöved, an der alten Landstraße in der Lundtoftharde stattfand. Hervorzuheben sind im Ellumsyssel noch besonders Mögeltondern (Mykaeltondaer, d. i. Groß-Tondern) und Litlae-Tundaer, d. i. Klein-Tondern, die jetzige Stadt Tondern, sowie die Stadt Apenrade, Opneraa (Ort an der Opnerau), in der Riisharde. Tondern war bereits 1017 ein bekannter Handelsplatz, bekam 1243 das Lübsche Recht und erscheint noch auf einer Karte aus dem 16. Jahrhundert unmittelbar am Meere liegend. Apenrade, 1257 als Hafenplatz erwähnt, lehnte sich an das ältere Aabenraa-Huus an und bekam 1335 städtisches Recht. (Professor K. Jansen.)

---

*) Wir müssen es uns versagen, weiter auf die äußerst interessanten und lehrreichen Darlegungen von Professor Sach in dem mehrfach erwähnten Werke, von dem leider erst eine Abteilung erschienen ist, einzugehen. Sie beweisen allein schon, daß Schleswig allmählich zu einem zweiten Holstein wurde.

**) 1. Tyrstrupharde, 2. Hadersleb'ener Harde, 3. Frösharde, 4. Gramharde, 5. Rangstrupharde.

***) 1. Hviddingharde, 2. Loeharde, 3. Hoyerharde, 4. Riisharde, 5. Sluxharde, 6. Lundtoftharde, 7. Karrharde, 7. Rübelharde.

3. Der südliche Syssel hieß Istathe- oder Idstedtsyssel, weil zu Idstedt die Thingstätte war, und umfaßte ursprünglich 9 Harden,*) darunter zwei friesische Harden, die Norder- und Süder-Goesharde. Der alte Hauptort Sliesthorp (804) oder Sliaswic (850) wurde jütisch Hethaby oder Hedeby genannt. Dr. Sophus Müller in Kopenhagen hat neuerdings, gestützt auf scharfsinnige örtliche Beobachtungen und die Analogie der Anlage der im 10. Jahrhundert berühmten schwedischen Handelsstadt Birka am Mälar, die Ansicht ausgesprochen, daß das ursprüngliche „Haithabu" den Platz der „Oldenburg" am Haddebyer Noor einnahm, deren halbkreisförmige Wallanlage ein Gebiet von 28 ha einschließt. Die Hohburg (Markgrafenburg), welche sich daneben auf steiler Höhe erhob, war die Citadelle der Stadt. Auf den benachbarten Höhen wurden die früher erwähnten Runensteine errichtet, welche, dem Gedächtnis gefallener Helden gewidmet, Zeugnis ablegen von den Kämpfen, die das alte Haithabu umtobten. Die Stadt wurde zerstört, die Bewohner siedelten vielleicht nach Slieswic über, und so erklärt sich, nach Dr. Müller, die auffallende Doppelbenennung der Stadt. — Schleswig selbst gehörte zur Struxdorfharde, während die Jürgensburg, die Königswiese sowie Gottorp in der Arensharde lagen. Im nördlichen Teil des Idstedt-Syssels, in der Wiesharde, erblühte aus einer älteren Niederlassung die Stadt Flensburg (Flensaaburgh = Burg an der Flensau). In dem Kampf der Brüder Erich und Abel wurde der wichtige Platz 1248 zerstört, blühte aber bald wieder so auf, daß er 1284 „sein Recht als städtisches konfirmiert" erhielt.

Professor Sach führt sein Verzeichnis der Harden und Ortschaften nach dem Erdbuch Waldemars II. aus dem Jahre 1231 auf, doch hat er alle Kirchdörfer mit romanischen Kirchen in das Verzeichnis aufgenommen, wenn ihr Bestehen zur Zeit Waldemars II. sich auch urkundlich noch nicht feststellen läßt. In den drei Sysseln mit ihren 22 Harden weist er auf diese Weise 330 Ortschaften mit 165 Kirchen nach, das ist „ungefähr die Anzahl an Dörfern, die heute das Gebiet des Barwithsyssels allein zeigt." Die westlichen Harden sind stärker besiedelt als die östlichen; der Süden in der Nähe der Stadt Schleswig ist schon verhältnismäßig gut angebaut.

Das Gebiet der schleswigschen Mark südlich der Schlei ist noch nicht in die Syssel- und Hardeneinteilung aufgenommen, doch ist es in Bezirke eingeteilt, die im Erdbuch das gewöhnliche Hardezeichen tragen. Krongut oder Konungsles war der Dänische Wohld, der Rest von Isarnho oder Jernwith, welcher aber um diese Zeit nur sehr wenig besiedelt war, vielmehr als „ein gehegtes Revier" unter besonderer Aufsicht des Staates stand. In Schwansen, woselbst 26½ Pflüge „königlicher Privatbesitz" lagen, weist Professor Sach 14 Ortschaften nach, darunter Rieseby (Rysby), in dessen Nähe bei den „Dingstöcken" das Thing abgehalten wurde.

In den übrigen Bezirken, in Fraezlaet und Kamp, dem Gebiet der späteren Hüttener, Kropper und Hohnerharde, nebst Stapelholm besaß der König nach dem Erdbuch 420 Husen. „Der Ausdruck Husen läßt auf rein sächsische Ansiedelungen schließen, die hier demnach zuerst festen Fuß gefaßt haben. Von den nachgewiesenen Orten ist auch nur ein einziger jütischen Ursprungs auf —by, „Burgdorf" (Borby) bei Eckernförde, obwohl es feststeht, daß später eine ganze Reihe jütischer Kolonieen hier begründet ist." Das Krongut wird außer in dem Erdbuch auch in Urkunden von 1285—1286 aufgezählt; doch sind diese Listen viel reichhaltiger als die des Erdbuchs, „weil im Laufe der Zeit das königliche Privatgut allmählich Krongut wurde. Übereinstimmend nennen beide Listen als Krongut: Brönd, Hoyer, Söderup,

*) 1. Wiesharde, 2. Husbyharde, 3. Nieharde, 4. Sliesharde, 5. Struxdorfharde, 6. Uggelharde, 7. und 8. Norder- und Südergoesharde, 9. Arensharde.

Kliplef, Handewitt und Gelting." In den Urkunden wird außerdem noch eine ganze Reihe Ortschaften als Krongut bezeichnet, z. B. Ulpaenaes (Olpenitz) in Schwansen, Croop (Kropp) und Haddebooth (Haddebye) in der Nähe von Schleswig, Biscofstoftae (Bistoft) und Thorp (vielleicht Tösthorp = Töstrup) in Angeln, Hattstedt bei Husum, Gram und Gambla Hatharslöf (Alt-Hadersleben) in Nordschleswig. Andere Dörfer waren im Besitze der Klöster oder gehörten dem Domkapitel zu Schleswig.*) Merkwürdigerweise waren vom Grund und Boden der Stadt Schleswig drei Viertel königlich, und nur das vierte Quartier war herzoglich. Das nördliche Thor hatte der König, das südliche der Herzog „als Wächter der Grenze" zu unterhalten. Hinzugefügt ist im Erdbuch: Item totus census in Frisia pertinet ad regem, d. h.: Imgleichen gehört die ganze Steuer in Friesland dem König. Damit ist die jährlich von den sonst freien friesischen Harden zu zahlende Steuer, die von königlichen „Stallern" erhoben wurde, gemeint. Die Friesen lebten sonst unter ihrer eigenen Verfassung und eigenem Recht unabhängig von der dänischen Regierung, bis ihr Gebiet endlich dem Herzogtum einverleibt wurde. Es war ein Volk von freien Bauern, das weder Hörige noch Ritter, weder Städte noch Klöster kannte. Fischerei, Schiffahrt und auch Seeraub waren Haupterwerbsquellen neben der Landwirtschaft, die erst bedeutender wurde, als Winterdeiche aufgeführt wurden, die das Land gegen Überflutung sicher stellten.

Die friesischen „Utlande" zerfielen in drei Hauptteile:

1. Die Dreilande oder Eiderstedt, bestehend aus 3 Harden, die als Inseln bezeichnet werden, zu denen Hever am nordwestlichen Rande zuweilen als besondere vierte Insel hinzugerechnet wird: a. Tönninghарde, das eigentliche Eiderstedt, zwischen der ehemaligen Norder- und Süder-Eider: b. Gardingharde oder Everschop, zwischen Norder-Eider und Hever, und c. Utholm, zwischen Hever und der Nordsee. Verbindungsweg nach dem Festlande war der Milderdamm. Erst als seit 1489 das ganze Bett der alten Norder-Eider eingedeicht wurde, wurden die Dreilande sowohl unter sich als mit dem Festlande verbunden.

2. Der Strand oder Nordstrand, mit 5 Harden. Nordstrand hat eine traurige Geschichte, da zahlreiche Sturmfluten besonders dieses Gebiet heimgesucht haben. Die Sturmflut des Jahres 1300 „wütete schrecklich in allen Marschländern und riß die Länder Dithmarschen, Eiderstedt und Nordstrand, die bis dahin so nahe zusammengehangen hatten, daß nur je ein kleiner Strom dazwischen war, gänzlich voneinander." (Dr. E. Träger.) Die Sturmfluten der Jahre 1354 und 1362 werden beide als „grote Mandreuke" bezeichnet. Am 1. Februar 1436 wurde Pelworm von Nordstrand losgerissen, am Sonntag den 16. Oktober 1634 aber ging ein großer Teil vom Strand unter, wobei 6408 Menschen von 10000 Einwohnern das Leben verloren. Als Reste der ehemaligen 5 Harden blieben die Halligen sowie Nordstrand und Pelworm, die nun „durch weite Meeresflächen voneinander geschieden waren."

3. Die nördlichen Harden, bestehend aus den Inseln Silt und Föhr nebst Amrum, zusammen 3 Harden bildend, und der Böcking- und Horsbüll- oder Wiedingharde auf dem Festlande.

Die Ostsee-Inseln Alsen, Aerroe und Fehmarn gehörten ursprünglich ebenfalls nicht zum Gebiet des Herzogtums. Alsen und Aerroe wurden zu Fünen gerechnet, sie waren daher in kirchlicher Beziehung bis in die neuere Zeit dem Bischof von Odense unterstellt. Fehmarn war Krongut des Königs von Dänemark.

Das herzogliche Gebiet war also weder den natürlichen Grenzen entsprechend

*) Dr. C. Godt, Untersuchungen über die Anfänge des Herzogtums Schleswig.

Digitized by Google

abgerundet, noch war der Herzog vollständig Herr über sein Gebiet. Die Streitobjekte in dieser Beziehung treten sofort in die Augen: das Gebiet der Friesen und die Ostsee-Inseln, besonders aber mußte das Krongut des Königs Anlaß zu allerlei Streitigkeiten geben. (Fortsetzung folgt.)

Ein Denkmal aus der vorgeschichtlichen Zeit.

Von **L. Frahm** in Poppenbüttel.

Zwar schreibt Dr. L. Meyn in seinem langjährigen Kalender-Schlußwort, welches uns zum Pflanzen von Eichen mahnt: — „Aber wie vergänglich sind die Denkmale von Menschenhand! Nur die Pyramiden sind für die gewöhnliche Vorstellung ewige Denkmäler, und ihnen zunächst stehen die stummen Zeugen der Vorzeit in unserem Lande, die Erdhügel auf der Heide."

Leider aber sind die letzteren, die Hünengräber unsers Landes, seitdem die vorstehenden Worte geschrieben worden sind, in großer Zahl von unserer Scholle verschwunden. Pietätlosigkeit, Unwissenheit, kleinliche Gewinnsucht und noch kleinlichere Ausgrabungssucht sind es gewesen, die manchen schönen Grabeshügel der Vorzeit dem Erdboden gleichgemacht haben. Nur einige Beispiele:

Kannte ich da ein schönes Grab in der Ecke einer Koppel und traf den Besitzer, eifrig damit beschäftigt, die letzten Spaten voll Erde über seinen Acker zu werfen.

„Warüm hewt Se dat dahn?" — „Och, ik kunn dar nie örndtlich mit de Pęr ümwenn'." — „Leg dar wat in?" — „Nę, de paar Steen, dat sünd awer all so'n Wrassels."

An einer andern Stelle wurde eine Chaussee gebaut. Schleunigst wurde einem Steinlieferanten gestattet, ein paar Hünengräber in rohester Hast umzuwühlen nach etwa sich findenden Felsblöcken.

Wieder anderswo war es ein hamburgischer Jagdpächter, der mit Hülfe von Arbeitern auf seinen sonntäglichen Ausflügen mehrere Gräber nach etwaigen Altertumsfunden durchwühlen ließ.

Kein Mensch kümmert sich darum, und wer's wollte, kann's nicht wehren. So geschehen im letzten Jahrzehnt in Holstein, wo der anthropologische Verein der Provinz nach besten Kräften um Erhaltung eifert und doch hier und da ein Pfleger ernannt ist.

Der Pfleger ist ohne Einspruchsrecht, machtlos gegen Fäuste, ein wunderlicher Kauz in den Augen manches Gemeindevorstehers, und wenn sein Bericht an die rechte Schmiede kommt, ist längst alles geschehen und verloren. Wenn es so fortgeht, sind die meisten Gräbermale der Vorzeit in den nächsten Jahrzehnten unwiederbringlich dahin, und eine spätere Zeit wird uns mit Recht des Vandalismus anklagen.

Weil nun Unkunde einerseits und Geheimhalten andererseits das Fortbestehen der Hünengräber nicht sichern, so stelle ich meinen Hort unter den Schutz der Öffentlichkeit und erlaube mir, der Führer für die Leser der „Heimat" in die schönste Kultusstätte der Vorzeit, die ich kenne, zu sein.

Von Poppenbüttel führt eine neue Landstraße nach Duvenstedt. Auf halbem Wege erheben sich an der linken Seite braune Heidehöhen; einige sandige Wege und Pfade führen in den Senkungen zu ihnen hinauf. Von den vielen Touristen und Radlern, die die Chaussee passieren, hat wohl selten einer eine Ahnung von der erhabenen Schönheit, dem eigenartigen Reize dieses Erdenfleckes. Über magere Äcker, zur Gemeinde Lemsahl-Mellingstedt gehörig, auf denen niedriges Korn und spärliches Gras gedeihen, gelangen wir nach viertelstündigem Zuge gegen Westen

an das Ziel. Dort liegt noch in tiefster Einsamkeit ein von Süden, Westen und Osten sanft ansteigender Höhenzug, noch ganz mit Heide bewachsen. Die sommerlichen Sonnenstrahlen und der sandige Weg haben uns in Schweiß gebracht. Aber hier weht ein kühler Hauch. Tiefe Stille, — nur in der Höhe trillern zahlreiche Lerchen. Die wenigen Tannen bringen es nicht weit über Manneshöhe. Aber welch eine Aussicht gewährt die Gegend, obwohl sie nur 40 m über dem Meeresspiegel liegt und sich nur zu durchschnittlich 15 m absoluter Höhe erhebt. Fern im Süden die nebelblauen Türme Hamburgs, im Westen das Witt-Moor mit seinen Torfpyramiden und dahinter die langgezogene düstere Häuserreihe der Glashütte, im Osten das grüne Alsterthal und weiter die waldigen Höhen bei Ahrensburg, die sich immer gleichbleibende Kuppe des Schübergs bei Hoisbüttel, und nordwärts einsame Heidelandschaft. Nachdem wir noch einige hundert Schritte weitergewandert sind, liegt um uns ein Kranz von Hünengräbern, im ganzen noch elf an der Zahl, — einer ist nicht mehr vorhanden.

Besteigen wir eins derselben! Das größte von ihnen hat doppelte Manneshöhe und ist 10 m breit. Kein Spatenstich scheint die Kuppe berührt zu haben, so regelmäßig ist die Form; man sieht noch deutlich den Absatz in halber Höhe, den Ring, der sich steigförmig um sie zieht, und der einst jedenfalls mit einem Steinkranze besetzt war.

Man fragt unwillkürlich: Wie konnten die Vorfahren einen so mächtigen Hügel bauen? Man sieht auch nirgends ein Loch, eine Senke, woher die Erde stammen könnte. Als ich einst ein halbabgetragenes Grab sah, setzte mich das getigerte Aussehen des Durchstichs in Verwunderung. Da fand sich die düstergraue Oberschicht des Bodens mit der dicht darunter liegenden gelblichen Sandschicht im buntesten Wechsel vermengt. Nach einigem Nachdenken kam ich zu der Überzeugung, so ein Grabhügel könnte nur durch abgetragenen Rasen entstanden sein, und als ich mir daraufhin die Umgebung eines Grabes ansah, konnte ich auf dem durchaus ebenen Plan noch deutlich die Grenze im Rundlauf erkennen, bis wohin menschliche Hand den Rasen abgepellt hatte. Das war mir jahrelang ein heiliges Forschungsergebnis, bis ich eines Tages wieder des Tacitus „Germania" durchblätterte und im 27. Kapitel die dürren Worte fand: „Über der Grabstätte erhebt sich ein Rasenhügel." Schade!

Doch etwas Anderes fand ich bei Gelegenheit, nämlich eine dunkle Sage. Treffe ich da eines Tages in der Nähe der Gräber einen älteren Arbeiter, der mit kurzer Sense dem Boden die Heidebärter schneidet, wo sie am längsten gewachsen sind.

„Godn Dag ok!" — „Godn Dag." — „Na. betn Streu för Swien un Zeeg haun?" — „Jawoll." — „Ok schön Weder darto vundag." — „Ja." — „Wat mægt disse Bargn to bedüden hebbn?"

Der Alte sieht mich ein wenig mißtrauisch an, ob ich ihn auch wohl zum besten haben könne. Doch da ich ihm treuherzig begegne und ihm eine Zigarre anbiete, fährt er zutraulich fort: „Dat will ik Se seggen. In urolen Tiden hewt sik de Lüd, de hier wahnt hewt, up de Wannerschop begeben un sünd na Norland trocken. Hier hewt se ær Schätze vergraben. Se sünd na lange Jahren ok mal wedderkamen, hewt aber nix funn' un sünd wedder afgahn."

Ist das nicht ein köstliches Sagenkleinod? — Und zu dieser alten Gräber- und jedenfalls auch Kultusstätte führt durch das schon genannte Witt-Moor ein Bohlweg. Der ist freilich noch nicht bloßgelegt, und ob er eine jener den Römern nachgebildeten Straßen oder ob er neueren Datums ist, steht noch dahin. Aber gefunden ist er. Als es sich nämlich vor ein paar Jahren darum handelte, aus der Nähe der Gräber Grand und Kies zu graben, und man um den Weg

nach der Glashütte sorgte, da sagten alte Leute: „Dar liggt ja dörch dat Moor de Russendamm.“ Warum Russendamm? Gleichviel, der Damm fand sich durch Sondierung mit langen Stangen, zeigte einen schnurgeraden Verlauf und soll sogar mehrere Ausweichestellen haben.*)

Unser Gang ist beendet, und an den klagenden Anfang kann ich nur das klagende Ende knüpfen: Gesichert sind auch diese herrlichen Gräber nicht. Mehrere von ihnen sind angegraben, andere werden folgen.

Sollte es nicht möglich sein, diese alte Stätte, gleich dem Nationalpark Nordamerikas und den Heiden Englands, als Andenken an die graue Vorzeit zu erhalten?

Stapelholmer Sagen.**)

Gesammelt von Heinr. Carstens.

V. (Schluß.)

Hexen verwandeln sich in Katzen und Hunde.

Mein Vater, so erzählte mir einst ein Freund, stand im Stall zu Häckselschneiden. Sein Knecht war bei ihm. Kommt da eine Katze mit einem weißen Ring um den Hals und mit vier weißen Füßen in den Stall. Spricht der Knecht: „Sieh, da ist eine fremde Katze, die will ich fortjagen.“ Spricht mein Alter: „Laß sie nur, wir haben hier im Stall Mäuse genug.“ Die fremde Katze war darauf gut zu ihm und schnurrte, spann und schmeichelte bei ihm herum. Mein Vater nahm den Milcheimer mit etwas Milch darin und setzte ihn der Katze hin. Unsere beiden Hauskatzen wichen vor der fremden Katze entsetzt zurück und überließen dieser die Milch. Nun ging sie nach dem Schweinekoben, dann zu den Pferden und endlich wieder fort. Den nächsten Abend und noch mehrere Male kam sie wieder und machte ganz denselben Gang. Aber schon bald ward ein Schwein krank und mußte geschlachtet werden. Ebenso ging es mit dem zweiten. Endlich wollten auch die Pferde nicht mehr fressen und magerten zusehends ab. Selbst der Knecht hing zuletzt nur noch so eben bei den Gräten zusammen. Die fremde Katze war nämlich eine Hexe. Endlich jagte der Knecht sie mit der Peitsche fort. Die Katze aber kletterte auf einen Baum, und als der Knecht mit einem Erdkloß nach ihr warf, sprang sie ihm vor die Brust. Sie wollte ihm ins Gesicht springen, hatte aber darin gefehlt. Darum lasse ich, endete der Erzähler, niemals eine fremde Katze in mein Haus.

Weibliche Hexen verwandeln sich in Katzen. Männliche Hexen verwandeln sich in Hunde. Man erzählt in Drage: Kam da jeden Tag ein Hund von Dithmarschen herüber durch die Eider geschwommen und ging stets nach einem gewissen Hause in Drage. Der Hund war eine Hexe. Zuletzt hat man ihn vertrieben, wie aber, wird nicht erzählt. Wahrscheinlich hat der Drager Hexenmeister oder Hexenvertreiber, der vor wenigen Jahren noch in Dithmarschen einen Viehstall wegen Hexen beräuchern mußte, den Hund vertrieben. Mündlich aus Drage.

Wie die Hexe die Kühe melkt.

In einem Thürständer hat sie einen Pflock; und wenn sie den nun herauszieht und den Eimer unterhält, so fließt die Milch von Nachbars Kuh in den

*) Zu der Frage des Bohlwegs schreibt der Verfasser nachträglich (am 20. November 1898): „Durch Ihre Mitteilung bin ich mit Professor Dr. Wilms in Hamburg bekannt geworden, und wir haben heute den Bohlweg, also den ersten in Nordelbingien, gefunden, in seiner schnurgeraden Richtung durch das Wittmoor ausgesteckt, an den Enden 60 cm, in der Mitte 1,30 m tief im Moor, Länge über 400 m. Es sind eichene Bohlen, dicht nebeneinander. Nächstens erfolgt größere Bloßlegung. Die alte Auffassung, daß die Bohlwege römischen Ursprungs seien, ist somit widerlegt.

**) Vgl. „Heimat“ 1898, Nr. 1, 5, 10, 11.

Eimer, und zwar so lange, bis sie den Pflock wieder hineinsteckt. Einstmal soll nun die Magd melken. Sie zieht nun den Pflock heraus und läßt die Milch in den Eimer fließen. Spricht die Hexe: „Stecke rasch den Pflock wieder hinein, Nachbars Kuh stirbt sonst.“ Spricht die Magd: „Nein, noch nicht,“ und läßt die Milch ruhig weiter fließen. Bald aber fließt Blut heraus und — die Kuh fällt um und ist tot.[1])

Mündlich aus Drage.

Wie die Hexe buttert.

Will die Hexe buttern, so spricht sie: „Ut jed'n Hus en Lepel vull.“ Dadurch schafft sie dann die Butter von den Kühen der Nachbarn in ihr Faß, und hat immer reichlich Butter. Einst soll nun die Magd buttern, hat aber den Spruch verkehrt verstanden und sagt: „Ut jed'n Hus en Schepel vull;“ und bald läuft die Karrn über und das ganze Haus voll.[2])

Der Ritt nach dem Blocksberg.

In der Mainacht (auch Johannisnacht) reiten die Hexen nach dem Blocksberg. Stellt man sich an einem Kreuzweg auf, so kann man sie sehen. Man muß sich aber zwischen zwei Eggen verbergen, da dann die Hexen einem nichts thun können. Einst wollte ein Knecht mitreiten und setzte sich zu einer Hexe hinten auf den Besenstiel; er sollte aber kein Wort sagen. Und nun gings los, überall gerade zu, über Wasser und Land. Als aber die Hexe mit ihm über ein breites Wasser hinüber setzte, gab es einen tüchtigen Stoß, und der Knecht rief: „Düwel awer noch mal, dat weer en Sprunk!“ — und — bums, lag der Knecht an der Erde.

Mündlich aus Drage.

Kälber und Pferde behext.

Ein gebürtiger Süderstapler erzählte: Unsere Kälber starben, die Pferde waren krank und mager und andere Unglücksfälle kamen dazu. Mein Vater litt sehr unter diesen Schicksalsschlägen. Da entschloß er sich, zu dem alten M. in D. zu gehen, obgleich er an ihn und seine Kunst nicht glaubte. M. gab ihm eine Flasche mit, deren Inhalt er den Pferden in die Krippe gießen sollte, aber an demselben Tage, an dem er dieses Vorhaben ausführte, dürfe er nichts Scharfes ausleihen. Kam da unser Nachbar J. und wollte eine Sichel leihen. Man gab ihm die Sichel nicht; aber von Stund' an betrat der Nachbar unser Haus nicht mehr und grüßte Vater auch nicht mehr. Später erhängte er sich. Die Pferde aber wurden besser und die Kälber starben nicht mehr, und seitdem ging alles besser.

Mündlich aus Süderstapel.

Kind behext.

In Bargen bei Erfde war ein Kind krank. Natürlich hatte eine in der Nähe wohnende Hexe dasselbe unter. Auf den Rat einer klugen Frau holte man von dem Hause (der Hexe?) etwas Erde und aus einem Dachstuhl etliche Halme und räucherte damit das Kind.

Mündlich von Lehrer Clauſſen.

Hexe soll hingerichtet werden.

Auf dem Galgenberge bei Süderstapel sollte eine Hexe hingerichtet werden. Aber der Scharfrichter konnte ihr nicht den Kopf abhauen. Wenn er nämlich einen Kopf abgehauen hatte, so schien doch wieder ein Kopf vorhanden zu sein. Sie hatte wenigstens drei Köpfe. Die Frau war eine Hexe.

Mündlich aus Drage.

Petrus und die göttliche Weltregierung.

Der liebe Gott ging einst mit Petrus übers Feld. Alles lechzte nach Regen. Die Blätter an den Bäumen hingen welk hernieder. Blumen und Kräuter ließen

[1]) Abgedruckt im Ur-Quell Bd. III, S. 325.
[2]) Abgedruckt im Ur-Quell Bd. III, S. 325.

die Köpfe hängen. Gras und Korn schien zu vertrocknen. Das gefiel dem Petrus nicht, und er sprach zum lieben Herrgott: „Wenn ich die Weltregierung in Händen hätte, so würde ich Regen und Sonnenschein gleichmäßiger verteilen.“ Sprach der liebe Gott: „Nun gut, du sollst einmal die Welt regieren.“ Und Petrus ließ nun immer schönes und fruchtbares Wetter sein. Im Herbste aber, als die Ernte begann, da hatten die Ähren keine Körner. Darüber wunderte Petrus sich. Der liebe Gott aber sprach zu ihm: „Wundere dich nicht darüber, du hast ja den Nordwestwind vergessen.“

Mündlich aus Drage. Vergl. Pommersche Blätter für Volkskunde I, H. 11, S. 165.

Der Teufel und der Schmiedegeselle.

Einst lebte ein Schmied, der sehr dumm war und gar nichts machen konnte. Bei einer Arbeit stand er bis Mitternacht und brachte sie dennoch nicht fertig; und hatte er sie endlich fertig, so taugte sie nichts. Kam da einst ein feiner Herr zu ihm und sprach: „Ich will dir helfen und du sollst alles machen können, was deine Augen nur sehen; doch eine Bedingung stelle ich.“ „Und die wäre?“ sprach der Schmied. Spricht der Fremde: „Wenn du dich verheiratest, so soll der erste Knabe, der dir geboren wird, sobald er konfirmiert ist, mein Eigentum sein; und das mußt du mit deinem Blute unterschreiben.“ Damit ist der Schmied denn auch einverstanden. Jetzt kann er alles machen, alles was seine Augen nur sehen, sogar das Allerkünstlichste, und er ist bald weit und breit der berühmteste Schmied. Endlich verheiratet er sich. Das erste Kind, das ihm geboren wird, ist ein Knabe. Dieser gedeiht prächtig und ist auch sehr begabt und gelehrig. Als der Knabe aber konfirmiert werden soll, ängstigt der Vater sich sehr, da dann der Teufel den Sohn fordern würde. Er geht zum Pastor und erzählt dem die ganze Geschichte. Spricht der Pastor: „Wenn er drei Nächte nach einander in der Kirche in einem Kreise in der Bibel lesend zubringt, ohne daß er sich von dem Teufel, der in allerlei Gestalt erscheinen und ihm allerlei Spuk vormachen wird, aus dem Kreise herausbringen läßt, so ist der Sohn gerettet.“ Die Geschichte geht los. Der Knabe sitzt in der Kirche in einem Kreise und liest in der Bibel. Um Mitternacht hört er ein starkes Gepolter, ein Rollen mit Kugeln, als wenn gekegelt wird; der Knabe läßt sich aber nicht stören. Es erscheint sodann ein Feuer, als stände die ganze Kirche in Flammen; der Jüngling aber sitzt ruhig in dem Kreise mit seiner Bibel. Darauf erscheint der Teufel ihm leibhaftig selber in verschiedenen Gestalten: als feiner Herr, als Prediger und sogar in einer Kutsche mit vier feurigen Pferden bespannt. Aber der Jüngling bleibt standhaft und liest immerfort in der Bibel. Und so geht es drei Nächte hindurch, aber er läßt sich nicht aus dem Kreise herausbringen. Da ist er denn gerettet, aber sein Vater ist nun wieder so dumm, als vorher, und kann gar nichts mehr machen. Mündlich aus Drage.

Nach einer Hohenwestedter Sage erscheint zuerst eine schöne Musik, dann ein Reiter, der ihn aus dem Kreis herauszulocken sucht; endlich fährt ein Fuder Dornen auf den Kreis los, teilt sich aber vor demselben; ebenso eine Feuersäule. Zuletzt kommt der Teufel selber.

Galgen und Rad über der Thür.

Der letzte Mörder, der auf dem Galgenberge bei Süderstapel hingerichtet ward, war Haus Jürgen Grützbeutel, so genannt, weil er einst einen Beutel mit Grütze gestohlen hatte. Er hat auf der Holzkate bei Bergenhusen eine Frau umgebracht, und wurde durch ein Kind verraten, das gehört hatte, die Mutter habe geschrieen: „O, Hans Jörn, laat mi doch leb'n, laat mi doch leb'n!“ (O, Hans Jürgen, laß mich doch leben, laß mich doch leben!) Das Geburtshaus dieses Mörders ward in meinen Knabenjahren noch in Kleinsee gezeigt. Bei seiner Geburt

tritt der Vater in die Stube und sagt zu seiner Frau: „Unser Kind wird auch nicht glücklich werden, denn Galgen und Rad hängen über der Thür."

Mündlich von meinem Pflegevater und von Schulkindern in Kleinsee Vergl. „Heimat" 1898, S. 203 (Wiedergänger) und S. 243.

Die beiden Seeräuber bei Schwabstedt.

Bei Schwabstedt an der Treene hausten einst zwei Seeräuber, welche das ganze Land unsicher machten. Keiner konnte sie fangen, da ihr Schiff so schnell segelte, daß kein anderes es einzuholen vermochte. Es war dort auch ein Fischer, der bat um die Erlaubnis, in der Nähe des Schiffes angeln zu dürfen. Die Erlaubnis ward ihm gegeben. Was aber that der Fischer? Er goß das Steuer des Seeräuberschiffes mit geschmolzenem Blei fest, und als nun die Feinde der Seeräuber kamen, konnten sie das Schiff nicht steuern, und man nahm sie gefangen. In Hamburg wurden sie hingerichtet. Freilich wollten sie eine goldene Kette, mit der ganz Hamburg umschlossen werden könnte, schenken, wenn man ihnen das Leben lassen wollte. Aber vergebens. Die Hamburger ließen sich auf nichts ein.

Mitgeteilt von dem verstorbenen Otzen aus Seth an meinen Pflegevater. Die Sage bezieht sich offenbar auf die beiden Seeräuber Kl. Störtebeker und Gödemichel.

Der Weltkrieg.

Wenn in Olra (Dorfteil von Erfde) das dritte Haus gebaut wird, so beginnt der schreckliche Krieg, und dieses Haus wird sofort wieder in Brand geschossen werden. Auch heißt es in Erfde: Wenn der Buchweizen in Stucken[1]) steht, geht es los.

Wenn in'n olen Koog de Hahn kreit,
in'e Wohld de engelsche Trumm sleit,
wa et denn wull in Seth un Drag steit.

Oder: Wenn in Seebüll en Stadt steit,
in'n ol'n Koog de Hahn kreit,
in'e Wohld de engelsche Trumm sleit,
wa et denn wull in Seth un Drag steit.

Wenn eine rote Kuh mit weißen Ohren[2]) über eine gewisse Brücke geführt wird, so liegt alles voll Kriegsvolk. Mündlich aus Drage.

Wenn hinter der Kropper Kirche ein Hollunder herauswächst, und der dann so stark ist, daß er ein Pferd halten kann, so wird der große Krieg beginnen und in Klowe nur ein Haus stehen bleiben. Mündlich aus Kleinsee.

Die Tänzerin.

Ein Mädchen in Eiderstedt war zum heil. Abendmahl gewesen. Des Sonntagsnachmittags war sie mit einigen Freundinnen zusammen. „O," spricht sie da, „könnte ich mich doch noch einmal tüchtig satt tanzen." Kommt da ein feiner, feiner Herr gegangen und fordert sie zum Tanze auf. Sie tanzt mit ihm los, immer toller, immer rasender, und endlich tanzt der Fremde, der niemand anders als der Teufel selber war, mit ihr zum Fenster hinaus.

Mündlich aus Bergenhusen Ist aber wahrscheinlich von Dienstjungen aus Eiderstedt, wo diese Sage sehr bekannt ist, dorthin getragen worden.

Foß un Hahn.

En Foß harr sik en Hahn fung' un wull em jüs opfreten. Segg de Hahn: „Du muß ers bed'n, ehr du its; so hört sik dat." Do wull de Foß sieu Pooten foelu un bed'n; de Hahn floeg op'n Boum un krei för Freud. Segg de Foß: „Töf! en anner Mal will ik doch'n ers bed'n na de Mahltied." Mündlich aus Drage.

---

[1]) „Stucken" heißen die aufgerichteten Buchweizenhaufen, die auf dem Acker zum Trocknen aufgestellt werden. Stuck heißt bei Wesselburen der Beifuß.

[2]) Vergl. Müllenhoff, S. 378.

Diebe festmachen.

Ein Mann hatte nachts sein Leinen auf der Bleiche. Sprach zu ihm sein Nachbar: „Was gilt die Wette! ich will dir diese Nacht dein Leinen wegholen.“ Antwortete der andere: „Das sollst du wohl bleiben lassen, da ich dich festmachen werde.“ Am andern Morgen war das Leinen verschwunden; der Nachbar hatte es wirklich geholt. Sprach der Mann zu ihm: „Wie hast du das fertig gebracht?“ Antwortete der Nachbar: „Das will ich dir sagen! Sieh einmal, ich sollte mich wohl hüten, vorwärts in den Kreis — der Eigentümer macht um diejenigen Gegenstände, die nicht gestohlen werden sollen, einen Kreis, und wer in diesen Kreis hineinkommt, steht fest — hineinzutreten; ich ging rückwärts hinein, nahm das Leinen und ging vorwärts wieder hinaus.“ Der verstand es also.

Mündlich aus Drage.

In den Zwölften

kann ein heiratslustiges Mädchen ihren Zukünftigen erblicken. Setzt es sich nämlich am Neujahrsabend auf den Feuerherd, nimmt die Bibel zur Hand, liest in der Offenbarung St. Johannis und gukt in den Schornstein, so steht der zukünftige Mann hinter ihr. Ein Mädchen that dies, und wer stand hinter ihr? Der Bauer selber, bei dem es diente! Die Frau des Bauern starb auch wirklich, und der Bauer heiratete sein Dienstmädchen. Mündlich aus Drage.

Verbrecher rettet sich durch ein Rätsel.

Es war einmal ein Mann, der eine böse, böse That begangen hatte, und dafür hingerichtet werden sollte. Seine Frau gab sich alle erdenkliche Mühe, ihren Mann frei zu bitten; und es gelang ihr denn auch endlich, von den Gerichtsherren die Erlaubnis zu erwirken, daß, wenn sie ihnen ein Rätsel aufgebe, das sie nicht erraten könnten, sie ihrem Manne Leben und Freiheit schenken wollten. Sie tötete nun ihren Hund, der Klasier hieß, und fütterte mit dem Fell ihre Pantoffeln aus. Auf diesen Pantoffeln trat sie nun vor die Herren und sprach:

Op Klasier gah ik,
op Klasier stah ik,
op Klasier hübsch un fein
ladet man mich zum Tanze ein.

Das konnten die Herren natürlich nicht erraten, und der Mann war frei.

Mündlich von Frau M. Carstens, geb. Jochims. Der Hund heißt sonst auch Phylax, Ilax Ilaa, Ilo, Ida, Eeler, Klafeer, Klasi, Kluffi, Klasitjern.

Mitteilungen.

1. Der Kosakenwinter. Der durch ungewöhnlich reichen Schneefall und winterliche Kälte bekannte sog. „Kosakenwinter“ von 1813 auf 1814, an den sich auch die poetische Darstellung „Die Gottesmauer“ von Brentano knüpft, haftet noch fest in der Erinnerung einiger „Alten.“ Einem solchen verdanke ich die nachfolgenden Mitteilungen.

Zu Anfang Januar 1814 waren die Gehöfte der Dörfer im Westen und Nordwesten in nächster Nähe der Stadt Schleswig auf einige Wochen mit Einquartierung überladen, und schrecklich ging's oft zu, denn wild und roh war das Betragen einiger aus den halbzivilisierten Kosaken- und Baschkirenschwärmen. Auf größeren Besitzungen mußten 50, ja, gegen 100 Mann einquartiert werden. Kein Wunder also, wenn die ganze Wirtschaft der Besitzer ins Stocken und in Unordnung geriet und Nahrungsmittel- und Futtervorräte auf die Neige gingen. — Für die Kosakenpferde mußten, soweit sie nicht in Gebäuden unterzubringen waren, provisorische Notbaue hergestellt werden, welche nur Schutz von oben darboten; eine nach der Windrichtung versetzbare Wand schützte von der Seite. — Den Kosaken sagt man nach, daß sie sich als große Kinderfreunde, lästige

Frauenliebhaber, berüchtigte Diebe und Trunksüchtige gezeigt haben. Sie tranken den Branntwein, um ihn noch reizbarer zu machen, nie anders, als indem sie gestoßenen, schwarzen Pfeffer hineinschütteten. Sie stahlen Futter jeder Art aus Fürsorge für ihre klugen, kleinen, rauhhaarigen, flinken, meist schwarzen oder schwarzbraunen Pferde, an denen sie mit besonderer Liebe hingen, bei jeder passenden Gelegenheit. Katzenfleisch, gebraten und scharf gewürzt, war ihnen ein Leckerbissen, und den „Bodenhasen," wie sie ihn nannten, stellten sie so eifrig nach, daß bei ihrem Abzuge diese Tiergattung sehr selten geworden war. Einige von ihnen sprachen ein Deutsch, zusammengesetzt aus Hoch- und Plattdeutsch und vermischt mit den kauderwelschen Worten ihrer heimischen Sprache. Die Art der mündlichen Unterhaltung mit den hiesigen Einwohnern soll sich komisch ausgenommen haben. Sie waren im höchsten Grade abergläubisch. Doch konnte ihnen der Aberglaube in wirklicher Todesgefahr sogar Mut einflößen, weil sie glaubten, daß die fern von der Heimat Gestorbenen dort wieder auferstehen würden. Überhaupt redeten sie gern von ihrer Heimat und schilderten sie mit lebhaften Farben. Ihre Lieder und Gesangsweisen hatten etwas Schwermütiges, Eintöniges an sich. Unerklärliche, sie gleichsam überraschende Dinge flößten ihnen eine heillose Furcht ein, und Glaube an Gespenster und Spuk war eine Erscheinung, die sich bei den meisten Kosaken bemerkbar machte. Dienstvergehen und entdeckte Diebstähle wurden sehr strenge bestraft. Bei schwereren Vergehen wurden je nach ihrer Größe eine größere oder kleinere Anzahl von Peitschenhieben verabfolgt. Der arme Sünder wurde der Länge nach mit dem Rücken nach oben auf ein Bett gebunden und nun mit einer kurzen Peitsche mit fast fingerdickem Lederriemen von den Kameraden bearbeitet. Eine geringere Strafe war die, daß der Übelthäter stundenlang auf der scharfen Kante eines dreieckigen Brettes reiten mußte, sodaß die nicht die Erde berührenden Beine schwebend gehalten wurden, und komisch hat es ausgesehen, wenn abwechselnd Hände und Gesäß mit schmerzerfüllten Mienen von der scharfen Kante abgehoben und angelehnt wurden.

J. L. H. Voß in Schuby bei Schleswig.

2. Der Überfall in Roeskilde. (Vgl. untenstehendes Gedicht.) Nach Detmars Lübischer Chronik fand der Überfall zu Raeskilde 1156 und die Schlacht auf der Gratheheide im folgenden Jahre, 1157, statt; nach Dahlmann (Geschichte Dänemarks) beides 1157. (Bd. I S. 268 ff.)

Dr. Gustav Kühl.

Der Überfall in Roeskilde

9. August 1157.*)

„Skål Woldemar! Die Kannen geleert,
Skål Knud! daß die Wämmser platzen!
Und muß ich auch morgen zu Schiff und Pferd,
wenn ihr schnarcht in euern Matratzen, —
Skål, Brüder! Drei Könige saufen für neun,
der Friede soll uns nicht gereun,
die Welt hat mal wieder zu schwatzen."

Herr Swein stand schwerfällig auf vom Sitz,
seine Schnurrbartenden troffen;
er murrt: „Drei Tage nun, Blut und Blitz,
ich kriege die Kerls nicht besoffen."
Er sah durch die Thür in die schwarze Nacht:
„Nur langsam, nur keinen Lärm gemacht!
Und laßt das Hofthor offen!"

Die Harfen klirren, die Hörner schrein,
die Spielleut' haben es hilde.
Die Ritter rühren nicht Arm noch Bein,
eine schläfrige Trinkergilde.
Da pfeift es, da stehen mit einem Mal
Herrn Sweins gewappnete Mannen im Saal,
im Schloßsaal von Roeskilde!

Durchbohrt am Boden zuckt König Knud,
Herrn Woldemar blutet die Lende,
ihm blutet die Schulter, er speit vor Wut,
wild greifen seine Hände.
Den silbernen Leuchter dem Feind ins Gesicht:
„Din Skål, du Hund!" — da lischt das Licht,
da hatte der Kampf ein Ende.

Auf dem Lager liegt König Woldemar:
Das stand auf Messers Schneide!
Er ist entwichen. Und um ein Haar
wir wären geblieben beide.
Jetzt aber, Swein, jetzt sei auf der Hut,
gern trinkt ein rot Verräterblut
wohl manche durstige Heide!

Dr. Gustav Kühl.

*) Vergl. „Heimat" 1899, Nr. 2, S. 39.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 4. April 1899.

Zum 5. April 1899.

Ein Gedenkblatt zur 50. Wiederkehr des Ruhmestages von Eckernförde.

Von F. Lorentzen in Kiel.

„Eckernförde ist eine kleine Stadt, aber historisch berühmt weit über Deutschlands Grenzen hinaus," so sagte König Wilhelm I. zu den Vertretern Eckernfördes, als er als neuer Landesherr zum ersten Male in Schleswig-Holsteins Gauen weilte und in Schleswig die Abgeordneten der Städte unseres meerumschlungenen Landes empfing. Und was war es, das der besonderen und ehrenden Erwähnung des Herrschers im Siegeskranz wert schien? Was ist's, das den Namen dieses kleinen Ostseestädtchens in so weite Ferne hinausgetragen und ihm eine Stätte in der Geschichte gesichert hat? Es ist das denkwürdige Ereignis des 5. April 1849, die Ruhmesthat am Eckernförder Strande, der Sieg einer kleinen heldenmütigen Schar von Schleswig-Holsteins Söhnen im Verein mit deutschen Brüdern über Dänemarks stolze Flotte, die gleich einer nordischen Armada den schleswig-holsteinischen Gestaden sich nahte, Unglück verheißend und leichten Sieg erwartend, die mit wallendem Danebrog daherzog und in den Stunden nur eines Tages vernichtet, zertrümmert oder überwunden vor der deutschen Trikolore dalag.

Klein ist Eckernförde geblieben, weit überragt von den Nachbarstädten in Nord und Süd, mit denen es sich einst an Bedeutung wohl messen durfte, aber ein freundliches Städtchen ist es heute wie ehedem und eine Stätte deutschen Geistes. Als der Frühling des vorigen Jahres ins Land zog und den Boden der Heimat mit seinen Gaben schmückte, da sproßte und grünte im Herzen des Volks unter inniger Pflege von alt und jung die Erinnerung an Schleswig-Holsteins große Zeit, und von der Königsau bis zum Elbestrand, von der Ostsee bis zur Nordsee hat man Schleswig-Holsteins Erhebung, die Befreiung von der dänischen Gewaltherrschaft, die endlich errungene Zugehörigkeit zum geeinten deutschen Reiche durch Orts- und Landesfeiern in festlicher Weise gewürdigt. Wenn nun wiederum der Lenz ins Land gekommen und der Osterglockenklang noch kaum verhallt ist, da wird als einzelner Ort Eckernförde,

Digitized by Google

seines Ehrentages eingedenk, sich festlich schmücken und seine stets gastlich winkenden Thore für alle öffnen, die, von nah oder fern kommend, bereit sind, noch einmal wieder in seinen Mauern insbesondere des Glanzpunktes in der Erhebungs- und Kriegszeit des nun „up ewig ungedeelten" Schleswig-Holsteins zu gedenken, seine Helden in Dankbarkeit zu ehren und die Stätten zu grüßen, die in jenen Jahren, und besonders am Gründonnerstag 1849, geschichtliche Weihe empfingen.

Wie eilten in jener Osterzeit von nah und fern so viele patriotisch gesinnte Männer und Frauen zum Städtchen hin, um selbst den Ort des Ringens zu sehen und in der frischesten Erinnerung der Einwohnerschaft den sieggekrönten Kampf mitzuerleben, dessen Kunde ihnen anfangs wohl mehr als Märe denn als Wahrheit erschienen war. Wieder werden Schleswig-Holsteins Männer und Frauen in großer Zahl jetzt, nach 50 Jahren, Eckernförde aufsuchen, um an den Stätten selbst der geschichtlichen Ereignisse des Gründonnerstages zu gedenken. Wenig verändert wird derjenige das Gesamtbild der Stadt finden, der vielleicht nach den

Eckernförde, vom Mühlenberg aus gesehen.
Nach einer Photographie von F. Baasch in Eckernförde.

5 Dezennien nun erst zum zweiten Male in Eckernförde Einkehr hält. Nur wenig über das damalige Gebiet hinausreichend, scharen sich die kleinen, freundlichen Häuser dicht gedrängt um das in der Mitte liegende Gotteshaus, das mit seinem hohen roten Ziegeldache und dem spitzen Dachreiter weit hervorragt, immer noch nehmen die Gebäude zum größten Teile die Fläche der kleinen, von Hügellandschaft umgebenen flachen Landzunge ein, um welche im Westen die Wogen eines größeren Binnensees, des Windebyer Noors, im Osten und Norden die der Ostsee fluten. Gerade die letzten Jahre haben manchen stattlichen Neubau in die Straßenreihen eingefügt, aber die Festteilnehmer werden die blau-weiß-roten und schwarz-weiß-roten Fahnen noch an vielen jener Giebel wallen sehen, die schon damals so gelassen dreinschauten, als Eckernfördes patriotische Bürgerschaft sich von der Drohung des dänischen Admirals nicht schrecken ließ und bereit war,

Haus und Hof den Feuerschlünden der gewaltigen feindlichen Orlogschiffe preiszugeben und der Ehre des Vaterlandes zu opfern.

Nördlich vom Hafen zieht sich, nach dem freundlichen Dörfchen und Badeort Borby hinüberleitend, ein kleiner Stadtteil entlang, an den sich, aber schon auf Borbyer Grunde gelegen, eine Stätte anschließt, wohin der Eckernförder so gern einmal seine Gäste führt; es ist der Friedhof. Er gleicht in seinem älteren Teile einem Parke. Hohe Linden in breiten Alleeen, grüne Tannen an seinen Rändern, blühendes Gesträuch, hier und da an den Wegen verstreut, Trauereschen aus älterer, Koniferen aus neuerer Zeit auf den einzelnen Grabstätten, wo fast überall stets Liebe ordnet und schmückt, gestalten recht freundlich diese Stätte des Friedens, wo für viele, ja, für die meisten jener Männer sich der Hügel schon wölbte, die am Ehrentage Eckernfördes in der Vollkraft und Begeisterung des Mannesalters oder der Jugend standen, die nicht nur miterlebten, sondern auch miterstrebten, was der 24. März 1848 eingeleitet hatte. Wie manchmal ist in dem letzten Jahrzehnt einem treuen Kameraden die umflorte blau-weiß-rote Fahne nachgetragen worden, und wie so klein ist schon die Zahl derer, die ihr noch folgen dürfen. Wohl denen, die noch körperlich rüstig und geistig frisch das letzte Viertel unseres Jahrhunderts erleben durften, um das, wenn auch auf anderem Wege, als sie sich's dachten, erfüllt zu sehen, was ihnen das Schwert in die Hand gegeben, die nun ein deutsches Schleswig-Holstein ihr Vaterland nennen und als Kaiserin des mächtigen deutschen Reiches eine Tochter Schleswig-Holsteins verehren können. Wer wagte das zu denken, als alle Hoffnung zu Grabe getragen war, als Schleswig-Holstein umsonst seine Söhne geopfert zu haben schien, am 25. Juli 1850? Trübe Stunden brachte dieser Tag, und jener kleine Grabstein, der an jedem 5. April bisher von den alten Kampfgenossen seinen Kranz empfing, weckt diese Erinnerungen, wenn seine Inschrift kündet: Dem Andenken dreier schleswig-holsteinischer Krieger gewidmet, die am 25. Juli 1850 bei Idstedt den Tod fürs Vaterland fanden."

Von dort führt die große Lindenallee den Besucher des Friedhofes geradeswegs zu dem sinnig gestalteten Grabmale, das im Schatten der alten Bäume dem jugendlichen Kämpfer zur Ehre errichtet wurde, der nach dem Siege sein Leben bei der Rettung überwundener Feinde ließ; es ist die Ruhestätte Theodor von Preußers. Auf einem steinernen Sockel erhebt sich ein Eichenpostament, das mit eisernen Ketten und Kugeln von „Christian VIII." und den Reliefs von Helmen schleswig-holsteinischer Artilleristen geschmückt ist, während eine dänische Kanone dasselbe krönt. Freilich ist sie keine Trophäe des Sieges vom 5. April 1849. Einst ruhte dort ein Geschütz, das der von Preußer befehligten Schanze vielleicht manchen Todesgruß gesandt hatte; aber dänischer Fanatismus gestattete nicht solchen Schmuck auf dem Grabe eines Mannes, den die Gegner als ihren Helden ehrten. Die Kanone wurde herabgenommen, und erst als das Jahr 1864 der

däniſchen Herrſchaft für immer ein Ende geſetzt hatte, ward am 5. April des folgenden Frühlings dem Denkmal der jetzige Schmuck verliehen, bei deſſen Weihe ſo feierlich das Lied erklang:

Wir ſtehn an eines Helden Ruheſtätte,
Er ging, im ſchönſten Sieg fürs Vaterland,
Daß er die Feinde vom Verderben rette;
Da riß ihn fort des Todes rauhe Hand.
O, herrlich iſt's, zu ſterben ſo wie du!
Auf deinem Lorbeer ſchlafe du in Ruh!

Die edle Saat hat edle Frucht getrieben,
Die Freiheit wuchs empor aus blut'gem Feld,
Doch deine That ſteht uns ins Herz geſchrieben,
Du, unſer Bruder, Schleswig-Holſteins Held.
In langer Pein, in Freiheitsmorgenlicht,
Vergaßen wir des treuen Toten nicht.

Zu deines Ruhmes Denkmal heut' wir weihen
Die Waffe, die du einſt zum Sieg geführt,
Des Vaterlandes edlem Sohn, dem treuen,
Des Name ewig, ewig leben wird.
Ja, herrlich iſt's, zu ſterben ſo wie du!
In freier Erde ſchlafe nun in Ruh!

Das Grabdenkmal Theodor von Preußers.
Nach einer Photographie von G. Haltermann in Eckernförde.

Weitere 24 Jahre ſind verfloſſen, das Jahrhundert ſteht an ſeiner Wende; aber wie der 5. April in Schleswig-Holſteins Annalen als Ruhmestag verzeichnet iſt, ſo hat auch des Helden Name in unſern Gauen hellen Klang, und mit der Freude über den Sieg miſcht ſich zugleich die Wehmut über dieſes Helden Tod.

Als Jüngling von 25 Jahren weilt Theodor von Preußer als Verwalter auf dem Gute Breitenburg. Da dringt auch zu ihm die Kunde von der Erhebung ſeines Volkes, von der Kieler Proklamation und der Einnahme Rendsburgs. Gerade iſt er auf dem Wege nach dem Elternhauſe, als er kurz entſchloſſen, ſchon früher zur militäriſchen Laufbahn beſtimmt, auch ſeine Kraft dem Vaterlande weiht. Als Fourier kommt er im März 1849 nach Eckernförde, wo er vom Hauptmann Jungmann, der

an ihm die „unter dem bescheidenen Wesen verborgene Energie und Thatkraft" wohl erkannte, zum Befehlshaber der im Süden der Stadt dicht am Strande erbauten Schanze ernannt wird. Wie weiß er eifrig seine Mannschaft, die zum größten Teile aus Rekruten besteht, für den Kampf zu üben, und wie leicht wird es ihm, in der Stunde des Ernstes seine Leute mit frohem Mute zu beseelen! Wie kühn schwingt er selbst die deutsche Fahne auf der Brustwehr dem sich endlich auch seiner Schanze nahenden Linienschiffe entgegen, und wie ist's ihm eine Freude, dem Hauptmann in der Pause des Kampfes zu melden: „Die Mannschaft hat den besten Mut, und eher ist kein Korn auf der Brustwehr mehr, als wir uns übergeben!" Wie eilt er im Siegesrausch an den Strand hinunter, um nach dem mit so unendlichem Jubel begrüßten Streichen des Danebrogs die Schiffe den Siegern zu sichern und zugleich auf dem Linienschiff, in dessen Rumpfe man schon längst den verhängnisvollen Brand kannte, der feindlichen Mannschaft ein Retter in der Not zu sein! Und wie so düster ist das Bild des nächsten Tages! Karfreitag ist's; die Feiertagsglocken sind so vielen aus den Reihen der Feinde die Totenglocken geworden, und „an dem mit den Trümmern der glänzenden Siegesbeute bedeckten Strande findet sich zwischen den vielen dänischen Uniformen auch die eines schleswig-holsteinischen Kanoniers: es ist Preußers." Am Ostermorgen wallt ein langer Trauerzug den Mühlenberg hinauf, unter den Linden des Friedhofes wird der kranzbedeckte Sarg unter Trauerklängen in die Gruft gesenkt. Der tapfere Kämpfer, der wackere Retter fand hier so früh schon seine letzte Ruhestatt.

Das Grabdenkmal Jungmanns.
Nach einer Photographie von A. Lewitz in Hamburg.

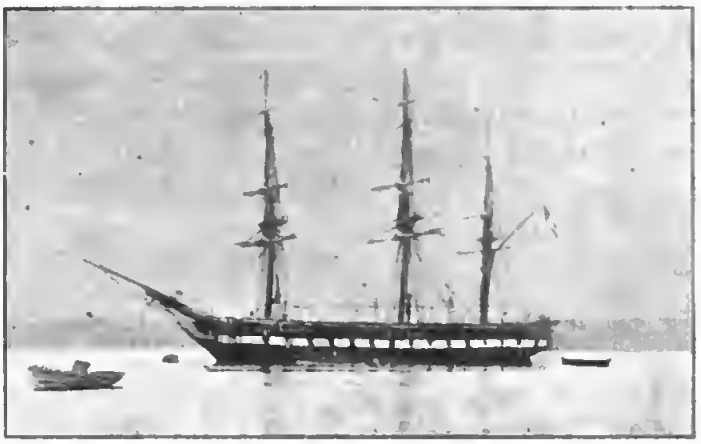
Und sie, die gleich diesem Helden des Tages Ruhm uns schufen, Jungmann und Clairmont, auch sie deckt jetzt schon längst der kühle

Rasen. Auf dem St. Jakobi-Kirchhofe zu Hamburg kennzeichnet ein prächtiger Stein, der oben die markige Figur eines Artilleristen trägt, die Weihestätte, wo der „Sieger von Eckernförde," Major Jungmann, nach seinem am 25. März 1862 erfolgten Tode bestattet worden ist, und eine bescheidene Säule, mit Helm, Kugeln und Kanonen gekrönt, zeigt uns den Ort, wo der alte Soldat, der durch unentwegten Mut Retter seines Hauptmanns und der Schanze wurde, der Oberfeuerwerker Clairmont, auf dem kleinen, stillen Kirchhofe des freundlichen Bordesholm ein Jahr später ins Grab gelegt worden ist.

Nicht weit von Preußers Grab erhebt sich, umrahmt von freundlichem Grün, eine hohe Säule aus geschliffenem roten Granit, und aus ihren goldenen Lettern leuchtet's dem Beschauer entgegen, daß auch an dieser Stelle treue Söhne liegen, die ihr Leben fürs Vaterland hingegeben haben. Das dänische Volk ehrte so seine Männer, die treu im Gebote der Pflicht am 5. April 1849 des Kampfes Opfer wurden. „Gottes Friede sei mit ihnen," so lautet weiter ihres Volkes Wunsch, das die Hälfte seiner gefallenen Krieger, deren Zahl mehr als 100 betrug, hier in fremder Erde bestattet wußte. Und wie der Tod alles Streites Ende ist, wie auch nach der entsetzlichen Katastrophe an Bord des stolzesten dänischen Linienschiffes jener Zeit die opferwillige Bevölkerung des Städtchens keinen Unterschied machte zwischen Freund und Feind und Hülfe spendete, wo und wie sie nur vermochte, so fanden in diesem Massengrab des Feindes auch zwei tapfere Schleswig-Holsteiner und ein Kämpfer aus dem reußischen Bataillon eine Stätte zu ewigem Frieden. Ihr Andenken ehrt jetzt der neue Gedenkstein, der unmittelbar daran im Grün sich birgt.

Wir stehen an diesem Stein an der Grenze des alten Kirchhofes, wir folgen dem Wege zum Rande des neuen Teiles, und aus der Ferne bietet sich ein liebliches Bild dem Auge dar: das Noor mit seinen rauschenden Wogen, umrahmt von Wald und Flur in freundlichem Wechsel. Hell schimmert das Herrenhaus von Windeby herüber, vor dem sich der Weg entlang zieht, auf welchem aus den Quartieren in Kochendorf und Windeby in großer Eile das reußische Bataillon zum Schutze der Stadt herbeizog, um am offenen Strande ein Landen des Feindes zu verhindern. Auf demselben Wege zogen 25 Jahre später in gleicher Eile preußische Truppen gen Norden, um schon am 2. Februar, nur einen Tag nach dem Überschreiten der Eider, den blutigen Sturm gegen die Schanzen bei Missunde zu wagen, die freilich stärkeren Widerstand den todesmutigen Scharen boten, als bei etwa gleicher Bestimmung der alte Margaretenwall, der drüben bei Kochendorf ans Noor herniederreicht, zu leisten imstande gewesen wäre. Nicht weit vom Eingange des Eckernförder Friedhofes ragt neuerdings ein großer Findling empor, der auch auf jene Zeit unsere Blicke lenkt. Er schmückt ehrend ein Soldatengrab, und seine Inschrift nennt uns 27 Namen preußischer Krieger, die „dem

Rufe ihres Königs folgend, für die Befreiung Schleswig-Holsteins im Feldzuge gegen Dänemark 1864 gefallen sind."



Die „Gefion" im Kieler Hafen
Nach einer Photographie von A. Renard in Kiel.

Wie mächtig rauschten damals des preußischen Adlers Fittiche! Mit Windeseile durchfliegt er das meerumschlungene Land, nicht Düppels Höhen, nicht der Alsener Sund hemmen seinen Flug. Dann nach zwei Jahren noch ein Siegesflug über Böhmens Fluren, und Schleswig-Holstein bringt er seinem Könige dar. Als darauf nur wenige Jahre später der welsche Nachbar den deutschen Zorn entflammt, da folgen auch Schleswig-Holsteins Söhne dem gen Westen stürmenden Aar, der von Frankreichs blutigen Gefilden die deutsche Kaiserkrone dem Hohenzollernhause heimwärtsbrachte und als Kaiseraar die deutschen Heere, auch Schleswig-Holsteins Männer, die ihrer Väter sich würdig zeigten, wieder sieggekrönt in die Heimat führte. Auf dem Eckernförder Friedhofe erhebt sich nahe bei dem Preußengrabe auf epheuumranktem Steinhügel ein großer, eiserner Schild, dem ein mächtiges Schwert als Stütze dient. Es ist die Ehrentafel für die 1870 und 1871 gefallenen deutschen Krieger, die in Stadt und Kreis Eckernförde ihre Heimat hatten.

Die Gallionfigur der „Gefion"
Nach einer Photographie v. Braune in Kiel.

Vom freien Platze am Kriegerdenkmal schweift der Blick gen Osten. Da liegt das Städtchen rechts im Grunde, und wie das Bett eines Stromes zieht sich der kleine Hafen im Norden herum. Hier lag einst längere Zeit die eroberte „Gefion," als sie, mit dem Namen „Eckernförde" belehnt, die deutsche Flagge an ihrem

Heck flattern sah. Es loderte hier um sie her die zu ihrer Vernichtung entfachte Feuersglut, und dort steuerte sie hinaus, als das weiße Feld mit dem schwarzen Adler und dem eisernen Kreuze ihre Farben bildete. Stolz hat ihre mit den Söhnen pflügende Göttin die Wogen ferner Meere zerteilt und manchem fremden Gestade zu Preußens Ehre sich zugewandt, bis noch die Zeit kam, wo die Kriegsflagge des neuen deutschen Reiches über ihrem Eichenbord wallte und ihr endlich bei einem Flottenmanöver im Kieler Hafen vor den Augen des obersten Kriegsherrn ein ähnliches Schicksal bereitet wurde, das ihr Gefährte, der stolze „Christian VIII.," dreißig Jahre früher nach heißem Kampfe auf den tosenden Wogen bei Eckernförde fand. Doch der Ehrenname dauert in der deutschen Marine fort. Eine neue deutsche „Gefion" hat so manchmal wieder die blaue Flut der Eckernförder Bucht durchfurcht, und jetzt trägt sie zu der fernen Küste Ostasiens, wo auf stattlichen Kauffahrern so mancher schleswig-holsteinische Seemann unter schwarz-weiß-roter Flagge fährt, Heimatgrüße aus unserm meerumschlungenen Lande hinüber und weckt wohl auch dort ein Erinnern an Eckernfördes Ehrentag.

Hauptmann Jungmann.
Aus dem Werke „Schleswig-Holstein meerumschlungen." (Kiel, Lipsius & Tischer.)

Am Nordufer des Hafens an der Kugelgrotte vorüber und über den Louisenberg hin zieht sich der Weg nach der Nordschanze, dem Schauplatze der heldenmütigen Verteidigung Jungmanns, Clairmonts und ihrer wackern Kriegerschar, wo noch ein gut erhaltener Laufgraben die Stätte der Schanze kennzeichnet und eine Steinpyramide, der Helden Namen führend, der Helden Ehre kündet, aber nicht minder dem die Ehre giebt, dem alles

Gelingen zu danken ist, denn ihre Inschrift lautet: „Gott ist stark auch in den Schwachen!"

Auf der Nordschanze fiel am Nachmittage des 4. April plötzlich der alarmierende Schuß. Hauptmann Jungmann saß an seinem Schreibtisch in seinem Quartier, das ein wirtlich Strohdachhäuschen auf der Höhe am Borbyer Strande ihm bot, als das Signal den nahenden Feind verkündete. Ha, wie erwachte da der Soldatengeist! In Sprüngen und mit geschwungenem Degen ging's zur Schanze hinaus. Wie sehnte sich sein Mut nach dem Ernst des Kampfes! Als er an den Gestaden des Bosporus die Muselmänner schießen lehrte, da lockte ihn das Schleswig-Holstein-Lied zu Deutschlands Nordmark aufs Feld der Waffenehre. Ein kurzes Weilen noch auf Trojas Schlachtgefilden, und alsbald stand Jungmann, noch mit dem türkischen Fez auf dem Haupte, auf Holsteins Boden. Als Kommandant der 5. Festungsbatterie trat er in den Dienst, der ihn zunächst in Rendsburg hielt, aber alsbald, unter Erfüllung des von ihm geäußerten Wunsches, „recht nahe an den Feind zu kommen", ihn und seine Schar nach Eckernförde führte. Am 17. März zog er dem exponierten Punkte zu, wo nur allzubald nach Ablauf des Malmöer Waffenstillstandes am 26. März der Angriff des Feindes zu erwarten stand. Schon der 5. April brachte diese ernste Stunde. Was wird sie einleiten? Wie wird der Ausgang werden? Mut und Ausdauer soll die Losung sein, und der Sieg die Hoffnung. Wie ist's dem Führer eine Freude gewesen, als auf dem Marsche ihm die ihm unvergeßliche Liedstrophe entgegenklingt:

Der Hauptmann — er lebe!
Er geht uns kühn voran,
Wir folgen ihm mutig
Auf blut'ger Siegesbahn.

So soll's am Gründonnerstage sein, den in der Frühe schon statt des Festgeläutes der Donner der Geschütze weihen muß. Der grauende Morgen findet Jungmann schon auf der Brustwehr, des Feindes Absicht zu erforschen, über die alsbald kein Zweifel mehr besteht. Auf der Brustwehr trotzt der Held der Macht der fünf seine Schanze bedrohenden Schiffe, kein Meter weit unter ihm schlägt die erste Kugel in die Schanze ein, und gelassen klingt's aus seinem Munde: „Ihr seht, es trifft nicht jede Kugel." Des kühnen Hauptmanns würdig zeigt sich die kühne Schar. Wie blitzt bald Schuß auf Schuß, und fast ein jeder trifft das Ziel. Welch eine Kanonade! Welch ein Ringen um Ehr' und Gut! Wie trotzig klingt die stolze Antwort, als der dänische Admiral unter Drohungen gegen die offene Stadt freien Abzug der Schiffe fordert: „Ich werde schießen, so lange ich ein Geschütz und einen Schuß besitze, es sei denn, die Dänen ergeben sich!" Wie ist die Freude so groß, als zwei so stattliche, mit so großen Hoffnungen entsandte Schiffe in höchster Not sich ergeben müssen! Wie eilt im Vollgefühl der Freude über das vollführte Werk der Sieger in die Stadt, wo Herzog Ernst von Koburg-

Gotha den wackern Streiter umarmt und küßt! Wie drängt es ihn, auch mit dem tapferen Helden der Südschanze Auge in Auge zu stehen, mit ihm, dessen Gesuch um ein Offizierspatent er zu befürworten im Begriff stand, als die Pflicht ihn in die Schanze rief. Der Jüngling war nicht mehr zu finden. Sein Wunsch sollte in Erfüllung gehen, doch nur einem Toten konnte man die vom Lebenden erbetene verdiente Ehrung erweisen. Gerade als Jungmann den Weg zur Stadt einschlagen wollte, ward „die Nacht taghell erleuchtet, und der Hafen zitterte von einer gewaltigen Explosion." Eine Feuergarbe erhob sich gen Himmel, und rauchende Trümmer stürzten in die Flut zurück. „Christian VIII." war in die Luft geflogen, und Theodor von Preußer fand auf ihm den Tod.

Der traurige Abschluß des Tages dämpfte wohl die hohe Freude, aber mächtig brauste doch alsbald der Siegesjubel durchs Land.

„Bei Eckernförde, Gründonnerstag,
Das war ein Sieg, das war ein Schlag,
Hei, Schleswig-Holsteins Jubel scholl
Wohl nie so stolz, wohl nie so voll,
Und welch ein brausend Echo fand
Der Sieg im deutschen Vaterland!"

Ja, über Deutschlands Grenzen weit hinaus eilt diese Siegesbotschaft. Maueranschläge in Londons Straßen verkünden den Erfolg der deutschen Waffen bei Eckernförde, zu Ehren des Siegers erschallt ein türkisches aferim an der Küste Kleinasiens.

Kurz vorher, ehe für den deutschen Ehrenkranz heldenmütige Söhne neue Ruhmesblätter auf Frankreichs Gefilden ernteten, ward auf der Stätte der Südschanze ein herrliches Denkmal dieses glorreichen Sieges errichtet, ein reichgeschmückter Kuppelbau aus rotem Sandstein und Terracotta, unter dessen Wölbung eine Pyramide sich erhob, die heute, nachdem im wilden Wogenprall der Sturmflut 1872 die prächtigste Zierde zertrümmert worden ist, noch allein die historische Stätte schmückt und noch von Heldenkampf, von Heldenehr' und Heldentod dem fremden Gaste erzählt, dem noch manch andere Stätte im Städtlein selbst Erinnerung wecken möchte.

Werden so nicht hier und da die Kugeln in den Mauern zurückweisen auf die dem Orte angedrohte Gefahr? Wird nicht der dänische Warpanker an der Ostseite der Kirche von dem vergeblichen Versuch des Feindes reden, die Schiffe aus dem vernichtenden Feuer der Schanzen wie der Nassauer Batterie herauszubringen? Wird nicht das alte „Stadt Hamburg," das spätere alte Seminar, das Gedächtnis an die Stunde wachrufen, wo der unglückliche Admiral Paludan an der Freitreppe vorfuhr, um sich dem dort weilenden Herzog Ernst von Koburg-Gotha auszuliefern, und das alte Rathaus am Markt von der deutschen Gesinnung patriotischer Männer zeugen, in deren Kreis Senator Lange ein Führer war?

Noch weilt mancher Augenzeuge des Kampfes unter den Bewohnern Eckernfördes, ja, noch darf es sich rühmen, selbst einen Helden des Tages, Bombardier Heesch, den wackern Begleiter Theodor von Preußers, unter seinen Bürgern zu zählen, und es hofft, noch mehr der tapfern Kämpfer zu der Feier seines Ehrentages in seinen Mauern begrüßen zu können.

Das Denkmal auf der Südschanze.
Nach einer Photographie von G. Haltermann in Eckernförde.

Sie alle werden erzählen von des Tages Ernst und des Tages Freude. Von dankbarer Erinnerung getragen, wird dann auch diese That der Väter fernen Zeiten bewahrt werden, und beim treuen Gedenken wird's erklingen:

„Die für unsern deutschen Herd
Hier gewacht, gekämpft, gefallen,
Dank und Ruhm den Helden allen.
Preis dem Herrn, der Sieg beschert."

Einige Scenen aus dem Kampfe bei Eckernförde.

Von **v. Osten** in Utersen.

1. In feierlicher Ruhe und scheinbarer Siegeszuversicht nahte der Feind heran. Um 7 Uhr gab Hauptmann Jungmann das Kommando: „Langsames Feuern vom linken Flügel!" Er stand auf der Brustwehr und begrüßte die erste, vom einen Dampfschiffe gegen ihn heranbrausende Ladung mit gezogenem Degen. Als Kommandant fühlte er sich verpflichtet, seiner Besatzung ein augenscheinliches Beispiel unerschrockenen Mutes zu geben, um sie dadurch zum Kampfe zu begeistern. Indem er wieder in die Schanze hinunterſprang, sagte er: „Ihr seht also, Leute,

nicht jede Kugel trifft.“ In mehr väterlicher Weise suchte der alte Feldwebel Clairmont die jungen Rekruten, die sich bei der Annäherung der feindlichen Schiffe eines eigentümlichen Herzklopfens nicht erwehren konnten, zu treuer Pflichterfüllung und Hingebung zu ermahnen.

2. Nachdem die Schiffe bei ihrem Aufmarsch mehrere Schüsse mit den deutschen Batterieen gewechselt hatten, näherten sie sich der Nordschanze bis auf 1000 Schritt und umzingelten sie in einem Halbkreise. „Christian VIII.“ und die „Gefion“ drangen am weitesten nach Westen vor; ihnen folgten die beiden Dampfschiffe und die Korvette. — Die dänische Flotte hatte aber schon während der ersten Stunden von deutscher Tapferkeit und Schießfertigkeit nicht wenig zu leiden. Die Korvette, die dem linken Flügel der Batterie gegenüber lag, zog sich nach kurzem Kampfe, wahrscheinlich stark beschädigt, nach der Mündung des Hafens zurück und ließ sich im Laufe des Tages nicht wieder sehen. Gegen 9 Uhr zerschoß eine 84pfündige Bombe ein Rad des Dampfers „Hekla,“ so daß der Kapitän sich genötigt sah, Schlepptau vom „Geiser“ zu nehmen, um sich aus der Schußweite hinausbugsieren zu lassen. Hauptmann Jungmann trat hocherfreut zu dem Bombardier Wommelsdorf,[1]) der das Rohr gerichtet hatte, und rief ihm zu: „Das war gut, ich werde Sie zum Unteroffizier vorschlagen!“ Nur das Linienschiff und die Fregatte hielten jetzt noch stand, obgleich auch sie schon manchen, nicht sehr angenehmen Morgengruß empfangen hatten.

3. Mit Freuden wird Kapitän Paludan bemerkt haben, daß von der Nordschanze plötzlich die schwarz-rot-goldne Fahne verschwunden war. Um aber nicht die Hoffnung in ihm aufkommen zu lassen, daß die Batterie sich ergeben habe, stiegen der Hauptmann Jungmann, Oberleutnant Schneider vom 3. Reserve-Bataillon, Bombardier Wommelsdorf, Kanonier Andresen und die beiden Infanteristen Ernst und Peperkorn[2]) im Kugelregen auf das Blockhaus, pflanzten die heruntergeschossene Trikolore wieder auf und beantworteten das „Hurrä!“ der Dänen mit einem kräftigen „Hurra!“ und mit dem Nationalliede „Schleswig-Holstein meerumschlungen.“

4. Gegen 10 Uhr schlugen zwei Bomben auf die Pulverkammer nieder, wühlten das Erdreich auf und rissen die obere Kante des linken Thürpfostens hinweg. Die Schanze war in größter Gefahr, in die Luft gesprengt und in einen Schutthaufen verwandelt zu werden. Dank dem alten treuen Clairmont, der in diesem verhängnisvollen Augenblick durch Balken, Bohlen und Schanzkörbe, die er in größter Eile durch „Freiwillige“ sich bringen ließ, dem Eindringen der feurigen Funken vorbeugte und dadurch alle seine Kameraden vor dem Untergange bewahrte!

5. Eine große Herzhaftigkeit zeigte der Bauer Johann Pelz von Louisenberg, der während des Kampfes mit seinem Fuhrwerk nach der Nordbatterie kam, um die Verwundeten abzuholen. Da trug der Kanonier Andresen[3]) seinen Kameraden Ehlers, der Infanterist Peperkorn seinen Schulkameraden, den Trompeter Hansen, aus dem Blockhause nach dem Wagen. Bei dieser Gelegenheit wurde Andresen von einer Kugel getroffen, die ihn tot zu Boden streckte.

6. Preußer, der tapfere Kommandant der Südschanze, war voller Freude, als die beiden feindlichen Schiffe gegen 11 Uhr bedeutend weiter in den Hafen, also auch weiter in den Bereich seiner Batterie gelangten. Zwar hatte er bis jetzt dem blutigen Schauspiel nicht unthätig zugesehen; aber es war ihm wegen

[1]) Wommelsdorf starb am 13. April 1898 als Besitzer der Munkmühle.

[2]) Peperkorn, aus Kellinghusen gebürtig, ist jetzt Kaufmann in Schenefeld, Kreis Rendsburg.

[3]) Andresen war Landmann und stammte aus Tönning.

der großen Entfernung (2000 Schritt) nicht möglich gewesen, die bedrängte Nordschanze, die auf kurze Zeit sogar gänzlich verstummte, mit so wirksamem Erfolg zu unterstützen, wie er in seinem Feuereifer es gewünscht hatte. Jetzt sah er diese Möglichkeit eröffnet, obgleich „Christian VIII." die kleine Schanze mit seinen Mordgeschossen überschüttete und der berauschende Pulverdampf sich in dicken Wolken von den Schiffen herüberwälzte. Bei dem Beginne des Kampfes hatte er voll glühender Begeisterung seinen Kameraden zugerufen: „So geben wir uns denn die Hand darauf, daß wir diese Batterie verteidigen wollen bis auf den letzten Mann, bis auf den letzten Schuß Pulver."

7. Durch einen nicht aufgeklärten Umstand kam die „Gefion" ins Treiben, so daß sie ihren Spiegel auf die Südschanze gerichtet hatte und ihre Breitseiten garnicht benutzen konnte. Sogleich nahm der Bombardier Heesch [1]) das schöne Schiff zu seiner Zielscheibe, und die dänischen Kanoniere hatten jetzt entsetzlich zu leiden. Die Kugeln, welche in den Spiegel einschlugen, sausten längs den Kanonenreihen und rissen die Mannschaft von den Geschützen. Wer nicht tot oder verwundet niederstürzte, flüchtete angsterfüllt in die untersten Räume des Schiffes.

8. Der Einsender dieser Zeilen befand sich am 5. April 1849 in der „Redoute," welche unweit der Südschanze oberhalb der nach Kiel führenden Chaussee angelegt, aber noch nicht mit Kanonen besetzt, sondern nur zur Aufnahme von Infanterie bestimmt war. Während des Vormittags hatten wir hier jedoch von feindlichen Bomben, Vollkugeln und Kartätschen ebenso zu leiden wie die Südschanze. Zwischen dem furchtbaren Donnern, Krachen und Zischen hindurch vernahmen wir zuweilen Preußers Aufmunterungsruf: „Frisch, Leute, frisch!" — Zur Zeit der Waffenruhe kam der Hauptmann Müller von der Nassauer Batterie zu uns, um zu sehen, ob er seine vier Geschütze passend in der Redoute anbringen könne. Er sagte aber nach kurzem Überblick: „Der Punkt liegt mir zu hoch, ich werde am Strande bleiben." Bald sahen wir denn auch, daß er seine Geschütze bei dem „alten Kirchhof," also zwischen der Stadt und der Südbatterie auffahren ließ. Auf Paludan, der jetzt mit seinem Linienschiff den Nassauern auf 400 Schritt gegenüberlag, soll dieser Vorgang sehr entmutigend eingewirkt haben. Nach dem dänischen Bericht machte der Kapitän um 4½ Uhr den Versuch, sich durch Kreuzen aus dem Hafen „hinauszuarbeiten." Da begann aber auf ein Signal von Jungmann die Südschanze plötzlich mit glühenden Kugeln zu schießen, und ein heftiges Granatfeuer der Nassauer zerriß die ausgebesserte Takelage. — Während des letzten Entscheidungskampfes, der nun eröffnet war, hatten wir das Glück, „heldenmütige Zuschauer" zu sein, weil der Feind unsere Redoute fast ganz in Ruhe ließ. Wir bemerkten, daß das Linienschiff allmählich etwas weiter nach Südosten gelangte, bis es um 6 Uhr in der Nähe der Südschanze, etwa 600 Schritt von derselben entfernt, auf eine Sandbank geriet, wo es unbeweglich festsaß. Um diese Zeit ließ die weiter entfernt liegende „Gefion" ihre Flagge nieder, während „Christian VIII." die Kanonade noch 20 Minuten fortsetzte. Der Jubel, welcher in der Redoute, in der Südbatterie und bei den Nassauern ausbrach, als beide Schiffe sich ergeben hatten, ist nicht mit Worten zu beschreiben.

9. Nach der Explosion des Linienschiffes begab sich eine Anzahl Zivil- und Militärpersonen in ernster, wehmütiger Stimmung an den Strand. Die Flammen, welche noch immer aus dem Wrack des zerstörten Schiffes hervorleckten, warfen ein unheimliches Licht auf die unzähligen Bruchstücke, die hier in wilder Unordnung durcheinander lagen. Man ging gleichgültig an all' diesen Sachen vorüber, so sehr sie auch geeignet waren, die Aufmerksamkeit zu erregen; man würdigte

[1]) Heesch lebt noch als Privatmann in Eckernförde; er war mit Preußer „ein Herz und eine Seele."

auch die in dänische Uniform gehüllten Toten nur eines flüchtigen Blickes; man schien eine besondere, eine liebe, teure Leiche zu suchen. Man fand sie; es war die Leiche des tapferen Unteroffiziers Th. v. Preußer. Ungeachtet aller Warnungen seines Kameraden Hoefsch war er an Bord geblieben, um für den Transport der Verwundeten zu sorgen. Im Dienste der Nächstenliebe hat er seinen Tod gefunden.

10. Der patriotisch gesinnten Stadt, die zur Zeit der Unterhandlungen, ungeachtet der Drohung des Kapitäns Paludan, daß er die Stadt in Brand schießen werde, so ernstlich den Wiederbeginn des Kampfes gewünscht hatte, gereicht es zur Ehre, daß sie so treu für die Pflege der Verwundeten sorgte, die sich auf der „Gefion" befunden hatten. Frauen und Jungfrauen, Kinder und Greise traten herzu, um ihnen Liebesdienste zu erweisen. Auch die übrigen Gefangenen erfreuten sich einer sehr humanen Behandlung und wußten kaum Worte zu finden, um ihre Dankbarkeit zu äußern. — Erst später ist bekannt geworden, daß sie sich ein solches Verhalten gegen gefangene Feinde nicht anders als durch die Annahme haben erklären können, — die Stadt sei dänisch gesinnt. Nach Kopenhagen wurde berichtet, „daß sich in Eckernförde große Sympathie für Dänemark gezeigt habe; denn das Volk habe sich ruhig verhalten, und nicht ein einziger Kriegsgefangener sei insultiert worden." (Vergl. „Die schleswig-holsteinische Sache" von W. Beseler. Braunschweig 1856. S. 13 und 14.)

Aus eigenen Erlebnissen während der Feldzüge 1848/50 und der Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee 1851.

Von **F. v. Levetzow**, vormals Brigade-Adjutant der schleswig-holsteinischen Kavallerie.

In der Zeit, mit welcher ich meine Erzählungen beginne, stand ich noch als Unteroffizier bei der freiwilligen Kavallerie, der sogenannten Eiderstedter Garde des Prinzen von Noer, der durch seinen kühnen Handstreich auf die Festung Rendsburg die Schaffung einer schleswig-holsteinischen Armee überhaupt erst möglich machte.

Sofort nach der Proklamation der provisorischen Regierung hatten patriotische Bauern der Landschaft Eiderstedt hundert Pferde als Geschenk für die provisorische Regierung mit ihren Söhnen beritten gemacht und nach Rendsburg geschickt, und diese hatten sich dem Prinzen von Noer als freiwillige berittene Garde angeboten. Sie bestand übrigens, als wir am 8. April aus Rendsburg gegen Norden abmarschierten, schon nicht mehr ausschließlich aus diesen braven Eiderstedtern, sondern war bereits mit allerlei fragwürdigen Existenzen verquickt, die durch Unberufene ins Land gerufen waren; doch blieb diese Truppe, dank den guten Eiderstedter Elementen, bis zu ihrer in Jütland erfolgenden Auflösung unstreitig eines unserer besten Freikorps. Leider war der größere Teil der Eiderstedter dem Hauptquartier des Prinzen von Noer als Ordonnanzen zugeteilt, und bei unserem Ausmarsch bildeten die als Ersatz eingeschobenen fragwürdigen Elemente bereits fast die Mehrheit, doch hatten als glückliches Gegengewicht sich neben den wenigen uns verbliebenen Eiderstedtern auch einige brave, zuverlässige Inländer aufnehmen lassen.

Zu der Zeit, mit welcher meine Mitteilungen beginnen, kommandierte die so gebildete Schwadron als Rittmeister der königlich preußische Premier-Leutnant vom Garde-Husaren-Regiment v. Bismarck, als Premier-Leutnant fungierte v. Grönning, königlich preußischer Premier-Leutnant a. D.

Dieses zum Verständnis des Nachfolgenden vorausgeschickt.

1. Der Kanonenfutter-Ritt der freiwilligen Kavallerie und ein merkwürdiger Spazierritt König Friedrichs VII. von Dänemark.

Die Preußen, wie später die große Reichsarmee, begannen den Krieg unter wunderlichen Verhältnissen, und auch die weitere Führung desselben war stets in wunderliche Geheimnisse gehüllt, — natürlich nur für uns in die Intentionen der höheren Politik nicht eingeweihten ganz gewöhnlichen Menschen, die wir nur unser Fell dafür zu Markte tragen durften.

Die Situation war wohl ungefähr folgende:

Die am 5. April 1848 in Rendsburg unter dem Kommando des Obersten v. Bonin eingerückten Preußen, zu denen auch die Garde-Regimenter „Kaiser Franz" und „Kaiser Alexander" gehörten, hatten vorläufig nur die Eider-Linie zum Schutze des deutschen Bundeslandes Holstein besetzt. Schleswig lag außerhalb ihrer ursprünglichen Bestimmung. Wirkliche Beteiligung an dem schon entbrannten Kampfe mit Dänemark war nur in Aussicht genommen, falls die Dänen zu Feindseligkeiten gegen die preußischen Truppen übergehen würden. Ein derartiges Vorgehen der Dänen wurde höheren Ortes allerdings gewünscht, um den wegen ihres Vorgehens während der Märztage in Berlin viel geschmähten Garde-Regimentern eine Genugthuung zu verschaffen, welche in einem Militärstaate, wie Preußen nun einmal war und ist, ihnen bald die allseitige Sympathie zurückgewinnen würde.

Dem Obersten v. Bonin war dieser Wunsch natürlich bekannt, und als Kommandeur dieser Garde-Regimenter mochte er sich wohl versucht fühlen, der Realisierung dieses Wunsches, welche die eifrig betriebenen diplomatischen Verhandlungen zu verhindern drohten, noch rechtzeitig eine Bahn zu öffnen. Die Instruktion lautete, daß der erste feindselige Akt von den Dänen ausgehen müsse, und so brauchte Bonin Leute, um von den Dänen auf sie schießen zu lassen. Seine Preußen zu diesem Zwecke über die Vorpostenlinie hinaus vorzuschicken, war mit der empfangenen Ordre wohl nicht recht vereinbar, aber man wußte sich zu helfen. Es traf sich glücklich, daß in den ersten Tagen nach dem Einmarsch der Garde-Regimenter preußische Kavallerie noch nicht zur Stelle war. Man entdeckte nun plötzlich, daß Kavallerie durchaus unentbehrlich sei, und so wurden wir, die freiwillige Kavallerie, die wir die Uniform der Schleswig-Holsteiner, welche den Dänen schon als Feinde gegenüberstanden, nicht trugen — freilich auch nicht die preußische, mit Ausnahme des in der Uniform des Garde-Husaren-Regiments uns führenden Rittmeisters —, dem preußischen Armeekorps zugeteilt und galten vorläufig offiziell für preußische Kavallerie. Was uns geschah, geschah mithin den Preußen. Wir hatten also die Rolle des „unschuldigen Karnickels, das immer ansängt," — weiter hatte diese Kommandierung keinen Zweck, und wir hatten für die Preußen natürlich auch weiter keinen Wert.

Als wir später — ob mit oder ohne nachträgliche höhere Bewilligung, lasse ich dahingestellt — den Kanonenfutter-Ritt, der sonst noch hochinteressante Folgen hatte, gegen die dänischen Vorposten ausführten, waren bereits die Wrangelschen Kürassiere eingerückt, aber trotzdem mußte Karnickel seine Rolle spielen.

„So weer dunntomalen" — wie mir einst bei einer ähnlichen Gelegenheit ein alter Bauer sagte — „bi uns alln's mit 'n Bewandnis verknütt."

Durch diesen Ritt hat denn auch die freiwillige Kavallerie ihren Anteil an der Geschichte unseres Landes; sie brachte die Kugel ins Rollen, wenn auch nur eine aus dem Lauf, und ermöglichte so die Schlacht bei Schleswig.

Den Preußen zugeteilt, wie wir übrigens erst nachträglich erfuhren, rückten wir auch nicht unseren schon vor dem Feinde stehenden schleswig-holsteinischen Truppen nach, sondern blieben in dem Bereiche der preußischen Vorpostenlinie.

Unser Standquartier war Sorgbrück,[1]) von wo aus zwei Züge unserer Schwadron, die allabendlich wieder abgelöst wurden von den beiden anderen Zügen, Feldwache in Steinsieken[2]) bezogen.

Es war am 20. April 7 Uhr morgens, als der Rittmeister v. Bismarck mit dem Reste unseres Korps auch auf der Feldwache in Steinsieken eintraf, wo wir den Nachtdienst gehabt. Da die Ablösung sonst erst nachmittags 4 Uhr einzutreffen pflegte, so ließ dies schließen, daß Außergewöhnliches geplant oder erwartet wurde. Unser Zug, noch verstärkt durch zehn der besten Leute der übrigen Truppe, mußte denn auch sofort aufsitzen, und unter Führung des Premier-Leutnants v. Gröning ritten wir auf dem Wege nach Groß- und Klein-Brekendorf[3]) vor, während der Rittmeister mit dem Reste unseres Korps auf der Feldwache zurückblieb.

Sobald wir außerhalb unserer Vedettenlinie waren, ließ Gröning halten. Hier teilte er uns mit, daß unser Korps einstweilen dem preußischen Armeekorps zugeteilt sei, weil dasselbe noch keine eigene (?) Kavallerie zur Stelle habe, und der heutige Befehl laute, so weit gegen die feindlichen Vorposten vorzureiten, bis auf uns geschossen würde, um dem inzwischen zum Generalmajor avancierten Obersten v. Bonin den Anlaß zu verschaffen, angriffsweise gegen die Dänen vorzugehen. Er sei überzeugt, daß dieser ehrenvolle Auftrag uns mit Stolz erfüllen und wir ihm mit Freuden auf diesem Ritte folgen würden. Gröning, der übrigens im Korps sehr beliebt war, zeigte durch diese Ansprache, daß er dem Freischarenwesen Rechnung zu tragen suchte. Bei regulärem Militär sind derlei Auseinandersetzungen erteilter Befehle denn doch nicht üblich. Es war für uns ja recht interessant, aber im Grunde ging es uns ja garnichts an, zu welchem Zwecke wir vorgeschickt wurden, und in den oberen Regionen war diese unsere Kenntnisnahme des gesuchten Vorwandes gewiß wenig erwünscht. Da wir der Mehrzahl nach zu der gebildeten Klasse gehörten, wollte Gröning sich wohl durch Mitteilung dieses ehrenvollen Auftrages eines schneidigen Vorgehens unsererseits versichern, und im übrigen schrieben wir ja „1848"!

Als wir uns darauf wieder in Marsch setzten, führte Theodor Preußer, der, bevor er zur Artillerie übertrat, gleich mir als Unteroffizier in unserm Korps diente, die Spitze. Hatte er bei allerdings unbedeutenden Vorfällen, wie sie bei unserem Korps bis dahin ja nur vorgekommen, durch sein besonnenes, festes Benehmen, wie durch seine Führung in und außer Dienst sich das Vertrauen von Offizieren und Mannschaften auch erworben, so ahnte wohl keiner von uns, daß er einer solchen Heldenthat fähig sein würde, wie die am 5. April 1849 bei Eckernförde von ihm vollbrachte, welche den Namen Theodor Preußer unauslöschlich in das Herz jedes Schleswig-Holsteiners einzeichnete und ihn mit gleicher Berechtigung wie die Glanzthat jenes Tages für ewige Zeiten mit der Geschichte unseres Krieges und des Landes verband.

Der Charakter des Kanonenfutter-Rittes trat sofort ziemlich deutlich zu Tage. Ungeachtet wir doch am Tage vorher dänische Kavallerie-Vedetten auf der Linie Ramsdorf-Ahlefeld-Groß-Wittensee[4]) beobachtet hatten, marschirten wir nur mit Spitze ohne alle Vorsichtsmaßregeln, als Flankeure und dergleichen direkt auf Brekendorf.[5]) Kaum hatte die Spitze Brekendorf passiert, als Preußer melden

---

[1]) Eine zu dem 1 Meile nordwestlich von Rendsburg gelegenen Dorfe Lohe gehörige Halbhufe und Wirtshaus an der Chaussee von Rendsburg nach Schleswig.

[2]) Dorf 1 Meile nördlich von Rendsburg.

[3]) Dorf 2 Meilen südwestlich von Eckernförde, Amt Hütten.

[4]) Ramsdorf, Dorf 2 M. südlich von Schleswig. — Ahlefeld, Dorf 1¾ M. südöstlich von Schleswig. — Groß-Wittensee, Dorf 1¼ M. südlich von Eckernförde.

[5]) Brekendorf, Dorf 2 M. südwestlich von Eckernförde.

ließ, daß er auf den vorliegenden Höhen eine dänische Kavallerie-Vedettenlinie wahrgenommen.

Da die Bauern, die hier ganz zuverlässig waren, Groß- und Klein-Brekendorf von den Dänen unbesetzt erklärten, passierten auch wir den Ort im Trabe, worauf die Spitze sich nun rechts gegen Ascheffel [1]) wandte; wir folgten in einiger Entfernung. Auf dem Kohlschalenberge, welcher links von unserem Wege lag, sahen wir neben dem trigonometrischen Zeichen eine Doppel-Vedette halten. Husaren waren es nicht, auch nicht die bekannten roten Dragoner. Mehr aber noch, als die uns bis dahin fremden Reiter, mußte uns das Verhalten dieser Vedetten auffallen.

Von ihrem hohen Standpunkt aus mußten sie den Weg, auf dem wir vorrückten, genau übersehen können, und es schien eine Unmöglichkeit zu sein, daß unser immerhin recht bedeutender Trupp nicht bemerkt sein sollte. Wir beobachteten sie mit gespanntester Aufmerksamkeit, jeden Augenblick erwartend, daß einer der Reiter davonsprengen werde, um Meldung über unseren Anmarsch zu machen; aber nichts dergleichen geschah, und sie verharrten in unveränderter Stellung.

Die Sache fing an, ungemütlich zu werden. Es gewann den Anschein, als ob wir schon unrettbar in der Falle säßen, und die Leute auf dem Berge sich so ruhig verhielten, um sich das Schauspiel nicht entgehen zu lassen, wie wir, eingekeilt zwischen den Weg begrenzenden Wällen und Hecken, von vorn und hinten zugleich angegriffen, aufgehoben oder gar niedergemacht würden. Auch Gröning stutzte und schien wenig Sinn dafür zu haben, dieses Schauspiel nach dänischem Programm verlaufen zu lassen. Rückwärts konnten wir nicht, da unser Auftrag noch nicht erfüllt war und es, wenn auch sehr wahrscheinlich, doch noch nicht fest stand, daß wir auf dem Rückwege mit dem Feinde zusammenstoßen würden. So galt es denn, rasch vorwärts zu stürmen, um uns in Ascheffel die nötigen Schüsse zu holen, zugleich aber, wenn noch möglich, den Rückzugsweg auf Ahlefeld zu gewinnen.

Preußer erhielt nun den Befehl, in rascher Gangart auf Ascheffel vorzugehen und durch Abhörung der Bauern festzustellen, ob, wie wahrscheinlich, Ascheffel von den Dänen besetzt und die Rückzugslinie auf Ahlefeld gegebenen Falles noch frei sei. Wir folgten in vorschriftsmäßigem Abstande natürlich in gleicher Gangart nach.

Als wir nun neben dem Kohlschalenberge in Büchsenschußweite hintrabten, wandte endlich ein Reiter der Vedette sein Pferd rückwärts und entfernte sich in einem gemütlichen Hundetrabe, um Meldung zu machen, aber der andere blieb unbeweglich auf seinem Posten halten, statt, wie die dänische Instruktion doch vorschrieb, auf dem Fleck im Trabe Volte zu reiten, um die Gangart, in welcher wir uns näherten, der rückwärts liegenden Feldwache zu signalisieren. Die Sache bekam einen immer wunderlicheren Anstrich.

Bald darauf erhielten wir von der Spitze die Meldung, „daß Ascheffel zwar von einer Schwadron Garde zu Pferde — das waren also die uns fremden Reiter — nach Angabe der Bauern besetzt, der Weg nach Ahlefeld aber noch frei sei." In scharfem Trabe ging es nun vorwärts, um den Weg nach Ahlefeld zu besetzen und uns die offene Rückzugslinie zu sichern, während Preußer mit der Spitze vorsichtig auf der Dorfstraße von Ascheffel vorrückte, um aufzuklären, inwieweit die Aussagen der Bauern mit dem Sachverhalt übereinstimmten.

Mittlerweile machten die am Eingange des Dorfes wohnenden Bauern sich auch an uns heran: „De doht Se nix! Dat sünd ja all Lann'skinner!" sagten sie. „Se wöllt nich, hebbt se uns seggt!" — und derlei Redensarten mehr.

---

[1]) Ascheffel, Dorf 1½ M. südwestlich von Eckernförde.

Von der Spitze schickte nun Preußer die Meldung, „daß im Dorfe ein Reitertrupp in Stärke einer Schwadron aufmarschiert halte. An einer Biegung des Weges könne er sie genau beobachten. Sie hielten sich gegenüber und guckten einander an. Es seien dänische Kommandoworte gefallen, aber bis dahin sei man nicht gegen ihn vorgegangen. Ob er schießen dürfe, um die Sache in Fluß zu bringen?"

Das wäre ja nun wieder gegen die Instruktion gewesen, da nach preußischem Programm die Feindseligkeiten von den Dänen ausgehen sollten, und wir ja nur vorgeschickt waren, um sie zu einem solchen leichtsinnigen Streich zu verführen. Die Mitteilungen der Bauern zusammengehalten mit dem allerdings recht auffallenden Benehmen der Garde ließen einesteils von dieser Seite kaum noch die erwünschten Schüsse erwarten, andernteils war die Möglichkeit einer perfiden Falle doch noch immer nicht ausgeschlossen, und Gröning entschied sich für den langsamen Rückzug, „denn," sagte er, „Kinder, dahin lautet mein Auftrag doch nicht, euch leichtfertig in den Tod zu jagen."

Wir rückten daher in langsamem Schritt auf der Straße nach Ahlefeld ab, während Preußer Ordre erhielt, uns mit der bisherigen Spitze nunmehr als Nachhut zu folgen. Hatte man uns eine Falle gestellt, so — kalkulierte Gröning wohl ganz richtig — würde die sofortige Verfolgung nicht auf sich warten lassen, andernfalls stand es uns ja noch immer frei, auf einem anderen Wege in der Richtung auf Eckernförde wieder vorzugehen, um einen mehr schießlustigen national-dänischen Truppenteil aufzusuchen.

Wenn wir auch langsam dahintrödelten, immer rückwärts schauend — lange dauerte es, bis sich die erwartete Verfolgung blicken ließ. Eine Beobachtungspatrouille in der Stärke eines Zuges folgte endlich uns langsam in respektvoller Entfernung. Wir hielten sofort an, um sie auf Schußweite an uns herankommen zu lassen, sie machte gleichfalls Halt. Wir setzten uns wieder in Bewegung, sie folgte uns wieder langsam. Nachdem dieses Spiel eine Weile so fortgegangen, drückte plötzlich ein Mann — wie die Bauern uns später erzählten, ein Wachtmeister deutscher Nationalität — seinem Pferde die Sporen ein, jagte näher heran und schickte uns eine Kugel nach, die aber, ohne zu treffen, an uns vorüberpfiff. Als Preußer sofort mit seiner Nachhut „Kehrt" gegen ihn machte, schien der Mann es doch geraten zu finden, sich eilig auf seinen Truppenteil zurückzuziehen; wir aber begrüßten mit einem lauten „Hurrah!" diesen Schuß, der uns die Lösung unserer Aufgabe brachte.

Auch Gröning schien der Ansicht zu sein, daß jetzt der gestellten Aufgabe genügt sei, und wir geleistet, was man von uns erwarten konnte. Er mochte fürchten, daß dieser Schuß andere mehr verfolgungslustige Truppenteile alarmieren könnte, deren Angriff er uns nunmehr nicht unnötig aussetzen wollte.

„Schwadron — Trab!" erscholl das Kommando, und bald hatten wir den dänischen Gardereiterzug, der auch wohl bald Kehrt gemacht haben wird, um nicht von uns in eine Falle gelockt zu werden, aus den Augen verloren. Unser plötzliches Ausreißen mochte nach unserem bisherigen dreisten Vorgehen verdächtig genug erscheinen.

Auf unserem Heimritte nach Steinfieken bildete natürlich das soeben Erlebte lebhaften Gesprächsstoff, keiner von uns aber ließ sich träumen, welche interessanten Folgen sich noch an unseren abenteuerlichen Ritt knüpfen sollten.

Nach unserer Rückkehr wurde sofort Meldung über den dänischerseits auf uns Pseudo-Preußen abgegebenen Schuß an das Oberkommando abgesandt. Wir bezogen unter Premier-Leutnant v. Grönings Befehl wieder die Feldwache; Rittmeister v. Bismarck aber, der sich wohl persönlich über diesen auffallenden Hergang zu orientieren wünschte, ging mit der übrigen Mannschaft auf demselben Wege,

auf welchem wir zurückgekommen, wieder gegen Aſcheffel vor, fand das Neſt aber bereits leer.

Die Bauern erzählten, daß die Garde zu Pferde, zum größten Teile aus den großen Söhnen unſerer Marſchen rekrutiert, nicht gegen ihre Landsleute hätte fechten wollen, ja, ſie hätte ſogar gewünſcht, von uns gefangen genommen zu werden. Bald nach unſerem Abmarſch wäre eine Schwadron Huſaren gekommen und habe die Garde abgelöſt, welche dann ſofort nach Schleswig abgeritten ſei. Aber auch die Huſaren hätten ſich bereits nach einer Stunde weiter nördlich gegen Schleswig zurückgezogen, nachdem ihnen Meldung über Bewegungen deutſcher Truppen in ihrer linken Flanke geworden.

Dieſe letzte Erzählung der Bauern war wohl richtig, denn die von der Tannſchen Freiſcharen hatten mit dem von unſerem 5. Infanteriebataillon beſetzten Gettorf [1]) im Rücken Vorpoſten auf der Linie Harzhof-Hoffnungsthal-Marienthal-Altenhof [2]) ausgeſtellt. Die Wahrheit der Mitteilungen über das Benehmen der Garde zu Pferde mußte ja einſtweilen dahingeſtellt bleiben, aber ſchon am folgenden Nachmittage ſollten ſie für uns ein geradezu ſenſationelles Intereſſe gewinnen.

Im übrigen hatte der Mohr ſeine Schuldigkeit gethan, — er konnte gehen. Der Rittmeiſter war kaum nach Steinſieken zurückgekehrt, als der Befehl eintraf, „daß unſer Korps, nachdem die königlich preußiſche Kavallerie nunmehr in die Linie eingerückt, wieder dem ſchleswig-holſteiniſchen Oberkommando unterſtellt ſei.“ Der Schuß des däniſchen Garde-Wachtmeiſters, der ſchon nach wenigen Tagen ſo vielen ſeiner Landsleute das Leben koſten ſollte, war alſo wohl für genügend befunden worden, daraufhin die Feindſeligkeiten zu eröffnen. Wir marſchierten auch nicht wieder zurück nach Sorgbrück, ſondern verblieben die Nacht in der Stellung bei Steinſieken.

Jedenfalls war es geglückt, daß man uns für preußiſche Kavallerie gehalten. Ein däniſcher Bericht ſpricht von einer „ſtarken preußiſchen Kavallerie-Patrouille“ — in Wahrheit war unſer Trupp kaum 40 Pferde ſtark —, welche die ganze Armee alarmiert habe; alles ſei in die Poſitionen gerückt in Erwartung eines Angriffes, der aber nicht erfolgt ſei.“ Zum Schluſſe heißt es dann: „Wir bekamen Ordre zurückzugehen, doch hatten wir jetzt erfahren, daß die Preußen trotz den Schleswig-Holſteinern prahlen konnten.“ (Schluß folgt.)

Preußers erſtes Debüt als Artilleriſt auf Fehmarn.

Von Klaus Groth.

Im Sommer 1848 begegnete mir auf Fehmarn ein hübſcher junger Mann mit hellblondem Haar und Schnauzbart auf einem Spaziergange, der ſich mir vorſtellen und nennen ließ, er hieß Preußer. Er war Landmann, hieß es, er war mitgekommen mit anderen deutſchen Freiwilligen, die Inſel gegen mögliche Angriffe der Dänen zu verteidigen. Der Mann gefiel mir, er war gewandt, zierlich, angenehm in Manieren. Er lag nicht weit von mir bei einem Freunde in Quartier, und ich ſah ihn daher öfter. Man hatte ihm eine Kanone anvertraut, deren wir zwei auf Fehmarn beſaßen, die zweite führte ein Landmann von der Inſel. Man hielt ihn für einen geborenen Soldaten, da ſein Vater, wie es hieß,

[1]) Gettorf, Kirchdorf 1¾ M. ſüdöſtlich von Eckernförde an der Chauſſee nach Kiel.
[2]) Sämtlich adelige Güter im Däniſchwohlder Güterdiſtrikt. „Däniſchwohld,“ Landſtrich zwiſchen dem Eider-Kanal und dem Eckernförder Meerbuſen, im Weſten von der Hüttener Harde begrenzt.

ein alter Soldat, Major von Rang, sei. Mit Preußer gekommen war, als Bedienung für seine Kanone, ein kleiner Buchbinderlehrling aus Oldenburg, der noch knabenhaft aussah, und den wir nach dem Vorgange der Kinder meines Freundes „de lüttje Onkel" nannten. Er wuchs in kurzem komisch empor bei guter Nahrung und vieler Ruh, wobei Kopf und Gesicht Knabenausdruck behielten und er mich immer gemahnte, als wüchsen nur die Beine oder er stiege allmählich auf höhere Stelzen. Außer dem kleinen Onkel war ein stattlicher Mann mitgekommen, dem man es in einer Art Artilleristenrock nicht ansah, daß er irgendwo Nachtwächter sein sollte. Diese beiden Artilleristen standen unter dem Feuerwerker Preußer.

Wir andern trugen damals Flinten, die aus der Rüstkammer Rendsburgs uns zugesandt worden waren, gewichtige alte Musketen, die beim Feuern dermaßen stießen, daß ich mich einst nach einer Schießübung beim Baden an der ganzen rechten Seite herunter grün, blau und braun fand, wie einen Färberlehrling.

Oft des Nachts blies unser alter Nachtwächter in Landkirchen seinen Sturmlaut als Doppelton tutut! auf seinem Horn, und der melancholisch aufregende Ruf erscholl hinterher: „de Feend will landen achter Böjendorp!" Dann stürmten wir alle hinaus mit unsern Flinten, wurden auf Wagen geladen oder auf Pferde gesetzt und jagten dem bedrohten Punkt auf der dunklen Insel zu. Meistens natürlich war es blinder Lärm, und frierend kamen wir wieder zu Hause und in unsere Betten.

Es war halb lächerlich, halb ernsthaft, lächerlich meistens, oft bis zu hohem Grade. Dennoch mußte man sich verwundern, wie eine Anzahl ernsthafter Leute immer wieder auszog, wo es nicht ohne Gefahr gewesen, wenns je zum Ernst gekommen und nie etwas genützt. Frauen und Kinder natürlich blieben in Angst und Sorge zurück und füllten mitunter mit Geschrei den dunkel ausgestorbenen Ort.

Ich wohnte am Ende desselben. Mehrmals stand der alte Kämmerer Wilder bei mir in der Dunkelheit und rief mit schwächlicher Stimme einen Trupp Reiter an, die im vollen Galopp vorüberspreugen wollten in ganz verkehrter Richtung. „Wo willt Ji hin, Kinners?" Und die Fehmarner hörten und verstanden ihn doch, in allem Lärm, ihren Herrn Kämmerer, obgleich er kaum pfiff wie eine Kirre (Seeschwalbe). „Na den Gold, Herr Kämmerer!" und sie stoppten. „Dar is't ja nich," sagte der Alte alsdann ärgerlich, „achter Böjendorp!" Aber nun kam schon die Klage von den Besonneneren, indem die Wilden die Pferde herumwarfen und in neuer Richtung davon klabasterten: „Wi hebbt ja keen Pulver un Bli, Herr Kämmerer!" Worauf er pfeifend antwortete: „Ri't man to!" und hinzusetzte: „Js ja gut, denn scheet ji ju nich fülben!"

So ging's her. — Eines vormittags im hellen Sommersonnenschein erscholl auch der Ruf: „De Feend, de Feend!" und Nachtwächter Klüter im roten Haar eilte sichtbar mit seinem Horn durch den Ort, blasend mit beiden Lungen. Die Sturmglocke erscholl, die Wagen wurden angespannt, und wir lagen und saßen mit unseren Musketen sehr unbequem, als wir sehr bald die Stadt Burg durchfuhren, über die hin zu uns Kanonenschläge sehr laut und immer lauter herschollen. Diesmal schien es Ernst zu werden. Vor der sog. Tiefe lag ein Dampfer, den wir hell erblickten, als wir jenseits Burg auf's freie Feld hinauskamen, das schon ganz mit freiwilligen Kriegern und Zuschauern schwarz bedeckt war. Man sah die Kanonenluken sich öffnen, Blitz und Rauch erschien, der Donner drang hallend nach und pfeifend und dampfend flog ein Geschoß abseits von uns im Bogen durch die Luft.

Das Ziel war eine Gruppe von Menschen, die auf der Höhe geschäftig zusammenstand, und im nächsten Augenblick fuhr ein schwarzer Qualm aus dem

Haufen heraus, als Antwort gegen die dänische Bombe. Preußer mit seiner Kanone, seinem kleinen Onkel und großen Nachtwächter machte hier sein militärisches Debüt. In der Nähe hielt ruhig mit seinen beiden Schimmeln vor dem Wagen ein erfahrener Krieger, der den Pulverdampf von Leipzig und Waterloo mitgerochen hatte, und sich wenig daraus zu machen schien, daß seine weißen Pferde dem Feinde einen guten Augenpunkt abgaben: es war der Physikus Dr. Kaestner von Burg auf Fehmarn.

Ich blieb bei meinem Trupp im Hauptwege halten und sah, wie alle übrigen, dem Vorgange wie einem Schauspiele zu. Dann und wann schlug ein Geschoß auf einer Koppel zwischen Kühe hinein, die hinter demselben neugierig hinterherliefen oder mit den Hörnern darnach stießen.

Das feindliche Schiff zog bald wieder ab, und wir als Sieger zu Haus. Unsere beiden Kanonen fuhren mit den geschwärzten Kriegern darauf im Jubel durch Burg und über Landkirchen. Es hieß natürlich, „daß wir dem Dänen Einen in die Maschine gesandt," wenigstens in eine Kanonenluke. Doch das mag dahin gestellt bleiben. Gewiß ist, daß Preußer sich umsichtig und tapfer benommen hatte. Als die ersten Bombenstücke der dänischen Geschosse ihnen über die Köpfe weggepfiffen, hatte er seine Leute, hieß es, verloren, wenigstens lag lüttje Onkel im Graben. „Wo büst Du?" ruft Preußer. „Och," sagt der Kleine, „seh mal to, ob ik wat krygen heff!" „Dumm Tüg," sagt Preußer, „denn fragt man nich mehr. Kumm man her un börrst ut!" Und los ging es wieder, bis der Kleine sich eingewöhnt hatte und endlich die Dänen abzogen.

Ich selbst sah Preußer noch am folgenden Tage mit einer ungeplatzten kegelförmigen Bombe auf der Schulter, die er auf dem Kampfplatze noch gesucht und gefunden hatte. Er zeigte sie mir mit Siegesbewußtsein, aber freundlich und bescheiden, wie er immer erschien.

Wir verkehrten noch häufig miteinander, indem ich ihm mathematische Bücher lieh und empfahl; er hatte die Absicht, sich zum Geometer auszubilden. Nachdem er aus meinem Gesichtskreise entschwunden, hörte ich seinen Namen zum ersten Mal wieder mit dem Siegesgeschrei von Eckernförde herüber, aber auch daß er nichts mehr brauche — als ein Monument.

Die schleswig-holsteinischen Landesfarben.

Von **Willers Jessen** in Eckernförde.

In der bewegten Zeit, die zwischen Lornsens mutigem Vorgehen und dem Zusammentritt der provisorischen Regierung liegt, der Zeit, in welcher das Nationalgefühl der Schleswig-Holsteiner durch die fortschreitenden Danisierungsmaßregeln immer mehr geweckt wurde, entstanden die schleswig-holsteinischen Landesfarben. Vor der Zeit gab es diese Farben nicht; das in den Elbherzogtümern stehende Militär hatte als Fahne das Wappen Schleswig-Holsteins auf rotem Grunde. Man bezeichnete diese Fahne als die Landesfahne. Sie ward allgemein bei Festlichkeiten benutzt; selbst noch 1844 auf dem Schleswiger Sängerfeste wehte von der Sängerhalle „die schleswig-holsteinische Fahne, im roten Felde das weiße holsteinische Nesselblatt, darin die blauen Löwen Schleswigs." [1]) Als man 1842 eine Heeresreform vornahm, wurden den Truppen in Schleswig-Holstein die alten Fahnen genommen und der Danebrog ihnen als Panier gegeben.

Das schleswig-holsteinische Volk, immer mehr bedrückt durch dänische Maßregeln, fühlte ein Unbehagen darüber und empfand das Bedürfnis, seine deutsch-

[1]) „Itzehoer Nachrichten." 9. August 1844.

patriotischen Gefühle zum Ausdruck bringen zu können. Die Sängerfeste, welche damals in Aufnahme kamen, auch landwirtschaftliche Feste und Wahlversammlungen boten dazu eine willkommene Gelegenheit; in ihnen spiegelt sich der Geist der damaligen Zeit am klarsten wieder. In Liedern und Worten, doch auch in den Fahnen, die Häuser und Festräume schmückten, offenbarte man seine Gesinnung.

Hatte man noch 1842 auf dem Glückstädter Sängerfeste „nicht eine allgemein deutsche, sondern die dänische als holsteinische Landesfahne" entfaltet, so versuchte man doch schon bald darnach, eine allgemeine schleswig-holsteinische Landesfahne einzuführen. Die Farben ergaben sich aus dem Wappen, und da man — wie üblich — den Grund zuerst nahm und dann das Wappenbild folgen ließ, entstand die Fahne: gelb-blau-rot-weiß. Diese Fahne erblickte man z. B. auf dem landwirtschaftlichen Vereinsfeste zu Rendsburg 1843; auch später hat man sie häufig benutzt, und noch heute ist sie die Fahne des herzoglichen Hauses Schleswig-Holstein, Linie Sonderburg-Augustenburg, der ja auch die deutsche Kaiserin angehört.

Als im Juli 1844 das bekannte Sängerfest in Schleswig stattfand, auf dem das Lied „Schleswig-Holstein" zum Volkslied wurde, hatten die Schleswiger Sänger von einigen Damen der Stadt eine Fahne geschenkt bekommen, welche die Farben blau-weiß-rot zeigte. Zwar hatte man den Damen vorgeschlagen, blau-rot-weiß zu nehmen; doch folgten dieselben ihrem eigenen Geschmack. Von den Häusern Schleswigs wehten an dem Tage ebenfalls dreifarbige Fahnen; auch trugen die Sänger an dem Tage Abzeichen, die aus einem zu einer kreisförmigen Scheibe zusammengefalteten blau-weiß-roten Bande bestanden; die Mitte zierte eine Leier. Der Ruf des Schleswiger Sängerfestes ertönte übers ganze Land, allüberall hörte man das neu entstandene Nationallied, allüberall zeigte man die blau-weiß-roten Farben. Man hat allerdings — und darauf ist bisher nicht geachtet — schon vor dem Sängerfeste auch in anderen Teilen des Landes es empfunden, daß eine Fahne mit drei Farben ansprechender ist als eine vierfarbige. Es kamen z. B. von dem Gute Noer im Dänischen Wohld zwei Wagen, deren Kutscher und Pferde mit dreifarbigen Bandschleifen und Flatterbändern geschmückt waren, und hielten ihren Einzug in Schleswig. — Die Schleswiger Fahne existiert nicht mehr; nur den Fahnenstock bewahrt man noch auf und hat ihn kürzlich für den Fackelzug zu Ehren des Oberpräsidenten wieder mit einem Fahnentuch versehen. Durch ihre Pracht wird sich diese Fahne nicht ausgezeichnet haben; denn ein Augenzeuge schreibt: „So viele schöne Fahnen und Banner aber auch da waren, so wurde doch einstimmig der Preis der Schönheit der Flensburger Liedertafel zuerkannt," und ein Schleswiger erzählt: „In diesem Salon (Lorenzen) waren höchst geschmackvoll alle Fahnen und Banner der vaterländischen Liedertafeln aufgehängt, deren elegante und sinnige Ausschmückung die Wahl, der einen oder der anderen den Vorzug zu geben, in der That schwer machte; wir müssen jedoch bemerken, daß die Fahne unserer Liedertafel bescheiden hinter jeder anderen zurückstand."

Auf ihre Bitte erhielten die Schleswiger Sänger schon im folgenden Jahre eine Fahne geschenkt von dem Herzog Christian von Augustenburg. Seine Töchter, die Prinzessinnen Amalie und Henriette, stickten dieses prachtvolle Geschenk, welches auf dem Sängerfeste zu Würzburg zum ersten Mal entfaltet wurde. Später ist von den Dänen oft nach der Fahne geforscht; doch sie war sicher geborgen, kam erst 1864 wieder zum Vorschein und wird noch heute von dem „alten Gesangverein" in Schleswig geführt. Das herzogliche Geschenk ist ein dreifarbiges [1]) Banner mit blau-weiß-roten Farben, die Mitte zeigt die schleswigschen Löwen,

[1]) Sach (Geschichte der Stadt Schleswig) hält die Fahne für eine vierfarbige.

Digitized by Google

umgeben von dem Nesselblatt, die vier Ecken ziert die Leier; oben und unten ist das Banner mit goldenen Borten und Fransen umgeben.

Ein anderes großes Sängerfest fand 1845 in Eckernförde statt; da zeigte es sich schon, wie allgemein man die blau-weiß-roten Farben als Landesfarben anerkannte. Man holte Bellmann aus Schleswig in einem Wagen, der mit blau-weiß-roten Bändern geziert war; man flaggte neben schwarz-rot-gold mit blau-weiß-rot; die Ehrenpforten zeigten diese Farbe, auch schmückten die Sänger ihre Brust mit blau-weiß-roten Kokarden.

Acht Wochen später kam aus Kopenhagen ein Kanzleipatent folgenden Inhalts:

Se. Majestät der König haben mittelst Allerhöchsten Reskripts vom 28. d. M. der Kanzelei Folgendes zu eröffnen geruht: Es ist zu unserer Kunde gekommen, daß die sogenannten Liedertafeln und Singvereine in den Herzogthümern Schleswig und Holstein eine dreifarbige Fahne benutzen und daß bei öffentlichen Gelegenheiten, sey es bei Aufzügen oder zur Ausschmückung des Festlocals ähnliche Fahnen mit oder ohne die vereinigten Wappenschilde der Herzogtümer Schleswig-Holstein angewandt werden. Indem solche Fahnen und Embleme als Kennzeichen einer politischen Partei anzusehen sind und zu Unordnungen Anlaß geben können, verbieten wir den Gebrauch dergleichen Fahnen.

Sr. Majestät Willen und Befehl zufolge wird Vorstehendes zu Jedermanns Nachricht und gebührender Nachachtung hiedurch bekannt gemacht.

Königl. Schleswig-Holstein-Lauenburgische Kanzelei zu Kopenhagen, den 31. Juli 1845.

Man mußte sich der Gewalt fügen und suchte die blau-weiß-roten Fahnen zu verbergen; den dänischen Gendarmen und Polizeimeistern aber bot sich jetzt Gelegenheit, die Bewohner mit Haussuchungen und Strafen zu schikanieren. So ward ein Dienstknecht, der ein Schnupftuch mit blau-weiß-rotem Rande hatte, mit 5 Tagen bei Wasser und Brot bestraft. In Garding, wo der Wohnung des Stadtkommandanten gegenüber zwei weiße und ein rotes Haus lagen, erhielt, als das eine weiße Haus beim Tünchen einen bläulichen Schimmer bekam und also die verhaßten Landesfarben durch die drei Häuser dargestellt wurden, der Besitzer des blauen Hauses vom Bürgermeister den Befehl, sein Haus augenblicklich grün zu färben. — Was aber nützte das alles den Dänen? Nur um so lieber wurden den Schleswig-Holsteinern die Landesfarben, und als die dänischen Truppen endlich Stadt und Land verlassen mußten, da hatte man schon die Fahnen: „blau-weiß-rot" parat, und mit Ingrimm sahen die abziehenden Dänen sie überall lustig im Winde flattern.

Man vergleiche:

Dr. Heiberg, Schleswig-Holsteins Wappen, Fahnen und Farben. Schleswig 1845.
Dr. H. Hansen, Deutsche Volks- und Sängerfeste in Schleswig-Holstein. Altona 1846.
Dr. Sach, Geschichte der Stadt Schleswig. Schleswig 1875.
—x—, Der Schleswiger Gesangverein. Schleswig 1879.
Dr. Steen, Geschichte der Fahne des Schleswiger Gesangvereins. In den „Schleswiger Nachrichten." 15. Oktober 1895.

Mitteilungen.

1. Die Weinbergschnecke (Helix pomatia L.) Wenn wir Kinder in den dreißiger Jahren mitziehen durften in die Heuernte auf den Wiesen in der Nähe des Schlosses Gottorf, dann machten die hier am Rande des „Tiergartens" zahlreich vorhandenen großen Schneckenhäuser uns eine besondere Freude, und wir bemühten uns, von diesem seltenen Schatze soviel als möglich zu sammeln und mit nach Hause zu bringen. Später habe ich diese Schnecke in Angeln viele Jahre hindurch nicht wieder gefunden, so daß sie mir fast aus dem Gedächtnis entschwand. Dann traf ich sie wieder bei Segeberg, Flensburg, Glücksburg, Gravenstein usw., also besonders da, wo Klöster (auch Schlösser) gewesen, in welchen diese Tiere als Fastenspeise dienten, wie das ja noch in katholischen Ländern der

Digitized by Google

Fall ist. — Wahrscheinlich werden auch anderswo hierzulande in der Nähe früherer Klöster diese Schnecken sich recht zahlreich vorfinden. J. J. Callsen, Flensburg.

Bem. Auf dem adeligen Gute Windeby bei Eckernförde habe ich aus dem Munde alter Leute, die von katholischer Fastenspeise natürlich nichts wußten, oft erzählen hören, daß in alten Zeiten eine Gutsherrschaft diese Schnecken, die dort sehr zahlreich sind, eingeführt habe, um sie als Speise zu benutzen. Ld.

2. Grönlandfahrer. In Holstein wird meines Wissens nur Groland gesagt, in Flensburg hieß es, auch von Plattdeutschredenden, dagegen Grönland. Eine Erklärung für Groland weiß ich nicht. Als der Golfstrom noch nicht so weit nach dem Süden abgelenkt war wie jetzt, mag Grönland wirklich in seinem südlichen Teil ein grünes Land gewesen sein. Damals war Island ein Eisland, während es jetzt ein grünes Land zu werden beginnt. — In dem Aufsatz „Unsere Grönlandsfahrer" ist S. 45/46 zu berichtigen, daß der sog. Buttskopf ein Schwertfisch, kein Potwal ist. J. Schmarje, Altona.

Der Ehrenpokal für Jungmann
Nach einer Photographie von F. Urbahns in Kiel

3. Jungmanns Ehrenpokal. Die Stadt Eckernförde überreichte dem Major Jungmann zur Erinnerung an die rühmliche Waffenthat einen großen silbernen Ehrenbecher. Von einem Adler gekrönt, trägt er auf der einen Seite das Wappen der Stadt und zeigt auf der andern einen Kranz mit der Inschrift: „Dem Sieger vom 5. April 1849." Der Ehrenpokal befindet sich im Besitze der Familie Jungmanns.

4. Bohlwege. a. Im Anschluß an den in dem Aufsatz von L. Frahm-Poppenbüttel in Nr. 3 d. J. erwähnten Bohlweg mache ich auf die in den zwanziger oder dreißiger Jahren bei der Steller Burg in Norderdithmarschen entdeckte Steinstraße, die ebenfalls durch ein Weißes Moor (oder unter einem solchen) hinführte, aufmerksam. Chalybaeus erwähnt sie in seiner Dithmarscher Geschichte S. 17 nach der „Dithmarscher Zeitung" von 1832, Nr. 35. Die Steinstraße stellte nach Chalybaeus' Annahme die Verbindung der Burg mit dem nördlichen Teile des Landes her, wurde beim Ziehen von Gräben entdeckt und liegt jetzt 6 bis 7 Fuß unter der Oberfläche. Wenn mir recht ist, habe ich Herrn Prof. Dr. Wilms in Hamburg s. Z. darüber geschrieben. Merkwürdig ist jedenfalls das Zusammentreffen mit dem weißen Moor. Nördlich von der Burg, eben westlich von dem Dorfe Stelle, liegt oder lag nach der Geerzschen Karte auch ein Urnenfriedhof.

Weimar. Adolf Bartels.

b. In Nr. 3 der „Heimat" stehen in einer Bemerkung zu dem Artikel „Ein Denkmal aus der vorgeschichtlichen Zeit" die Worte: „.... und wir haben heute den Bohlweg, also den ersten in Nordelbingien, gefunden." Diese Worte veranlassen mich zu folgender Mitteilung: Vor etwa 15 Jahren fand der Landmann Joh. Rathjens in Osterrade hiesigen Kirchspiels in dem dortigen Moor einen Bohlweg ungefähr 1 m unter der Oberfläche. Dieser Bohlweg lag in der Richtung von Christianshütte nach Altenfähre an der Eider. Ich habe derzeit drei herausgehobene eichene Bohlen gesehen. Sie waren roh behauen, etwa 3—4 m lang, 30—40 cm breit und 15—20 cm dick. Der von Herrn Frahm gefundene Bohlweg ist also nicht der erste in Nordelbingien.

Albersdorf. Gust. Dethmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 5. Mai 1899.

An Klaus Groth

to'n 24. April 1899.

Uns Tid hett garkeen Tid, dat stakt un dravt
Man ümmerto — wer is upstunns nich gau?
Bi Nacht un Dag ward schachert, gravt un slavt.

„Geld ist die Losung." Jeder rögt de Mau
Un pliert un sinnt op Reichsmark un Dukaten —
De Mammon makt den Minschen bannig slau.

Digitized by Google

Seht wi nu, Meiſter Groth, Din Don un Laten,
Wat ſchüllt wi ſeggn? Büſt wol en ſnakſchen Mann,
Un keener kann Din Wies verſtan un faten.

Lachſt mal verleevt uns ole Moder an,
De plattdütſch Sprak, un ſtrakelſt ęr de Backen
Un fatſt ęr üm un trockſt ęr an Di ran

Un makſt ęr baſig ſmuck von Kopp to Hacken,
Un nu ſe darſtunn, ſtill, as weer ſe Brut,
Lä'ſt Du Din langen Arm ęr üm den Nacken.

Du fichelſt mit ęr rüm, ſä'ſt lies un lud
Ęr wat in't Ohr — Herr Gott, de ole Dam
Seeg op'n mal ganz jung un kręgel ut!

Se fat Di üm, un ahn ſik vęl to ſcham,
Hüpp ſe un danz op ſlanke, flinke Been
O wunnerſchön — un weer noch güſtern lahm!

Un drollig weer't, Di ſülben antoſehn:
Du freuſt Di as en Kind, ſöchſt an den Hęben,
In Feld un Wold na Perl un Edelſteen.

Un nich för Di — ęr wu'ſt Du allens gęben,
Un harrſt Di ſülben ganz un gar vergęten,
Se weer Din Een un All, Din Glück un Lęben.

So heſt Du Jahr op Jahr bi ęr verſęten,
Un wat ſe weent un lacht un dacht un dan,
Markſt Du Di all un gevſt dat uns to węten.

Do frog man ſik: 'keen kann den Mann verſtan?
Un hött he Schap un Gös, he harr dat lichter!
Dat's keen Partie för em, ik leet ęr gan!

De hochdütſch Sweſter mul un mak Geſichter,
Lütt Aſchenbrödel awer lach vergnögt,
Du weerſt ęr Fründ, ęr Märkenprinz un Dichter.

Wat in uns Volk ſik deep in Harten rögt,
Wat noch keen Wort funn, allens, wat verborgen,
Wat uns den Mot ſteilt, wat den Nacken bögt,

Uns Drom un Leev un Glück, de bangen Sorgen,
Dat allens heſt Du lud un lieſen ſungn —
So ſingt dat ut'n Wold an'n Fröhjahrsmorgen!

Uns Moderſprak — keen hett dat Schickſal dwungn! —
Süht al in wide Feern ęr Abendrot,
Mal kommt en Tid, denn is ęr Lud verklungn.

Din Quickborn blivt, denn in ſin klare Flot
Liggt uns ol Moderſprak ęr Kranz un Kron —
Wenn't Abend ward, is düt wol, Meiſter Groth,

Mehr as Dukaten, is de höchſte Lohn.

J. H. Jehrs.

Geſchichtliche Entwicklung des Herzogtums Schleswig bis zu ſeiner Vereinigung mit Holſtein.

Von H. E. Hoff in Kiel.

IV. Herzog Abel und ſein Geſchlecht.

Seit 1232 regierte Herzog Abel, der bedeutendſte unter den Söhnen Waldemars des Siegers, in Schleswig. Er trat bereits 1237 in nähere Verbindung mit den Schauenburgern in Holſtein, indem er ſich mit Mechthilde, der Tochter Adolfs IV., vermählte. Ein ſpäterer Chroniſt, der die Folgen dieſer Verbindung überſah, ſchreibt: „Von dieſen Tagen hörte niemals auf der innere Krieg zwiſchen den Königen und Herzogen.“ Als Adolf IV. 1239 ins Kloſter ging, übernahm Herzog Abel die Vormundſchaft für die jungen Grafen Johann und Gerhard. Abel mußte nun die Intereſſen der Schauenburger gegen ſeinen Bruder, König Erich, vertreten, der den Angriff auf Holſtein wieder aufzunehmen ſuchte. Er verweigerte dem König alſo die Lehnsfolge gegen Holſtein, ja, er erklärte ſogar, daß er ihm überhaupt keine Dienſte ſchuldig ſei, da er das Herzogtum mit demſelben Rechte vom Vater empfangen habe, wie Erich das Königreich. Unterſtützung fand Abel bei den Holſteinern und Lübeckern; auch der Biſchof Eskil von Schleswig ſtand auf ſeiner Seite, verweigerte Erich den Treueid, ließ ſich vom Bremer Erzbiſchof weihen und ſuchte die alte Verbindung mit Deutſchland wiederherzuſtellen. Ein wilder Krieg, der mit einer kurzen Unterbrechung bis zum Jahre 1248 oder 1249 dauerte, entbrannte nun zwiſchen den beiden Brüdern. Im Verlaufe desſelben eroberte Abel Ripen und nahm zwei Töchter des Königs gefangen; ſchließlich aber fiel ſeine eigene Hauptſtadt Schleswig durch einen kühnen Handſtreich des königlichen Befehlshabers in Rendsburg in die Hände der Dänen. Zwar hatten die Lübecker ſiegreich gefochten und Kopenhagen erobert; Abel ſah ſich aber doch genötigt, mit dem König Frieden zu ſchließen und deſſen Lehnshoheit anzuerkennen. Unmittelbar nach dem Friedensſchluß übte Abel Regierungsrechte im Reiche aus, gab dem Kloſter Esrom einen Schutzbrief, erteilte der Stadt Wae in Schonen und dem Kloſter St. Johannis zu Schleswig Privilegien, in welchen er bereits den Königstitel führte, obgleich ſein Bruder, König Erich, noch lebte. — Aus dieſen Thatſachen zieht Dr. Godt den Schluß: „Es wurde ein Abkommen getroffen, auf Grund deſſen Abel zum Nachfolger im Reiche und Mitregenten gewählt wurde.“ *) Wenn dies zutrifft, ſo werden allerdings die folgenden Ereigniſſe, insbeſondere die Anſprüche von Abels Nachkommen auf die Krone, in ein

*) C. Godt, Unterſuchungen über die Anfänge des Herzogtums Schleswig. Programm des Altonaer Gymnaſiums 1891.

helleres Licht gerückt, und selbst der Brudermord auf der Schlei erscheint in anderer Beleuchtung.

Im Jahre 1250 lief bei König Erich die Nachricht ein, daß Graf Johann mit großer Kriegesmacht vor Rendsburg stehe und von dem königlichen Befehlshaber Emelthorp die Übergabe der Stadt fordere. Im August desselben Jahres zog Erich aus, um Rendsburg, diesen Rest dänischer Herrschaft über Holstein, zu verteidigen. Vielleicht war alles „ein künstliches Gewebe, dessen Fäden in Abels Hand zusammenliefen." Erich kehrte bei seinem Bruder in Schleswig ein und wurde anscheinend gut aufgenommen, am 7. August 1250. Nach der Mahlzeit leitete Abel das Gespräch auf den alten Zwist. „Erinnere dich," sprach er, „daß vor zwei Jahren, als du diese Stadt plündertest, du meine Tochter zwangest, barfuß und nackend sich unter armen Weibern zu verstecken." Der König sprach: „Lieber Bruder, gieb dich zufrieden; denn, will's Gott, reicht mein Vermögen noch so weit, deiner Tochter ein Paar Schuhe wiederzugeben." „Das sollst du mir nicht zum zweiten Male thun," versetzte Abel, ließ den König gefangennehmen, mit Ketten beladen und in einem Boote auf der Schlei fortbringen. In einem zweiten Fahrzeuge folgte der Ritter Lauge Gudmundson, ein erbitterter Feind des Königs, dem Abel die Weisung erteilte: „Mache mit ihm, was du willst." Gudmundson verstand den Herzog nur zu gut. Bald lag die blutige Leiche König Erichs am Grunde der Schlei, — und der Mörder streckte seine Hand nach der Königskrone aus.

Abel beschwor mit 24 Rittern als Eideshelfern, daß er den Tod des Königs nicht befohlen habe, worauf der dänische Reichsrat ihn trotz alles Vorgefallenen zum König erwählte. Entscheidend bei der Wahl war wohl der Gedanke, das Herzogtum wieder mit der Krone zu vereinigen; allein auch die Erwägung fiel schwer für ihn ins Gewicht, daß er der nächste vom Mannesstamme war und ungekrönt der Krone sehr gefährlich werden konnte. Abel hatte also das Ziel seiner Wünsche erreicht, und niemand im Reiche wagte es, ihm die mit Bruderblut befleckte Krone zu entreißen. Den Streit um Rendsburgs Besitz ließ er durch ein Schiedsgericht zum Austrag bringen, und dieses sprach die Stadt den Grafen von Holstein zu. Das Herzogtum Schleswig ließ er in einer gewissen Selbständigkeit bestehen, er behielt den Herzogstitel bei und unterschied, wie urkundlich nachgewiesen ist, ausdrücklich zwischen „unserm Herzogtum und dem Königreich."

Kaum 2 Jahre hat Abel die dänische Krone getragen, da ereilte auch ihn sein Geschick. Die freiheitstrotzigen Friesen hatten seinem Bruder Erich die Zahlung einer allgemeinen Steuer, welche diesem den Beinamen „Plogpennig" einbrachte, hartnäckig verweigert; Abel erneuerte jetzt die Forderung, die ihm eine günstige Handhabe bot, die Friesen in größere Abhängigkeit zu bringen. Mitten im Winter bei starkem Frostwetter brach er in das Gebiet der Friesen ein, allein alsbald eintretendes Tauwetter zwang den König zu einem verlustreichen Rückzuge. Im folgenden Sommer kehrte Abel auf dem Wasserwege längs der Eider wieder und landete in Eiderstedt, woselbst er bei Oldenswort sein Lager aufschlug. Da erhoben sich die Friesen einmütig zum Widerstande. Auf ihrer alten Thingstätte am Burmannswege im Kirchspiel Kotzenbüll scharten sie sich um das Bild ihres Schutzpatrons, des heiligen Christian, das sie auf einem Wagen mit sich führten, und gelobten: „Ehe sie König Abel wollten huldigen und schwören, ihm Schatz und Zins zu geben, wollten sie alle darum sterben, — oder auch König Abel sollte sterben." Dem ungestümen Angriff vermochte Abel nicht zu widerstehen. Unter fortwährenden Gefechten zog er sich zurück und suchte über den Milderdamm das Festland zu gewinnen; allein hier wurde ihm der Rückzug verlegt, das Heer erlag, und der König selbst wurde von dem Rademacher Wessel Hummer aus Pel-

worm mit der Streitaxt erschlagen am 29. Juni 1252. Das Volk erkannte in seinem jähen Tode die gerechte Strafe des Himmels, ließ ihn auch im Grabe keine Ruhe finden, sondern machte ihn zum „wilden Jäger," der mit seinen feurigen Hunden ruhelos durch die Lüfte jagen müsse. Lange Gudmundson wurde bald darauf zu Kiel beim Spiel von einem holsteinischen Junker erschlagen. So fand die Tragödie von Schleswig ihren Abschluß in dem frühen Tode der Mörder. Die Friesen aber ließen in ihrer Freude über den glänzenden Sieg das Bild des heiligen Christian mit reinem Golde überkleiden.

Die dänischen Stände hatten Abel das Versprechen gegeben, nach seinem Tode seinen Sohn Waldemar zum König wählen zu wollen; allein dieser war auf der Rückreise von Paris in die Hände des Erzbischofs von Köln gefallen, der ihn wahrscheinlich wegen des an Erich Pflugpfennig verübten Verbrechens gefangen hielt. Jenes Versprechen wurde jetzt nicht gehalten; weder Waldemar noch der zweite Sohn Abels, Erich, erlangte die Krone, sondern Christoph, der jüngste Sohn Waldemars des Siegers, wurde zum König von Dänemark gewählt. Diese Wahl ist für die folgenden Ereignisse, insbesondere für die Stellung des Herzogtums zur dänischen Krone, von weittragender Bedeutung gewesen. Abels Geschlecht hielt um so zäher am Herzogtum fest, da es die Wahl Christophs als ein Unrecht empfand, das der älteren Linie des Königshauses zugefügt worden war; auch gab es seine Ansprüche auf die Krone nicht auf.

Christoph I. ging rücksichtslos gegen seine Brudersöhne vor, nahm das Herzogtum ein und wollte ihnen selbst ihr Erbgut im Reiche nicht zugestehen. Die verwitwete Herzogin Mechthilde fand Unterstützung bei ihren Brüdern, den Grafen Johann und Gerhard von Holstein, in deren Interesse es lag, „Schleswig in seiner Selbständigkeit zu erhalten und zu fördern und es mehr und mehr zu einer Vormauer gegen Angriffe von Norden zu machen." Ein Krieg war unvermeidlich. Die Bevölkerung des Herzogtums wollte von dem Könige nichts wissen. Ein dänischer Historiker sagt: „Das ganze Herzogtum schlug sich größtenteils auf die Seite der Grafen und wollte lieber unter einer Herrschaft sein, unter der man gewohnt war zu leben, und seinen eigenen Herrn haben, als unter dem Reich und ungewohnter Herrschaft stehen." Nachdem die Grafen mit brandenburgischer Hülfe die Stadt Schleswig erobert hatten, und eine Flotte der Lübecker in dänischen Gewässern erschienen war, gab der König nach und versprach die Belehnung mit dem Herzogtum, wogegen Abels Haus den Ansprüchen auf die Krone entsagte. Der Vertrag kam zur Ausführung, nachdem Herzog Waldemar von seinen Oheimen für 6000 Mark aus der Gefangenschaft befreit worden war. Zu Kolding wurde Waldemar III. im Jahre 1254 förmlich als Herzog von Schleswig anerkannt, indem er nach deutscher Sitte die Belehnung mit der Fahne empfing. Seine Stellung zum König blieb im ganzen dieselbe wie früher, allein von großer Bedeutung war es, daß das Recht des Herzogs, das er von dem Besitze des Vaters ableitete, öffentlich und feierlich anerkannt worden war.

Nur kurze Zeit ruhten die Waffen, dann war alles Gewonnene wieder in Frage gestellt. Waldemar starb bereits 1257, und Erich, sein Bruder, konnte vom Könige die Belehnung nicht erlangen, mußte vielmehr mit seiner Mutter Schutz und Hülfe in Holstein suchen. Christoph hat den abermaligen Kampf um das Herzogtum nicht mehr zum Austrage gebracht. Sein Reich wurde tief erschüttert durch einen Streit, der zwischen ihm und der Kirche, die in dem Erzbischof Erlandsen von Lund einen bedeutenden Führer hatte, ausgebrochen war. Unter diesen Wirren starb der König plötzlich zu Ripen im Jahre 1259. Der Abt Arnfast von Ruhkloster (Glücksburg) soll ihn vergiftet und diese Unthat sogar mittels des Sakraments ausgeführt haben.

Dem dänischen Reiche drohten Zerrüttung und Auflösung, wenn sich nicht eine kraftvolle Persönlichkeit fand, die Gefahr zu beschwören. Und siehe, sie war da in der Königin Margareta Sambirira, wegen ihrer dunklen Gesichtsfarbe die „Schwarze Grete," wegen ihres kühnen Reitens „Springhest" genannt. Für ihren minderjährigen Sohn Erich Glipping (d. i. der Blinzelnde) ergriff sie mit fester Hand die Zügel der Regierung und sammelte die Anhänger des Königshauses um sich. Herzog Erich war inzwischen nach Schleswig zurückgekehrt und hatte sich in den Besitz des ganzen Herzogtums gesetzt. „Die Königin Margareta und die königlichen Räte wollten es ihm nur ad vitam vel ad gratiam, wie die Chronica redet und auch zuvor erklärt worden, verleihen. Hingegen begehrte Fürst Erich dasselbe erblich und nach Teutscher Lehensmanier, worüber sie zur Wehr griffen," so berichtet Caspar Danckwerth. Er vergißt nicht hinzuzufügen, daß Erich die Hülfe der Einwohner des Herzogtums, „so ihm gewogen waren und gerne einen Hertzog im Lande haben wolten," wie auch den Beistand der Grafen von Holstein und anderer Reichsfürsten und Herren gewann. Die Grafen von Holstein ließen sich ihre Hülfe allerdings gut bezahlen. Sie erhoben für die Lösung Waldemars III. aus der Gefangenschaft sowie für ihre Kriegshülfe eine Schuldforderung im Betrage von 8000 Mark lötigen Silbers und erlangten dafür von der Mechthilde und ihrem Sohn Erich den Pfandbesitz weiter Gebiete südlich der Schlei. Die Urkunde, deren Wortlaut vorliegt, ist am 12. Mai 1260 in Schleswig ausgestellt. Schwansen, Frethslet, Stapelholm und Jernewith wurden den Grafen überlassen. Es ist nicht bekannt, daß diese Besitzungen jemals wieder eingelöst worden sind, wohl aber wurden sie im Jahre 1288 dem Grafen Gerhard als volles Eigentum übertragen.

Von beiden Seiten rüstete man sich zum Kampfe. Die Entscheidung fiel auf der Lohheide, südlich von Schleswig, am 28. Juli 1261. Erich und die holsteinischen Grafen erfochten einen glänzenden Sieg. Die Königin, ihr junger Sohn und der Bischof von Schleswig gerieten in Gefangenschaft. Die Schlacht auf der Lohheide gehört zu den großen Entscheidungsschlachten unserer Geschichte, denn Schleswigs Schicksal war für lange Zeit bestimmt. Zwar erhielt die Königin ihre Freiheit bald wieder, allein der junge König, der anfangs zu Norburg gefangen saß, dann den Brandenburger Markgrafen als Geisel für Schuldforderungen überlassen wurde, kam erst frei, nachdem er Erich Abelson die Belehnung mit dem Herzogtum versprochen hatte. Diese erfolgte im Jahre 1264 ohne einschränkende Bedingungen. Wenige Jahre darnach ließ der König Kolding befestigen. „Er erkannte wohl, daß hier jetzt Dänemarks wahre Grenze sei." (Waitz.) Die „Schwarze Grete," in der Sage in manchen Zügen mit der Unionskönigin Margareta identifiziert, lebte im Andenken des schleswigschen Volkes als feindseliges Wesen, ja, als Unholdin fort. Bei Nacht wie am hellen Mittage ist sie gesehen worden, wie sie auf weißem Rosse längs dem „Margaretenwall" sprengte.

Herzog Erich, der seine Residenz im Jahre 1268 nach Schloß Gottorp verlegte, welches Bischof Nikolaus II. gegen andere Güter an den Herzog hatte vertauschen müssen, mußte später sein Land gegen den Dänenkönig Erich Glipping noch verteidigen. Der Streit war entbrannt über Alsen, die Grenze bei Ripen, die königlichen Krongüter, die Kriegsfolge und andere Dinge mehr. Die Dänen besetzten das ganze Herzogtum bis auf die Stadt Schleswig, wo Herzog Erich um dieselbe Zeit, 1272, starb, bevor seine beiden Söhne erwachsen waren. Sofort besetzten die Grafen von Holstein die Stadt. Der König begnügte sich mit der Vormundschaft für den jungen Herzog Waldemar, welche er 11 Jahre lang führte. Öfters hielt er sich im Lande auf, ja, er feierte in der Stadt Schleswig seine Hochzeit mit der brandenburgischen Prinzessin Agnes.

Digitized by Google

Die Belehnung Herzog Waldemars IV. erfolgte nicht ganz freiwillig zu Vordingborg im Jahre 1283. Der junge Herzog grollte dem König, der ihm sein Erbe hatte vorenthalten wollen. Er kam jetzt auf alte Forderungen seines Hauses zurück und führte in einem Brief an den Erzbischof von Lund aus, daß, da die seinem Hause gegebenen Versprechungen über die Erbgüter im Reiche nicht gehalten seien, auch der Verzicht auf die dänische Krone nicht als bindend angesehen werden könne. Seine kühnen Pläne scheiterten an der Verschlagenheit des Königs, der den Herzog auf seiner Reise nach Norwegen, wo er Unterstützung für seine Pläne zu finden hoffte, unweit Helsingör ergreifen und in die Gefangenschaft abführen ließ. Der Herzog erhielt nach einiger Zeit unter persönlich demütigenden Bedingungen sein Herzogtum wieder. Er bekannte sich schuldig, in jugendlichem Unverstand gegen den König gefehlt zu haben, wofür er nun von ihm Verzeihung erhalte. Er verpflichtete sich, nichts Feindliches gegen den König oder das Reich zu unternehmen, vielmehr wolle er der Majestät Ehre, Unterthänigkeit und Treue erzeigen. Handle er dawider, so solle Lehn und Gut verloren und das Leben verwirkt sein. — Das Krongut im Herzogtum wurde noch einmal aufgezählt. Es sind dies die Listen, die wir im vorigen Abschnitt näher kennen gelernt haben. Die Ansprüche auf Alsen läßt der Herzog fallen, dagegen wird ihm das Münzrecht unter der Bedingung gewährt, daß die Münzen des Königs Bildnis tragen.

Die Bedingungen waren für den Herzog allerdings hart genug, allein eine solche Urkunde, wie sie dem Herzog diktiert worden war, konnte den Gang der geschichtlichen Entwicklung nicht aufhalten. „Es war das letzte Mal, daß die dänischen Ansprüche auf Schleswig so weit gingen, — die Versprechungen selbst aber waren bald vergessen."

Kurze Zeit darauf fiel Erich Glipping unter den Dolchen unzufriedener Großen, die er durch Wortbrüchigkeit, Ungerechtigkeit und zügelloses Leben gegen sich aufgebracht hatte. Er war der dritte dänische König, der in einem Zeitraum von 36 Jahren durch Meuchelmord ums Leben kam. —

Derselbe Herzog Waldemar IV., dem der verstorbene König so übel mitgespielt hatte, wurde jetzt von der Königin Agnes zum Mitvormund für den minderjährigen Erich Menved bestellt und als solcher von den Großen des Reiches anerkannt. Zugleich sprachen sie ihm den Besitz von Alsen, Arröe und Fehmarn zu. Das war der Preis, um den der Herzog Dänemark seine Unterstützung angedeihen ließ. Die Inseln mußten zwar wieder abgetreten werden, aber wenigstens auf die beiden ersten gaben die Herzöge ihre Ansprüche nicht auf. Seinem Bruder Erich verschaffte Waldemar den Besitz der Insel Langeland. Man sieht, daß Abels Haus um diese Zeit eine bedeutende Machtstellung im Reiche einnahm. Unter der Regierung Waldemars kam das schwergeprüfte Schleswig endlich wieder zur Ruhe. Das Verhältnis des Herzogs zum König, des Herzogtums zum Königreich, wurde nun durch eine Reihe von Verträgen geordnet und zu einem gewissen Abschluß gebracht. Wir wollen daher jetzt versuchen, uns ein Bild von der herzoglichen Gewalt zu entwerfen, wie sie sich im Laufe der Zeit herausgebildet hatte.

Der Herzog war verpflichtet, dem König und dem Reiche Dänemark getreu und hold zu sein. Er war Reichsfürst, und hatte als solcher den Danehof zu besuchen, wo er Sitz und Stimme hatte. — Aus seiner Stellung ergiebt sich, daß er über die gesamte Kriegsmacht des Herzogtums zu verfügen und dem König zur Verteidigung des Reiches Heeresfolge zu leisten hatte. Anfangs mußte er dem Könige auch außerhalb des Reiches in den Krieg folgen, doch erfuhr diese Verpflichtung zur Zeit Waldemars IV. eine wesentliche Einschränkung.

Das allgemeine Kriegsaufgebot zur Verteidigung bei feindlichen Angriffen

wurde Leding genannt und ruhte auf jedem Einwohner des Landes. Wer befreit zu sein wünschte, mußte seine Ledingspfennige zahlen. Der König konnte indes mit Zustimmung des Reichstages auf das allgemeine Aufgebot verzichten und statt dessen eine Kriegssteuer ausschreiben, wie es z. B. von Erich Pflugpfennig geschah. Die Ledingspfennige, welche im Herzogtum gezahlt wurden, waren ursprünglich königlich, fielen aber seit 1286 sämtlich dem Herzoge zu.

Das eigentliche Heer, wohl zu unterscheiden von der allgemeinen Landwehr, bestand aus zwei Teilen, dem Volksheer und den Mannen der Lehnsherren, seien letztere nun weltliche oder geistliche Herren. Der König konnte sich nach dem Jütschen Lov Mannen nehmen im ganzen Reich, der Herzog dagegen nur in seinem Gebiet. Diese Mannen, Heermänner oder Herremänd genannt, mußten in voller Rüstung, meistens zu Pferde, zum Kriege erscheinen, begleitet von mehr oder weniger Reitern, für deren Ausrüstung und Unterhalt sie zu sorgen hatten. Dafür besaßen sie ein Lehnsgut und genossen Steuerfreiheit, denn, so sagt das Jütsche Lov, „sie thun genug dafür, indem sie ihren Hals für den König und des Landes Frieden wagen." Im Jahre 1317 versprach der König, die Zahl seiner Heermänner im Herzogtum nicht zu vermehren, und die vorhandenen sollten dem Herzog allgemeine Landeshülfe leisten.

„Das Volksheer stellte und bemannte die Flotte. Die Dienstpflicht war allgemein, nur die kleineren Besitzer, Pächter und Kätner waren befreit." Sie ruhte auf dem Grundbesitz. Alle angebauten Grundstücke waren zu Marken Goldes oder Silbers eingeschätzt, wobei 1 Mark Gold gleich 8 Mark Silber gerechnet wurde. War ein Bauer auf eine Mark Goldes gesetzt, so war er pflichtig, jedes dritte Mal persönlich zum Seedienste sich zu stellen. Mit 2 anderen gleich hoch eingeschätzten Bauern bildete er einen Hufenverband oder Havnelag, der bei jedem Seezuge seinen Mann zur Flotte stellte. „So viele Ruderer ein Langschiff haben sollte, ebenso viele Hufenverbände traten zu einem Schiffsverbande (Skipän) zusammen." Zu einem Schiffsverband gehörten gewöhnlich 30—40 Hufenverbände. Jedem Schiffe setzte der König einen Befehlshaber, den „Styrisman" (Steuermann), der auch die Sorge für Bau und Ausrüstung des Schiffes zu übernehmen hatte. Dafür besoldete er ihn „ansehnlich mit einem Landgute, welches die Steuermannshufe hieß und 3 Mark Goldes wert sein mußte; denn es schien billig, daß, wer jedesmal diente, auch dreimal so gut gestellt sein mußte, als wer nur jedes dritte Mal daran kam." Durch eine Abgabe, Querset genannt, konnte man sich von der Dienstpflicht zur See befreien. Die Städte waren von derselben nicht entbunden, sondern sie mußten entweder Schiffe und Mannschaft zur Flotte stellen oder Querset zahlen. „Die Bewaffnung bestand aus den sog. Volkswaffen: Schwert, Kesselhaube, Spieß, Armbrust und 3 Dutzend Pfeilen." Von den Wenden lernte man, in jedem Schiffe ein Pferd für den Steuermann mitzuführen, der nun auch im Besitze einer vollständigen Rüstung sein mußte, wie sie der Roßdienst erforderte. Das Heer Waldemars des Siegers zählte 1400 gepanzerte Ritter, und seine Flotte wird auf 1400 Schiffe angegeben. Unter diesen befanden sich 500 Langschiffe mit je 120 Mann Besatzung, in der That eine gewaltige Kriegsmacht! Wie viele Schiffe das Herzogtum zu stellen hatte, weiß man nicht. Eine „Wahrscheinlichkeitsberechnung", die Dr. Godt aufstellt, ergiebt für das Herzogtum 50 Schiffe und ein Heer von 5000—6000 Mann.

Der Herzog erhob sämtliche Steuern in seinem Gebiet. Die Hauptabgabe des Landes wurde Stud (Stütze, Hülfe) genannt, „ursprünglich eine Naturallieferung zum Unterhalte des Königs und seines Hofes, die meistens gegen eine bestimmte Geldsumme abgelöst war. Nächst Stud war die wichtigste Leistung Junae: Arbeiten an Schlössern, Straßen, Brücken und Mühlen und die Ver-

Digitized by Google

pflichtung, den König und seinen Troß zu befördern." Der Herzog erhob an den Zollstätten die Zölle; Bußen und Brüchen fielen ihm zu, Straßen, Strand und Gewässer waren sein Eigentum. Die Städte zahlten den von allen Haushaltungen erhobenen Herdschoß, die Grundbesitzer außerdem den Stadtschoß. Von den Fremden wurde der Erbkauf geleistet, „wenn ihre Hinterlassenschaft für den rechten Erben binnen Jahr und Tag offen sein sollte." Von fremden Kaufleuten wurde Marktgeld erhoben. Im Jahre 1261 wurden die Besucher der Wochenmärkte in Schleswig von dieser Abgabe befreit. Die Handwerker hatten auch besondere Abgaben, also eine Gewerbesteuer zu zahlen.

Der Herzog übte durch seine Beamten und Vögte im Lande die richterliche Gewalt aus, soweit sie nicht vom Hardes- und Sysselthing gehandhabt wurde; doch konnte man vom Herzog und dem Landesthing zu Urnehöved an König und Danehof appellieren. Der Vogt, der in älterer Zeit exactor, später advocatus genannt wurde, war ein richterlicher Beamter, da sich für ihn auch die Bezeichnung iudex findet. In den Städten gab es Konsuln oder seniores, welche vom Landesherrn ernannt wurden. „Sie verwalteten in Gemeinschaft mit dem Vogt das Vermögen unbeerbt Verstorbener und übten die Marktpolizei."

Wie bereits erwähnt, galt im Herzogtum das Jütsche Lov, welches mit dem trefflichen Satze beginnt: Med Lov skal Land bygges. Es ließ die alten Hardesthinge und das Landesthing, welche je alle 14 Tage wechselweise abgehalten wurden, bestehen, und das Volk nahm, wie von alters her Gebrauch war, an der Rechtsprechung teil. Seit Waldemar IV. hörte ein unmittelbares Verhältnis des Königs zum Herzogtum auf. Auf dem Landesthing ist derselbe seitdem nicht mehr erschienen, wenn es auch noch vereinzelt vorkam, daß Reichsgesetze auf das Herzogtum Anwendung fanden. Der Herzog konnte in seinem Gebiet Verordnungen erlassen und außerordentliche Steuern auferlegen. Das Krongut ging im Jahre 1313 ganz in den Besitz des Landesherrn über, so daß er jetzt das freie Verfügungsrecht darüber hatte, während er es früher nur verwalten durfte. Übrigens war ein großer Teil desselben bereits durch Verpfändung oder Tausch gegen Besitzungen in Dänemark an Adels Haus gekommen. Die drei Viertel von Schleswig gingen von allen Krongütern zuerst an den Herzog über, denn bereits ihm Jahre 1286 erließ Waldemar IV. den Schleswiger Bürgern die Abgaben, die sie früher an den König entrichtet hatten. Über die Klöster gebot der Herzog bereits im 12. Jahrhundert, lange Zeit aber waren die Bischöfe von Schleswig als Fürsten des Reiches unabhängig vom Herzog, bis auch sie seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts die landesherrliche Hoheit der Herzöge anerkennen mußten.

Der herzogliche Hof zu Gottorp war ganz nach dem Vorbilde des königlichen Hofes eingerichtet. Im Rate des Herzogs war der höchste Beamte der Drost oder Truchseß, nächst ihm der Marschall. „Nach der Analogie des Königshofes darf man annehmen, daß die Herzöge auch ihre Schenken, Kämmerer und Kanzler gehabt haben." (Dr. Godt.)

Alles in allem ergiebt sich, daß der Herzog in der That im vollen Sinne des Wortes als Landesherr galt, und daß überall nur die oberherrliche Gewalt des Königs als Lehnsherr gewahrt blieb. Die Stellung des Herzogs im Reiche unterschied sich wohl kaum von der irgend eines Fürsten innerhalb des damaligen römischen Reiches deutscher Nation.

Das Deutschtum im Herzogtum erhielt unter Waldemar IV. neuen Zuwachs. Die Lübsche Chronik berichtet aus dieser Zeit: „Die Herzöge luden zu sich aus deutschen Landen viele Ritter und Knechte; denen gaben sie Gut mit so milder Hand, daß ihnen gerne jedermann diente." Viele alte holsteinische Adels-Geschlechter siedelten damals nach Schleswig über, nicht nur in das eigentliche Herzogtum,

sondern besonders auch in die weiten Besitzungen der holsteinischen Grafen südlich von der Schlei, in Schwansen und den Dänischen Wohld. Charakteristisch für die sprachlichen Verhältnisse ist der Umstand, daß bereits im 13. Jahrhundert außer einer lateinischen Bearbeitung des Jütschen Lovs auch eine niederdeutsche Übersetzung dem dänischen Text zur Seite trat. Noch überwog die dänische Sprache im Recht und Verkehr, aber die fortwährenden Kämpfe mit den Königen hatten auch die Völker einander mehr und mehr entfremdet. Dafür waren die Beziehungen zu dem benachbarten Holstein immer lebendiger geworden, so daß Herzog Waldemar an allen wichtigen Bündnissen und Verträgen der Schauenburger teilnahm. „Seine Regierung ist die Zeit, wo die Unabhängigkeit des Herzogtums gesichert und die Verbindung mit Deutschland eingeleitet war," sagt G. Waitz. Als Waldemar IV. im Jahre 1312 starb, da beklagte man den Tod des „teuren, guten Herzogs."

In der Regierung des Herzogtums folgte ihm ohne Schwierigkeit sein Sohn Erich II. Ihm wurde kein Recht bestritten, das sein Vater gehabt hatte. Abels Geschlecht hatte sich mit Ehren in Schleswig behauptet und es schien, als ob Dänemark sich in die Verhältnisse, wie sie nunmehr vorlagen, fügen und von ferneren Kämpfen um Schleswig abstehen werde. Das war allerdings nicht der Fall, überhaupt war die Selbständigkeit des Herzogtums nur eine Etappe in seiner geschichtlichen Entwicklung. Zahlreiche Fäden verknüpften es bereits mit Holstein, die, durch die Thatkraft eines Gerhard des Großen weiter gesponnen und befestigt, endlich zum Ziele, zur Vereinigung der beiden Lande führen sollten.

Aus eigenen Erlebnissen während der Feldzüge 1848/50 und der Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee 1851.

Von **F. v. Levetzow**, vormals Brigade-Adjutant der schleswig-holsteinischen Kavallerie.

(Schluß.)

Nun zu den interessanten Folgen unseres Kanonenfutter-Rittes, welche vorhin schon angedeutet wurden.

Am folgenden Morgen wurden unsere Vedetten über Ramsdorf und Ahlefeld hinaus vorgeschoben, während der übrige Teil unserer Schwadron in der Nähe an geeigneter Stelle Feldwache bezog. Wir waren nun auch nicht mehr allein, denn links gegen Kropperbusch [1]) zu sahen wir Vedetten unserer Dragoner, während wir rechts gegen Wittensee Infanterieposten, wie es schien, Freischärler bemerkten. Sie waren wohl von dem von der Tannschen Korps oder hatten mindestens Fühlung mit seiner Postenkette.

Von Eckernförde herüber hörten wir deutlich starkes Schießen. — In Eckernförde gelandete dänische Truppen hatten das bei Altenhof in einer Stärke von nur 400 Mann stehende von der Tannsche Freikorps angegriffen und waren von diesem trotz ihrer weit überlegenen Stärke und obgleich sie durch das Feuer ihrer im Hafen liegenden Kriegsschiffe unterstützt wurden, nach Eckernförde zurückgeworfen worden. Mit diesem Siege des „Tydske Røverpack," wie die Dänen uns nannten, über die „Hannemänner," wie sie von uns tituliert wurden, war doch eine kleine Revanche für unsere Niederlage bei Bau [2]) zu verzeichnen, und war das Gefecht auch nicht von erheblichen Folgen, so war es doch der erste Sieg der jungen

[1]) Wirtshaus an der Chaussee von Schleswig nach Rendsburg.
[2]) Kirchdorf 1 M. nordwestl. von Flensburg an der alten Landstraße nach Apenrade.

Armee, und dieses Gefecht bei Altenhof am 21. April wurde im ganzen Lande mit hellem Jubel begrüßt.

Die Vorgänge vor unseren Vorposten, von denen die freiwillige Kavallerie noch an dem Nachmittage desselben Tages Zeuge sein sollte, und welche sich abspielten zu einer Zeit, wo die Kunde von diesem ersten schleswig-holsteinischen Siege bereits im dänischen Hauptquartier zu Schleswig bekannt gewesen sein mußte, machten unsere Erlebnisse nur noch interessanter und ließen die verwegensten Vermutungen mehr als nur wahrscheinlich erscheinen.

Der Kampf in der Richtung auf Eckernförde dauerte lange und schien, wenn auch heftiger werdend, doch noch unentschieden auf demselben Flecke sich abzuspielen, als plötzlich — es war mittlerweile bereits Nachmittag geworden — vor unserer Linie in nordwestlicher Richtung aufwirbelnde Staubwolken unsere Aufmerksamkeit von dem Kampfe abzogen. Auch die entfernter stehende Vorpostenkette schien dadurch alarmiert zu werden; meldende Vedetten sprengten von allen Punkten zu den rückwärts liegenden Feldwachen.

„An die Pferde! — Aufgesessen!" erscholl das Kommando des Rittmeisters, doch blieb das Korps in der bisherigen Stellung halten; nur eine Patrouille, zu der auch ich kommandiert war, wurde gegen Brekendorf vorgeschoben. Auch auf unserer linken Flanke zwischen Kropperbusch und Norby[1]) erschien eine Rekognoszierungs-Patrouille unserer Dragoner.

Der sich schnell bewegende und hoch aufsteigende Staub rührte zweifellos von Kavallerie her, welche in der Richtung von Boklund[2]) auf Brekendorf marschierte. Bevor wir Brekendorf erreichten, konnten wir feststellen, daß ein Reitertrupp, dessen Stärke wir auf eine Schwadron schätzten, von Boklund auf Brekendorf vorgehe. Doch kaum war die Spitze, bei welcher wir höhere Offiziere zu bemerken glaubten, bis in die Nähe der ersten Häuser des Dorfes gekommen, als im Hintergrunde wieder neue Staubwolken aufwirbelten, und große Reitertrupps, zusammen wohl in der Stärke eines ganzen Regimentes, auf dem Wege von Boklund wie von Lottorf[3]) her in der raschesten Gangart der ersten Schwadron nachjagten.

Während wir auf dem Wege diesseits Brekendorf beobachtend Halt machten, sandten wir rückwärts Meldung über diese auffallenden Kavalleriebewegungen vor uns. Unsere Meldung konnte indessen kaum noch dem Rittmeister zugegangen sein, als zu unserem nicht geringen Erstaunen, ohne daß auch nur eine Beobachtungspatrouille sich diesseits Brekendorf sehen ließ, die ganze Reitermasse sich wieder in rascher Gangart in der Richtung auf Jagel[4]) entfernte, während auf unserer linken Flanke die Rekognoszierungs-Patrouille unserer Dragoner ihr in angemessener Entfernung beobachtend folgte.

Als bald darauf Rittmeister v. Bismarck mit stärkerem Sukkurs herankam, suchten auch wir das Dorf Brekendorf ab. — Die Bauern erzählten:

„De König sülben keem hier bi de eersten Hüs' op anner Sit vun't Dörp mit sin Gard antoriden. Jüß weern se darbi sik to befragen, wo de Holsteener stünnen, do keem en ganzes dänsches Draguner-Regerment antojagen un neem em un sin Gard in de Merr,[5]) un so treckten se weller na Sleswig to af. Dat seeg ja meist so ut, as wenn se en Gefangen transpareerten!"

Bei dieser Erzählung sahen wir uns denn doch verwundert an. — Der König

[1]) Dorf 1½ M. südlich von Schleswig.
[2]) Kleine Ortschaft 1¼ M. südlich von Schleswig.
[3]) Dorf ¾ M. südlich von Schleswig.
[4]) Dorf an der Chaussee ¾ M. südlich von Schleswig.
[5]) Mitte.

unmittelbar vor unseren Vorposten allein mit der Garde, die sich nach den Erzählungen der Aschefleler Bauern so unzuverlässig und nach unseren eigenen Beobachtungen mindestens rätselhaft an dem Tage vorher benommen hatte?! — Die Leute mußten sich doch wohl in der Person geirrt haben.

„Nę, nę," sagte ein älterer Bauer, „he weer't sülben! Ik kenn em ganz god vun Kuppenhagen her, as ik bi de Husaren stünn. Dunmals weer he noch Kronprinz un en hellschen Dörchdriwer! — Hüt sünd se mit em afflępt, — he hett wull weller Stückschen maken wullt!"

Diese wenig respektvolle Äußerung über den Landesherrn konnte im Grunde wenig überraschen bei einem Bauern, der in früherer Zeit in Kopenhagen als Soldat gedient. War es doch öffentliches Geheimnis, daß Friedrich VII. als Kronprinz wegen nicht immer korrekten Lebenswandels wiederholt auf königlichen Befehl aus der Residenz verwiesen wurde.

Daß nach dem Gefecht bei Bau der König veranlaßt worden war, in Schleswig seine siegreiche Armee zu begrüßen, hatten die Zeitungen bereits gemeldet, und da der Bauer so bestimmt behauptete, ihn persönlich erkannt zu haben, so mußte, mochte es auch unwahrscheinlich erscheinen, immerhin die Möglichkeit zugegeben werden, daß er bei diesem wunderbaren Rekognoszierungsritte, als welchen wir diese Bewegung doch auffassen mußten, wirklich zugegen gewesen sei. Und der Bauer hatte in der That recht gehabt!

Die offizielle Bestätigung ließ nicht lange auf sich warten! Dänische Blätter meldeten unter der Spitzmarke „besonderen Mutes Sr. Majestät": Der König habe, nur begleitet von der Garde zu Pferde, von Schleswig aus einen Spazierritt gegen Süden unternommen, habe sich dabei aber in zu gewagter Weise den deutschen Vorposten genähert. Das 5. Dragoner-Regiment, vor Schleswig exerzierend und die Gefahr, in welcher Se. Majestät sich befunden, noch rechtzeitig gewahrend, sei dem Könige nachgeeilt und habe ihn unmittelbar vor den deutschen Vorposten aufnehmen und glücklicherweise, ohne in einen Kampf verwickelt zu werden, nach Schleswig zurückbringen können." — „Se. Majestät exponierten sich zu sehr!" — soll der Regimentskommandeur gesagt haben. —

Allerdings eine ganz annehmbare Erklärung des für uns so auffallenden Herganges. Ob sie aber in allen Teilen der Wahrheit entsprach? — Einige Nebenumstände ließen immer noch Raum für allerdings recht gewagte Vermutungen, denen eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden kann.

Die dänischen Blätter überraschten durch die gleich darauf folgende Nachricht, daß Se. Majestät sich mit der Garde zu Pferde noch an demselben Abend in Flensburg eingeschifft und nach Kopenhagen zurückbegeben habe. War diese plötzliche Abreise eine wirklich freiwillige? — War es doch laut verkündet worden, daß der König das Osterfest bei seiner „braven Armee" zubringen wolle! — Die Dänen sagen, man habe den König vor den Eventualitäten der Schlacht bei Schleswig in Sicherheit bringen wollen. — Nun, die Dänen hatten die Schlacht bei Schleswig für den ersten Ostertag so wenig erwartet, daß der deutsche Angriff ihre Truppen bei dem Gottesdienste im Dom überraschte! — Das stimmt also doch nicht recht.

Möglich, daß die an diese Vorgänge geknüpften Vermutungen gänzlich irrige waren, aber für jeden Außenstehenden mußte es doch höchst auffallend erscheinen, daß der König, nur begleitet von der Schwadron, welche sich am Tage vorher so unzuverlässig erwiesen, daß sie sofort von den Vorposten zurückgezogen war, sich bis unmittelbar vor unsere Linie begeben hatte! — Warum denn gerade diese Begleitung? — Die Erzählung der Bauern, daß die Einholung durch das Dragoner-

Regiment eigentlich einer Gefangennahme gleich gesehen habe, wirft auf diesen Vorgang immerhin ein eigentümliches Licht.

Giebt man Vermutungen, wie sie damals in den verschiedensten Lesarten auftauchten, weiteren Spielraum, so erinnert man sich unwillkürlich, daß Friedrich VII. gerade in damaliger Zeit gesagt haben sollte: „Ich bin eigentlich der glücklichste Kriegsherr auf der Welt. — Verlieren kann ich garnicht! Entweder siegen meine Dänen oder meine Schleswig-Holsteiner, — beide kämpfen sie für mich!“

Hieran anknüpfend tritt ferner als sonderbares Zusammentreffen in die Erscheinung, daß der Ritt gerade an demselben Tage und genau zu der Zeit unternommen wurde, als dem Könige bereits die Kunde geworden sein mußte, daß „seine schleswig-holsteinische Armee“ den ersten Sieg erfochten für ihn als ihren Herzog, den sie als solchen nie verleugnet!

Die Annahme lag nicht zu fern, daß die Rolle der reinen Null, wie sie Friedrich VII. unter dem Kasinoministerium zugewiesen war, ihm bei seinen bekannten absolutistischen Neigungen doch zu sehr gegen seine Natur ging. Nun ja, — man glaubte vielfach, er habe damals zu uns fliehen wollen, weil es ihm in Kopenhagen zu ungemütlich geworden.

Den Dänen freilich, die durch einen solchen Streich allerdings in eine verwettert schiefe Stellung geraten wären und, von dunklen Ahnungen getrieben, ihren König rechtzeitig wieder einholten wird er nicht auf die Nase gebunden haben, daß er sich zu diesem Verdachte bekenne. Für sie ist es wohl stets bei der Legende von dem „verwegenen Spazierritte“ geblieben, aber die gegenteilige Auffassung wurde denn doch durch die authentisch rasche Fortschaffung des Königs samt seiner Garde nach Kopenhagen nur noch näher gelegt, wenn sie auch von der hohen Diplomatie, der ein solcher Verlauf damals sehr in die Quere gekommen wäre, als eine Absurdität bezeichnet wurde.

Wäre der König-Herzog damals zu uns gekommen, mit allen königlichen Ehren wäre er von der Armee empfangen worden, der der „unfreie Herzog“ nie ein Vorwand gewesen, und doch — wurde die geheime und von der Diplomatie bestrittene Absicht wirklich gehegt — können wir Gott nur danken, daß die Dänen ihren König rechtzeitig wieder einfingen. Den Bewohnern Schleswigs freilich wären dann durch die ganz umgewandelte Sachlage vielleicht die Jahre bitterer Drangsal unter dänischer Zwingherrschaft erspart geblieben, aber möglicherweise wäre auch der Keim zum deutschen Reiche, — der nun einmal, mag man sagen, was man will, mit unserer Sache zum ersten Leben erweckt wurde — wenn auch nicht erstickt, so doch zurückgehalten worden, vielleicht auf Jahre hinaus, die für die Entwickelung unter einem mächtigen, geliebten Kaiser weniger günstig geartet sich erweisen konnten, und das deutsche Reich gilt den deutsch denkenden Schleswigern doch mehr als alle Not und Qual, welche damals erduldet werden mußte!

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.[1])

Gesammelt von Professor Dr. Wisser (Eutin).

In dem Hause meiner Großeltern, die in dem Dorfe Braak bei Eutin wohnten, sind mir in meinen Kinderjahren eine Anzahl von Märchen erzählt worden, die nicht aus Büchern geschöpft sein konnten, sondern aus dem lebendigen Born mündlicher Überlieferung geflossen sein mußten.

[1]) Mit gütiger Erlaubnis abgedruckt aus der „Deutschen Welt,“ herausgegeben von Dr. Friedrich Lange. 2. Jahrgang, Nr. 25 (19. Februar 1899).

Als ich diese Märchenerinnerungen vor zwei Jahren einmal zusammenstellte, da fiel mir einerseits auf, daß meine Märchen, soweit sie überhaupt in der Grimmschen Sammlung standen, vielfach echtere und ursprünglichere Züge enthielten als die entsprechenden Grimmschen. Andererseits aber mußte ich die leidige Entdeckung machen, daß ich im Laufe der Jahre manches vergessen hatte, daß von einigen Märchen nur noch einzelne Bilder in meiner Vorstellung haften geblieben waren, der Zusammenhang aber aus meinem Gedächtnis verschwunden war.

Diese beiden Umstände veranlaßten mich, in den Dörfern unserer Gegend gelegentlich nachzuforschen, ob sich nicht irgendwo jemand fände, der als Kind dieselben Märchen gehört hätte wie ich, sie aber besser als ich behalten hätte.

Denn nur um diese Märchen war es mir zu thun. An andere dachte ich garnicht.

Den ersten Sommer waren meine Bemühungen ohne allen Erfolg. Wen ich auch fragen mochte, immer hatte der Gefragte noch weniger behalten als ich.

Schon hatte ich die Hoffnung, etwas zu finden, ungefähr aufgegeben, da ließ mich im verflossenen Jahr das Glück zwar nicht eigentlich das finden, was ich gesucht hatte — wiewohl zum Teil auch das —, dafür aber, ähnlich wie dereinst Saul, vieles andere, was ich nicht gesucht hatte.

Während Müllenhoff in seiner schon vor mehr als 50 Jahren angelegten Sammlung schleswig-holsteinischer Märchen aus dem ganzen Lande nur etwas über 30 Märchen zusammenbrachte, hat mir eine geisteshelle Siebzigerin, Frau Schloer in Griebel, allein 42 Geschichten erzählt, zum Teil allerdings Anekdoten, zum größern Teil aber Märchen, und eine andere Siebzigerin, Frau Lemcke aus Sagau, deren 14.

Herausgeben werde ich diese Märchen, wenn ich meine Sammlung abgeschlossen habe. Als Vorläufer aber mögen einige von ihnen schon jetzt erscheinen. Das nachfolgende stammt von Frau Schloer.

Da — wie schon die Brüder Grimm in der Vorrede zu ihrer Sammlung bemerken — Märchen wenn irgend möglich in der Mundart wiedergegeben werden müssen, so habe ich meine Märchen in der Sprache niedergeschrieben, in der sie mir erzählt worden sind, in dem ostholsteinischen Platt, meiner Muttersprache. Hierbei habe ich besondere Sorgfalt auf die Reinheit des Stils verwandt, und ich hoffe, daß der Vorwurf, der unserer plattdeutschen Litteratur oft und, wie ich glaube, nicht mit Unrecht von der Kritik gemacht worden ist, mich nicht treffen wird.

Hinsichtlich des Inhalts habe ich mich der größten Treue befleißigt und nichts „hübsch" zu machen gesucht.

1. Vun de Katt, de gar ne warr fre'n will.[1])

Dar is mal'n Katt un'n Kater weß, de sünt mal tosamen to'n Nætplücken gan.

As se nu bi to plücken sünt, do versnirrt de Kater sik in'n Nætbusch un röppt „help, help!" De Katt de meent, he röppt „Melk, Melk!" Un se löppt gau hen to Hus un halt 'n bøten Melk; awer as se mit er Melk ankümmt, do is de Kater all dot.

Do makt se em los un nimmt em up'n Nacken un dricht em hen to Hus. Dar lecht se em in'e Kamer up'n Brett hen un geit bi em hensitten un weent.

Do kümmt dar 'n jung'n Voß an.

De Voß de frögt de Kætsch, wat Madam wull to Hus is.

[1]) Vgl. Grimmsche Sammlung Nr. 38 „Die Hochzeit der Frau Füchsin" und Bartsch, Sagen usw., Bd. I, Nr. 30.

„Ja," ſecht de Kœkſch, „Madam de ſitt in 'e Kamer un beweent ęren allerleevſſen Mann, de is dotblęb'n."

Do ſecht he, ſe ſchall ęr doch mal fragen, wat ſe kenen Mann waller hebb'n will.

Do kloppt de Kœkſch an 'e Kamerdœr. „Heda!"

„Wer da?"

„Kamerkätſchen."

„Wat will ſe?"

„Hier is węn," ſecht de Kœkſch, „de fröcht, wat Madam kenen Mann waller hebb'n will."

„Och nę," ſecht de Katt,
„hier lich'e up'n Brę',
hett mi hęgt, hett mi plęgt,
hett mi ſo menni Mus todragen.
Och nę, ik will gar ne warr fre'n — —
Wat hett 'e vær Har?"

„Ro'," ſecht de Kœkſch.

„Denn lat em man hen to Holt gan," ſecht ſe, „un ſik ęr aſſengeln."

As de Voß eben wech is, do kümmt dar 'n jung'n Kater an.

De Kater de fröcht uk, wat Madam wul to Hus is.

„Ja," ſecht de Kœkſch, „Madam de ſitt in 'e Kamer un beweent ęren allerleevſſen Mann, de is dotblęben."

Do ſecht de Kater, ſe ſchall ęr doch mal fragen, wat ſe kenen Mann waller hebb'n will.

De Kœkſch de kloppt je warr an. „Heda!"

„Wer da?"

„Kamerkätſchen."

„Wat will ſe?"

„Hier is węn," ſecht de Kœkſch, „de fröcht, wat Madam kenen Mann waller hebb'n will."

„Och nę," ſecht de Katt,
„hier lich'e up'n Brę',
hett mi hęgt, hett mi plęgt,
hett mi ſo menni Mus todragen.
Och nę, ik will gar ne warr fre'n — — —
Wat hett 'e vær Har?"

„Gra' ſunn' as Madam," ſecht de Kœkſch.

„Denn herut mit 'n ol'n Düwel," ſecht ſe, „lat den jung'n herin kamen."

Un darmit kricht ſe den doden Kater bi'n Steert un ſmitt em ut 't Finſter rut.

Nu is de Köß je word'n.

To de Köß ſünt all' de Tier'n beden weß, Haſen un Vöß, Spinnwęwers un Scharrnwęwers, Pogg'n un Brettfö'. [1])

Nu is dar uk je danzt word'n.

De Spinnwęwer danzt mit 'n Brettfot. Dat will awer ne rech gan.

Do ſecht de Spinnwęwer: „Och, du ol Klunſterfot, [2]) du kanns je gar ne danz'n."

Do geit de Brettfot in'e Eck henſitten un weent.

Do kümmt dar'n Voß angan.

„Gun Abent, ſchön Abendblank!" ſech'e.

---

[1]) Spinnen und Roßkäfer, Fröſche und Kröten.

[2]) Klumpfuß.

„Gun Abent, Köni vun Engelland," secht de Brettsot: „du weß noch 'n Jümfer to grüßen.[1]) Awer de ol Spinnwewer, de ol Scharrnwewer, de hett mi utschull'n vær'n ‚oln Klunsterfot, du kanns je gar ne danz'n.' Ik heff mi all de Ogen so rot weent as'n Tegelsteen."

Vun de Tit af an hebbt all de Brettsö ro' Ogen. De hebbt se up 'e Katt ær Köß krægen.

Heimatlicher Gruß und Segenswunsch.

Von **H. Eschenburg** in Holm bei Uetersen.

Unser jetziger gewöhnlicher Gruß ist so sehr mit der Tageszeit verknüpft, daß der Niederdeutsche statt „grüßen" den Ausdruck hat: „De Tid beeden." Nur beim Abschied vernimmt man allgemein das fremdländische „addüs."

In dem vorzüglichen Werke: „Vaterländische Erdkunde, von Harms," tadelt der Verfasser auf Seite 316 mit Recht diesen üblen Brauch und macht den löblichen Vorschlag, man möge es beim Abschiedsgruß am Tage ebenso halten, wie es sich für die Verabschiedung am Morgen und Abend eingebürgert hat. Die Annahme dieses Vorschlages würde allerdings keine Neuerung sein; es scheint sich vielmehr zu bestätigen, daß dieser Gruß früher in unserer Heimat weit verbreitet gewesen ist. Wenigstens ist dies durch meine Nachfragen für die Gegend von Kaltenkirchen, für den Däniſchwohld und die Haseldorfer Marsch festgestellt, und da diese Gebiete weit getrennt liegen, so darf man wohl annehmen, daß der Gruß auch in anderen Gegenden bräuchlich gewesen ist.

Betrifft der Abschied Personen, die in weiterer Entfernung von einander wohnen, so hört man noch den Wunsch: „Holt ju munter." Für den weiten Weg wünscht man: „Glückliche Reis" oder: „Kumm god hin!"

Den Gutenachtgruß pflegt man zu ergänzen mit einem: „Slap god" oder „Angenehme Ruh"; statt dessen hieß es vordem bei Brunsbüttel: „Slap sund." Aus meiner Kindheit erinnere ich mich, daß es in der Pinneberger Gegend Sitte war, dem Gast beim Eintritt ins Zimmer die Hand zu reichen mit den Worten: „Willkamen" oder „Willkamen hier!", auch dann, wenn man sich draußen schon mit dem üblichen „Gun Dag" begrüßt hatte. In der Haseldorfer und Wilster-Marsch ist diese schöne Sitte noch nicht ganz geschwunden.

Dem Arbeitenden nahte man früher mit dem Gruße: „Help Gott!" oder „Gun Dag! Gott help!", worauf der Gegengruß: „Schönen Dank!" oder „Danke!" erfolgte. So wurde es z. B. gehalten in der Gegend von Pinneberg, Kaltenkirchen, in Dithmarschen, im Däniſchwohld und westlich von der Stadt Schleswig.

Bei der Mahlzeit grüßt der Eintretende: „Prost Mahltid!", zuweilen auch: „Goden Aptit!"

Dem Niesenden wünscht man auch heute noch vielfach: „Gesundheit!" Für das kleine niesende Kind hatte man aber früher bei Kaltenkirchen, Brunsbüttel und in der Haseldorfer Marsch den Wunsch: „Prost! Gott segn di, min Kind!", in Däniſchwohld kürzer: „Gott segn di!"

Zu den Hauptfesten wünscht man sich auch jetzt noch gegenseitig ein „Fröhlichs Fest!" und leitet das neue Jahr mit dem Gruße „Prost Neejahr!" ein.

Dem Kirchgänger wünscht mnn „Gode Andacht!"

Eine allgemein verbreitete Sitte war es früher auch, die Arbeit mit den

[1]) Die Form gröten ist in unserer Gegend veraltet.

Worten: „In Gotts Namen" zu beginnen. Mit dieſen oder den Worten: „Gah mit Gott" entließ auch die Mutter ihr Kind zur Schule.

Es mag wohl aus den verſchiedenen Gegenden unſerer Heimat noch manches zu ergänzen ſein. Für Holm will ich noch hinzufügen, daß hier bei einem Sterbefalle die Beileidsbezeugung erfolgt mit den kurzen, ſchlichten Worten: „De Truer deit mi leed."

Gott help!*)

„Gott help!" ſo gröten wi to Hus
Uns vel op't platte Land,
Un ſchöner dünkt mi kum en Gruß
För Bur un Arbeitsſtand.

„Gott help!" gröt in min Moderſprak
Jk ok en jede Stand,
De luſtig ſchafft an'n gude Sak
In unſ' leew' Heimatland.

Kiel. Karl D. Andreſen.

Bücherſchau.

Adolf Bartels, Dietrich Sebrandt. Roman aus der Zeit der ſchleswig-holſteiniſchen Erhebung. Kiel und Leipzig, Lipſius & Tiſcher 1899. — Wer ein Stück Welt zu Fuß durchſtreift, gutes und böſes Wetter erfahren hat, kennt das herzerfriſchende Gefühl, wenn nach einer Reihe von Tagen, in denen Schneegeſtöber, Tauwind und weichlicher Regen abwechſelnd herrſchten, ein Vorfrühlingsmorgen aufgeht, leichter Froſt die Erde gehärtet hat, ſodaß der Schritt weithin klingt und in den noch etwas herben Märzhauch voll erwärmende Sonnenſtrahlen hineinglänzen. Eine verwandte Empfindung haben wir beim Leſen des neuen Romans von Adolf Bartels, „Dietrich Sebrandt," gehabt. Der friſche Geſamteindruck kommt vom Talent und der feſten, anſpruchsloſen Weiſe des Verfaſſers. Das Buch ſelbſt rückt einen Frühling und einen Herbſt nach wenigen ſchwülen Sommertagen eng zuſammen. Der Verfaſſer der „Dithmarſcher" ſtellt in dem neuen Roman zwar wiederum einen Landsmann als Helden vor unſere Augen. Aber er thut einen weiten Schritt aus der engeren Heimat hinaus und nimmt zum hiſtoriſchen Hintergrunde der Erlebniſſe ſeines Helden die ſchleswig-holſteiniſche Erhebung, vom Erlaſſe des offenen Briefes König Chriſtians VIII. von Dänemark, bis zu den dunkeln Herbſttagen, die dem vergeblichen Sturm der Schleswig-Holſteiner auf Friedrichſtadt folgten und die preisgegebenen Herzogtümer auf vierzehn Jahre der däniſchen Fremdherrſchaft überlieferten. Da ſein Dietrich Sebrandt vor dem Ausbruche des Kampfes zwei Studienjahre in dem gärenden Berlin der letzten vierziger Jahre verbringt und dort, ohne es zu wollen, die Fäden zum Gewebe ſeines letzten Geſchicks knüpft, ſo erſcheint der Horizont, von dem ſich die Vorgänge und Geſtalten abheben, noch beträchtlich erweitert, wenn auch auf der anderen Seite gewiß iſt, daß des Dichters wärmſte Mitempfindung, ſein friſcheſtes Mitleben den Teilen der Handlung gelten, die auf dem Boden Schleswig-Holſteins ſpielen.

Die bemerkenswerteſte und den oben geſchilderten wohlthuenden Eindruck hervorrufende Eigentümlichkeit des Romans iſt ſein einfacher organiſcher Wuchs aus lebendig angeſchauten, energiſch vor Augen geſtellten Wirklichkeitsverhältniſſen heraus. Der hochſtrebende Schreiber Dietrich Sebrandt der Weſterhuſener Kirchſpielvogtei, den es in eine größere Welt und zu den Studien treibt, zeigt ſich uns doch im erſten Buche des Romanes von all den halb ſichtbaren, halb unſichtbaren Wurzeln gehalten, die den ſcheinbar nüchternen norddeutſchen Menſchen an die Heimat feſſeln, ſodaß vollkommen verſtändlich wird, wie es ihn bei der erſten Kunde von der kriegeriſchen Erhebung Schleswig-Holſteins von Berlin nach Norden zurück und zur Teilnahme am Kampfe treibt. Bis dahin aber haben wir ſchon das Gefühl, daß juſt bei dieſem Menſchen, der zugleich geringe und hohe Anſprüche an das Leben, vor allem große Anſprüche an ſich ſelbſt macht, die Fähigkeit zum Anſ-

*) In der Umgegend von Huſum iſt es Sitte, den Arbeiter auf dem Felde mit „Gott help!" zu grüßen. D. B.

schwung, wie zum Untergang dicht nebeneinander liegen und daß die erhebenden wie die niederwerfenden geheimen Kräfte seines Lebens sich verhängnisvoll mit den Geschicken seines Landes verbinden. Dietrich Sebrandt ist eine Natur von besonderer Tiefe und Schwerflüssigkeit, eine von den Naturen, deren Pflichtgefühl Hand in Hand mit einem gewissen Trotz geht. Die fremdartigen Zustände, die er in Berlin gefunden und mit frischer Lebenskraft bestanden hat, haben ihm einen zuversichtlichen Aufschwung gegeben, der sich in seinem nächsten Thun und Erleben geltend macht. Dietrich Sebrandt nimmt am Feldzug des Frühlings 1848 teil, wird bei Schleswig verwundet und sucht Erholung auf einem Gute in Angeln, das Hedwig von Rethwisch gehört, einer jungen Dame, die Dietrich schon in Berlin kennen gelernt hat. Er wird sich einer großen und tiefen Liebe zu ihr bewußt, die zur Verlobung führt. Er weiß nicht, daß ein in Berlin unter dem Eindrucke der dortigen Lebenszustände angeknüpftes, viel äußerlicheres Verhältnis, an das er kaum noch zurückdenkt, ihm Pflichten auferlegt, er verlebt auf Amalienhof, dem Gute Hedwigs, noch glückselige Weihnachtstage; den weiteren kriegerischen Aufschwung im Frühling und Sommer 1849 schaut und begleitet er als Herausgeber einer patriotischen Zeitung in Rendsburg. Aber die Niederlage der Schleswig-Holsteiner bei Frederieia, der zweite unselige Waffenstillstand werfen ihn moralisch darnieder. Hedwig sucht ihn umsonst zu bestimmen, seine Studien in München wieder aufzunehmen. Er ist schon zu sehr mit der Sache der Heimat verwachsen, als daß er die Kraft, sich loszureißen, aufbringen könnte. Etwas Starres und eine eigentümliche Müdigkeit ist bereits über ihn gekommen, als ein letzter Schlag in sein tiefstes Leben erfolgt. Die in Berlin verlassene kleine Freundin Ottilie kommt zu ihm nach Rendsburg, kommt nicht allein, und er fühlt sich moralisch gedrungen, seine Verlobung mit der schönen, stolzen, geistig hochstehenden, ihn wahrhaft liebenden Hedwig zu lösen und Ottilie zu heiraten. Diese Heirat kann er nicht schließen ohne eine tiefe Wunde in der eigenen Seele, und als er im Frühjahr 1850 noch einmal unter die Waffen tritt, geschieht es fast mit der Voraussicht seines Falls. Nach der Schlacht bei Idstedt giebt Dietrich Sebrandt die letzte Hoffnung auf Sieg und Glück auf, indem er zwar seinen Dienst verrichtet, sich aber sonst um nichts mehr kümmert. Beim Sturm auf Friedrichstadt, auf dem Felde vor dem Gooshof wird er von der tötlichen Kugel getroffen, nach seinem Heimatort Westerhusen verbracht, wo er stirbt. Wie Hans Möller, der brave Dithmarscher, zu Hedwig v. Rethwisch sagt, die in die Nähe von Sebrandts Sterbelager geeilt ist: „Er war ein herrlicher Mensch — ich habe ihn heranwachsen sehen und allezeit meine Freude an ihm gehabt. Nur in der letzten Zeit — es war zu viel für ihn, auch der stärkste Mensch trägt nur ein bestimmtes Maß. Was ihn persönlich getroffen, ich glaube, er hätt's doch noch überwunden, aber das Schicksal des Vaterlandes kam hinzu — und da!" Mit Sebrandts Bestattung und dem um die Zeit, in welche diese gesetzt wird, geschriebenen Gedichte Theodor Storms „Im Herbst 1850" endet der Roman, der eine Fülle eigenartigen Lebens, schlichter Charakteristik ohne die leiseste Spur einer Pose und ein tiefergreifendes Wechselspiel zwischen den Irrtümern und Täuschungen eines persönlichen Lebens und den verfrühten und darum geknickten Hoffnungen eines ganzen deutschen Volksstammes in sich einschließt.

Was zuerst und zuletzt an dem Romane gepriesen werden muß, ist die tiefe Wahrhaftigkeit, die nichts verschweigt, nichts beschönigt und den Helden durch die bunten Scenen seines kurzen Lebens hindurch begleitet. Die männliche, in der Lust besonders persönlicher Schicksale und eines weltgeschichtlichen Sturmes geprüfte Natur Dietrich Sebrandts entbehrt mancher bestechenden Eigenschaft, aber die höchste, den Einklang zwischen seinem Wollen und Thun, hat sie voll, selbst die herbe Entschlossenheit, mit der der Held dem Ende zueilt, wird aus dem innersten Kern seines Wesens heraus verständlich. Ein Zug der Resignatipn bereitet schon in den lichten Teilen dieses Lebens auf das dunkle Ende vor; die Stimmung, die ohne Sentimentalität sich zur Todessehnsucht wandelt, weht zuerst mit leisem, dann immer stärkerem Hauch durch die Erzählung. Dabei ist der Verfasser fern von allem Pessimismus, es sind eben die besonderen Verhältnisse Sebrandts, die ihn zum Opfer einer weltgeschichtlichen Katastrophe machen, einer Katastrophe, die ja von Zehntausenden seiner Landsleute bestanden, überwunden und für alle, die bis 1864 lebten, schließlich als eine dunkle Episode in der Geschichte der Befreiung Schleswig-Holsteins empfunden wurde.

Der Stoff des Romans und das hereingezogene Stück Geschichte sind in „Dietrich Sebrandt" poetisch belebt und beseelt, nur in einzelnen Kapiteln verwandelt der Dichter die Thatsachen und historischen Ausblicke nicht völlig in Fleisch und Blut des Romans und erledigt, um nicht breit oder unklar zu werden, gewisse Dinge durch berichtende Umblicke, die nach meiner Meinung, so knapp sie sind, innerhalb der poetischen Darstellung kein Recht haben. Immerhin ist sein Verfahren, in dem die Folgerichtigkeit und Deutlichkeit gewahrt wird, dem Untertauchen in Traumstimmungen und Visionen vorzuziehen,

durch das sich andere historische Romanschriftsteller über gewisse Sprödigkeiten und Schwierigkeiten hinwegzuhelfen suchen.

An Stimmung fehlt es dem Roman „Dietrich Sebrandt" wahrlich nicht. Nicht nur, daß eine wechselnd aus der Lage des Helden und den Geschicken seines Heimatlandes emporsteigende Grundstimmung ihn erfüllt, auch der Reichtum der Einzelbestimmungen ist außerordentlich, und namentlich bewährt Bartels das Talent, mit wenigen Worten, mit einem charakteristischen Bilde uns in die Atmosphäre des Augenblicks zu versetzen. Seine landschaftlichen Schilderungen, seine Bilder aus dem Alltagsleben sind bei aller Knappheit von großer und seiner Wirkungskraft, es ist etwas Unmittelbares, Absichtsloses in ihnen, das gewinnt und überzeugt; das Hauptgewicht legt er — wie billig — auf die Menschendarstellung. Alle Charaktere, die in seiner Erfindung auftreten und mitspielen, die absonderlichen wie die alltäglicheren, sind voll und fest ausgestaltet. Die erfundenen wie die wenigen aus der Zeitgeschichte übernommenen Persönlichkeiten, so die Bruno Bauers und überhaupt die „Freien" von 1847, so der alte phantastische Demagog Harro Harring, „der Friese," wie er sich mit Vorliebe nannte, sind ohne Aufwand von Schlagworten und Leitmotiven lebendig durchgeführt. Der Boden, auf dem der größte Teil des Romans spielt, bringt noch eine ganz eigentümliche Wirkung hervor. Das Durchschnittsleben mit seinen Gewohnheiten und Pflichten, seiner stillen Macht hält hier scheinbar auch die ungestümen, tief leidenschaftlichen Naturen in festen Schranken. Dabei aber drängt doch die dämonische Gewalt des Blutes, das Unüberwindliche, auch in diese stille, maßvolle Welt und Sitte hinein, und sowohl die erschütternde Episode der Großbäuerin Hinrichs, der Schwester des Kirchspielvogts, im ersten Teile, als der dunkle Drang zum Ende in Sebrandts Seele, der den zweiten Teil beherrscht, lenken den Blick auf die dunkeln, reißenden Unterströmungen, die auch unter diesem Gewohnheitsleben und dieser nüchternen Sitte hinrauschen. Die Art der Charakteristik hat bei Bartels vielfach eine dramatische Spitze, er läßt nicht leicht jemand auftreten, ohne ihm ein Gesicht zu geben. Aber der Held bleibt immer im Mittelpunkt, wir begleiten ihn beständig, und diese schlichte Festigkeit der Komposition ist wahrlich im Augenblicke, wo wir so viele rückgratlose Erfindungen und Menschenschilderungen erhalten, nicht gering anzuschlagen.

Der Dichter des „Dietrich Sebrandt" hat sicher in diesem Roman weder sein letztes, noch sein gewichtigstes Wort gesprochen. Es leben Keime in den Situationen und den Hauptmomenten des Romans, die noch ganz anderer, viel stärkerer, vielleicht auch viel duftigerer Entfaltung fähig sind. Einstweilen aber sollte niemand, der an der gesunden Entwickelung unserer Litteratur Anteil nimmt, und vollends niemand, der den geschichtlichen Vorgängen, in die uns Bartels' Roman mitten hineinführt, eine Erinnerung bewahrt hat, am Roman „Dietrich Sebrandt" anteilslos vorübergehen. Prof. Dr. Adolf Stern.

Klaus Groth. Sein Leben und seine Werke. Ein deutsches Volksbuch von H. Siercks. Verlag von Lipsius & Tischer in Kiel. — Am 24. April d. J. feiert der Altmeister der plattdeutschen Dichtung seinen 80. Geburtstag. Viel Ehre und Anerkennung wird ihm an diesem Tage aus der Nähe und Ferne dargebracht werden. Zu den schönsten Gaben dieses Festes wird die obige Darstellung seines Lebens und Schaffens zu rechnen sein. Was kann den Dichter wohl mehr erfreuen, als zu sehen, wie mit vollem Verständnis sein Streben und Wirken erfaßt worden ist, wie mit liebevoller Hingebung den Figuren seiner Entwicklung nachgegangen wird, und wie der Werdegang des Dichters bis zur erlangten Meisterschaft in allen Stadien klar und wahr zur Darstellung gelangt. Auch die Freunde und Verehrer des Dichters werden diese Darstellung mit Dank entgegennehmen; finden wir doch bisher keine, die mit solcher Umsicht und Sorgfalt und mit so eingehender Kunde der lokalen und persönlichen Verhältnisse alle Momente dieses Dichterlebens zusammengefaßt und zu einem lebensvollen Bilde ausgestaltet hat.

„Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen." Dies psychologische Problem hat der Verfasser vortrefflich gelöst. Der Dichter steht mit seinem „Quickborn" als fertiger Meister vor uns da. Ist das nicht manchem ein Rätsel gewesen? Der Verfasser zeigt die Quellen, aus denen der volle, tiefe Strom des Quickborn zusammengeflossen ist. Hat er uns somit den Schlüssel zum tieferen Verständnis des Dichters gereicht, so hat er als Biograph seine Hauptaufgabe gelöst. Dadurch aber, daß wir an der Hand seiner Darstellung die einzelnen Wegstrecken, die bis zur Höhe führen, mit durchmessen und die Anspannung der Kräfte, die eingesetzt werden mußten, mitempfinden, ist auch der Dichter uns persönlich näher getreten, und eine bessere Würdigung dessen, was er als seine Lebensaufgabe erfaßt und ausgeführt hat, angebahnt worden. Werden dann noch die befruchtenden Wirkungen seines Schaffens, die weit über die engen Grenzen der Heimat hinausgehen, dargestellt, so erschließt sich uns die volle Bedeutung dieser eigenartigen dichterischen Persönlichkeit und ihre hervorragende und bleibende Stellung in der Geschichte der deutschen Litteratur.

Wie nun der Biograph das Vollbild des Dichters aus den einzelnen Lebensmomenten entstehen läßt soll noch in Kürze näher angegeben werden.

Fünf Abschnitte sind es, in die der Verfasser das Leben und Schaffen des Dichters gliedert. Jeder Lebensabschnitt setzt sich naturgemäß wieder aus kleineren Teilstrecken, die durch besondere Überschriften markiert werden, zusammen. Diese klare, übersichtliche Gliederung erweist sich dem Leser sehr förderlich.

Der erste Abschnitt schildert die Jugend des Dichters: das Land, die Vorfahren, die Familie, Haus und Heimat. Die Darstellung beruht größtenteils auf eigener, lebendiger Anschauung. Wir lernen den Nährboden kennen, in dem der Dichter mit allen Fasern seines inneren Lebens wurzelt. Wir sehen ihn ganz auf sich selbst gestellt in seinem rastlosen Ringen und sich zuletzt für den Lehrberuf entscheiden, der ihn auf das Seminar nach Tondern führt, da ein anderer Weg, seinem Ziele näher zu kommen, sich nicht aufthun will.

Der zweite Abschnitt zeigt uns den rastlos ringenden Mann in seiner Lehr- und Lernthätigkeit. Wir sehen, wie er sich nach einigem unsichern Tasten und Zweifeln zur klaren Erfassung seiner spezifischen Lebensaufgabe durchringt und wie er, nachdem dies geschehen, alles hinter sich läßt, um sie in vollster Hingabe in der sechsjährigen Stille und Abgeschlossenheit auf Fehmarn auszuführen (1847—53). So entsteht der „Quickborn," der uns den Dichter mit einem Schlage auf der Höhe der Vollendung zeigt. Da erklangen Töne aus der Tiefe der Menschenbrust, wie man sie bis dahin in plattdeutscher Mundart nicht vernommen hatte.

„Das also war es, was er wollte." Aber erschöpft sank er zusammen. Er hatte seiner Idee seine Jugend zum Opfer gebracht. Fast freudlos schaute er auf die vollendete Arbeit. Erst allmählich richtete die ungeteilte Anerkennung und noch mehr „der Freundschaft leise, zarte Hand" ihn wieder auf. Dieser Abschnitt, die Entstehung und Vollendung des Quickborns ist meines Erachtens vortrefflich dargestellt.

Der dritte Abschnitt führt uns die Wanderjahre des Dichters vor. Wir sehen ihn in Kiel, Bonn, Leipzig und Dresden, wo er im Kreise von Dichtern, Künstlern und Gelehrten, die ihm vertraute Freunde werden, die Freude des Schaffens wiedergewinnt. Im Jahre 1857 kehrt er nach Kiel zurück, um dort dauernd seinen Aufenthalt zu nehmen und sich das Heim zu gründen, das er noch jetzt bewohnt.

Es folgt der vierte Abschnitt, der die zwei Jahrzente von 1857—77 umfaßt. In diese Zeit fällt die politische Umgestaltung der Herzogtümer und des deutschen Reiches. Wir sehen, wie sich die erregte und bewegte Zeit in der Seele des Dichters widerspiegelt. Fließt der Strom der Lyrik auch nicht so reich und voll wie im Quickborn, so nimmt die epische Darstellungsform einen um so breiteren Fluß und erreicht in den „Vertelln," im „Rotgeter" und vor allem im „Heisterkrog" seine Höhe und Vollendung. Neben dichterischen beschäftigen ihn sprachwissenschaftliche Arbeiten, die näher dargestellt und gewürdigt werden. Die Verbindungen mit den Niederlanden knüpfen sich an und erweitern und befestigen sich.

Der letzte Abschnitt schildert die Jahre von 1877 bis auf die Gegenwart. In eingehender Weise wird des Dichters Wirksamkeit nach außen dargestellt, seine Beziehungen zu den plattdeutschen Vereinen, sein Einfluß auf die Gestaltung derselben. Durch die Herausgabe der gesammelten Werke, die den ganzen Umfang seines dichterischen Schaffens erkennen lassen, belebt sich wieder das Interesse. In dem Rückblick auf Groths geistige Arbeit wird noch einmal die Summe seines Schaffens und Wirkens gezogen. Mit den errungenen Erfolgen und Anerkennungen, sowie mit der Darstellung des Freundeskreises schließt das Buch ab.

Die fleißige, liebevolle Arbeit verdient namentlich auch im Leserkreise der „Heimat" die weiteste Verbreitung. Darum sei sie nochmals aufs wärmste empfohlen.

J. F. Ahrens.

Mitteilungen.

Die Weinbergschnecke (vergl. „Heimat" 1898, Nr. 4) ist in der Landschaft Schwansen bei vielen adeligen Gütern vorhanden, besonders bei solchen, die auf ein hohes Alter zurückblicken. Ich habe sie zahlreich an den Parken von Eschelsmark, Büstorf, Stubbe, Saxtorf, Ludwigsburg gefunden, dagegen bisher noch nicht bei Ornum. Auch in nachreformatorischer Zeit wird die Weinbergschnecke in unserer Gegend zur Speise gedient haben; wenigstens spricht das Vorhandensein zu Büstorf, welcher Hof erst 1651 durch Hartig Schack zu Stubbe aus einem Bauerndorfe gebildet wurde, für diese Annahme.

Bohnert. Chr. Kock.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 6. Juni 1899.

An Klaus Groth.

Als ich zum letzten Mal dich sah
Bei einer kurzen Rast im Norden,
Da warst du deinen Achtzig nah,
Ich fünfunddreißig kaum geworden.

Und wie auf elf der Zeiger stand
Und Müdigkeit den Gast verscheuchte,
Nahmst du die Lampe in die Hand,
Daß sie mir durch den Garten leuchte.

So standest du im hellsten Licht —
Ich ging, doch immer rückwärts lugend,
Und dacht': Vergiß die Stunde nicht!
Vom Alter scheidet so die Jugend.

Und stets noch kann ich so dich sehn
Und hab' es immer neu empfunden:
Du wirst noch lang' im Lichte stehn,
Wenn ich im Dunkel längst verschwunden.

Adolf Bartels.

Aus dem vorreformatorischen Husum.

Von M. Voß in Husum.

Wenn Fernstehende den Namen Husum oder von der grauen Stadt am Meer hören, so denken sie sich darunter eine im frühesten Mittelalter schon entstandene Ortschaft, die seit dieser Zeit auch zum großen Teile ihr altertümliches Kleid bewahrt hat. Allerdings giebt es noch einzelne alte interessante Bauten aus der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts, weiter zurückreichende Denkmäler fehlen aber gänzlich, was zum Teil wohl in den beiden großen Bränden der Jahre 1540 und 1549 seinen Grund hat. Die Entstehung Husums reicht aber auch garnicht sehr viel weiter zurück. 1372 soll es aus zwei Dörfern, Oster- und Westerhusum, bestanden haben, von denen jenes in der Gegend zwischen Markt und Plan,

das andere zwischen der Fischer- oder jetzigen Bahnhofs-, der Langenharm- und Rosen-, früher Hans Backsenstraße, gelegen haben muß. Beide Dörfer waren eingepfarrt nach der alten und ältesten Hardeskirche der Südergoesharde in Mildstedt, und diese Ortschaft mag als an der schiffbaren Milda in der Nähe der Mildeburg belegen an Bedeutung die beiden Husum weit überragt haben. Auch Rödemis, das alte Schwabstedter Stiftsdorf, das südlich an der Husumer Au lag, hatte als Hafenplatz sicherlich frühere und größere Bedeutung als das gegenüberliegende Husum. Man sieht noch deutlich in den tieferliegenden Marschfennen, zwischen der nach Tönning führenden Eisenbahn und der Ortschaft, den alten Hafen des Orts. Das Dorf Rödemis hat es von vornherein darauf angelegt gehabt, eine Stadt zu werden; noch jetzt ist sein ältester Teil, „Rödemisstrat," ganz und gar städtisch gebaut. Anfangs mag auch die Zahl der in Rödemis wohnenden Handwerker sogar die Husums überragt haben. Als aber Eiderstedt landfest wurde und die Milda ihre Schiffbarkeit immer mehr einbüßte, wurde dadurch selbstverständlich die Husumer Aue zum Hafenplatz der vorliegenden Inselwelt, und damit gestaltete sich die Ortschaft Husum als Handelsplatz und nahm so mächtigen Aufschwung, daß es seine beiden Nachbargemeinden Mildstedt und Rödemis bald weit überflügelt hatte. Bequemlichkeitsrücksichten legten daher den Gedanken nahe, Husum kirchlich von Mildstedt zu trennen oder wenigstens in Husum eine Kapelle zu bauen. Im Jahre 1431 kamen die „Bunden vnd gantze Meenheit Inwahnere" der Dörfer Oster- und Westerhusum zu einem Dinge unter dem Vorsitz des Vogtes zu Gottorp, Hinrich Rixtorff, zusammen und verpflichteten sich zu Ehren des „werdigen hilligen Krützes vnd der Hochgelaueden Jungfruwen Maget Maria vnd S. Lamberti des hilligen Bischoppes" eine Kapelle zu bauen. Damit aber die Kirche in Mildstedt und die Diener an ihr in ihren Einnahmen nicht geschädigt wurden, versprachen sie, alle Jahr am St. Martinstage 20 Mark Lübsch zu zahlen. Wird die Bezahlung dieser Summe um die genannte Zeit auf irgend eine Weise verzögert, so nehmen sie die Verpflichtung auf sich, zu Weihnachten die doppelte Summe zu erlegen. 1448 wird der Vertrag mit gegenseitigem Einverständnis geändert. Die Mildstedter Kirche wird diesmal durch den Kirchherrn Hinrich Schriver vertreten. Die Einwohner Husums verpflichten sich von diesem Jahre an, 16 Mark Lübsch jährlich ewige Rente zu zahlen und an einer bequemen Stelle binnen Husum eine Wedeme (Predigerwohnung, Süderstraße Nr. 151½) zu erbauen und zu unterhalten. Ferner sollten die Kirchgeschworenen dafür Sorge tragen, daß die Opfertage seitens der Kommunikanten, „de Gades Lichamb entfangen," innegehalten werden. Auch sollten sie alles, was für den hohen oder Hauptaltar der Kapelle erforderlich ist, zur Verfügung stellen, ebenfalls einen eigenen Küster anstellen, ihm Lohn und Wohnung geben und den Küster in Mildstedt für den Ausfall an seiner Einnahme durch eine jährliche Kornlieferung von 6 Scheffel Roggen entschädigen. Neben diesen Verpflichtungen müssen sie endlich noch 4 Mark jährliche Rente auf sich nehmen, welche die Husumer aber, wenn sie es wünschen und wollen, durch einmalige Zahlung eines Kapitals von 60 Mark ablösen können. — Die Entwickelung des kirchlichen Lebens hätte nunmehr in Ruhe vor sich gehen können, wenn nicht ein Ereignis störend in den Weg getreten wäre; das war die verhängnisvolle Katastrophe des Aufstandes der Husumer unter Führung des Grafen Gerhard gegen den König Christian I. Derselbe ereignete sich im Jahre 1472 im Nachsommer. Mit etwa 90 Mann, vielem Kriegsgerät und Holz zum Bau von Blockhäusern landete der Graf in Husum, nachdem er vorher das Feuer des Aufruhrs in der Kremper- und Wilstermarsch, in Stapelholm und auf Nordstrand gebührend geschürt hatte. Die Husumer jubelten ihm zu; aber bevor der Ort in kriegsgemäßen Verteidigungszustand hatte gesetzt werden

können, war auch schon der König mit seinen Bundestruppen da und schlug den Aufruhr leichter Hand nieder. Der Hauptschuldige, Graf Gerhard, entkam; die Husumer mußten daher umsomehr die Rächerhand des Königs fühlen. Wer noch Zeit hatte finden können, ein im Hafen liegendes Schiff zu erreichen, hatte mit den in der Eile zusammengerafften Habseligkeiten das Weite gesucht. Meistens waren die flüchtigen Husumer nach Holland gegangen, hoffend, daß des Königs Zorn sich bald legen möge und sie in ihre Häuser und Hütten zurückkehren könnten. Wer zurückgeblieben war und der Gnade des Königs vertraute, war betrogen: sein Rache kannte keine Grenzen. Siebzig der angesehensten Männer aus Nordstrand, Strukkelholm und Husum wurden auf dem Klingenberge hingerichtet. Dem Steller Folef Knutzen schnitt der Scharfrichter das Herz aus dem Leibe und schlug damit auf seinen noch zuckenden Mund, ihm zurufend: „Sieh hier, dein Verräterherz!" Wenn nicht hochherzige und einflußreiche Männer Fürbitte für die Ortschaft eingelegt hätten, wäre sie sicherlich, wie der König gedroht hatte, an allen Ecken angezündet worden. Ihre Befestigungen wurden vernichtet, die ihr gewährten Privilegien zurückgenommen. Außerdem verlangte der König 3000 Mark Brandschatzung und von jedem Besitztum eines Aufrührers die jährliche Rebellensteuer. Die Häuser der Landesflüchtigen wurden an Adlige oder an treuergebene Diener des Königs verschenkt. Selbst kirchliche Güter wurden konfisziert; doch ließ sich der König dazu herbei, 1475 sie wieder zurückzugeben. — Dank der günstigen Lage des Ortes blühte er bald wieder auf. Besonders die 44338 Demat (22169 ha) große Insel Nordstrand lieferte ihre sämtlichen landwirtschaftlichen Produkte nach Husum und empfing dafür teilweise kaufmännische Waren in Zahlung. Die Husumer Kaufleute fanden dabei doppelten Verdienst und die Arbeiterschaft sowie auch die Schiffer hatten beim Löschen und Verladen der Tauschwaren reichliche, lohnende Arbeit und gewinnbringende Fracht. Der durch den Handel geschaffene Wohlstand förderte wieder das Handwerk und den Kleingewerbebetrieb, und die Aufnahme dieser zeitigte rückwirkend allgemein gesunde bürgerliche Verhältnisse. So entstand bald wieder in Husum ein Wohlstand, der für das kirchliche Leben nicht ohne Folgen bleiben konnte. Der Rektor ecclesiae, der Kirchherr zu Mildstedt, der sich bei Abschluß des Vertrages mit den Husumern noch angemaßt hatte, ewiger Vikarius der Kapelle sein zu wollen, konnte bald seinen amtlichen Pflichten nicht mehr nachkommen; die Arbeit der Seelsorge wuchs ihm über den Kopf. Eine Arbeitskraft reichte nicht mehr aus, mit Sakramenten, Leichenpredigten und sonst gewünschten Amtshandlungen der zweigeteilten Gemeinde aufzuwarten, zumal das Bedürfnis kirchlicher Bedienung derzeit größer war als in der Gegenwart. Die Kapelle in Husum bekam daher einen Kapellan oder Vikar. Vielleicht ist das schon vor 1472 notwendig geworden, denn die Predigerwohnung, die Wedeme (d. h. das ihm Gewidmete), war schon im Jahre 1448 hergerichtet worden. Die Vermächtnisse an die Kapelle, die mir nach einem 1534 angefertigten Rentenverzeichnis, „des Gasthuses Boeck," vorliegen, fließen anfangs spärlich. Die ersten scheinen aus dem Jahre 1463 zu sein. In den siebziger Jahren hat wegen des niedergeschlagenen Aufruhrs fast keiner für kirchliche Zwecke etwas übrig. Auf die achtziger Jahre fallen auf das Jahr etwa 3 Schenkungen, während sie sich in den neunziger noch mehr steigern, um endlich von 1500 bis 1527 hin eine ungeahnte Höhe zu erreichen. Dann wird es still, und die Vermächtnisse fließen sparsam; die große Bewegung der Reformation hat mit aller Macht eingesetzt und selbst die Gemüter der Kleinbürger eines weltentlegenen „Blekes" oder Fleckens aufgerüttelt, ja, teilweise sogar gegen die von der Kirche aufgehäuften Reichtümer und ihre schmarotzenden Nutznießer feindlich gestimmt. Die Macht der Kirche war mit einem Male gebrochen, das Gängelband ihrer

Glieder zerrissen und der Zug der Zeit ein anderer geworden. Die Stifter der verschiedenen oben genannten Vermächtnisse waren meist Husumer Bürger, in einzelnen Fällen auch Landleute aus der Umgegend, in einem Falle ist es sogar eine Kirchengemeinde, nämlich das damals wohl sehr reiche Kirchspiel Odenbüll auf Nordstrand. Mit warmer und erkaltender Hand gaben reiche oder wohlhabende Bürgersleute Ländereien oder Kapitalien, diejenigen, die das bare Geld nicht hatten, ließen Hypotheken auf ihre Häuser eintragen und verpflichteten sich, diesen „Hovetstoel" mit jährlich 6% an die Kirche zu verrenten. Einzelne bedangen sich auch Zeit ihres Lebens ein „Lyffghedynck," ein Leibgedinge oder eine Leibrente für ihr Vermächtnis aus. Dieser oder jener knüpfte an seine Schenkung eine besondere Bedingung, nämlich die, daß nach seinem oder irgend eines andern Tode sogenannte Memorien oder Seelenmessen gelesen werden sollten. Andere stifteten Kapitalien, für deren Renten den Geistlichen Konsolatien, Gastmähler zur Stärkung und Labung nach angestrengter Arbeit, verabreicht werden konnten; wieder andere sorgten dafür, daß der Tisch des Herrn mit Brot und Wein stets reichlich gedeckt war; sie gaben „Win vnde Brodrenten." Auch kam es vor, daß einer sich einem besonderen Heiligen besonders verpflichtet hielt und Hab und Gut an diesen oder an seinen in der Kirche aufzustellenden oder schon stehenden Altar verschenkte. Selbst die Handwerkerinnungen, die „Ämbter," wie sie damals hießen, wollten nicht zurückstehen; sie machten in dankbarer Anerkennung ihres Wohlergehens einen Heiligen zu ihrem Schutzpatron und brachten auf seinem Altar reiche Spenden dar. So entstanden neben den drei ursprünglichen Altären, dem „Hogen" oder Hauptaltare, der der „Hochgelaueden Jungfrouwen Maget Maria" gewidmet war, dem Altar des „werdigen hilligen Krutzes" und dem „Sunte (sancte) Lamberti, des hilligen Bischoppes," noch eine ganze Reihe von andern, zu beiden Seiten, in den von Kreuzgewölben umschlossenen Räumen, untergebrachten Altären. Nach einer Urkunde (mitgeteilt in „Innungen und Zünfte in Husum von M. Voß" als Anlage A) aus dem Jahre 1507 waren es außer den drei genannten der Altar „des Kalandes, des hilgen lichammes, der hilgen Dreuoldicheyt, Sunte Nicolaus, Sunte Jacobes, Sunte Annen, Sunte Brandanius, Sunte Michaelis, Sunte Johannes vnder dem Torne, Sunte Gertrudes, des Rosenkrantzes, Sunte Peters, Sunte Katerinen, Sunte Jostes, der teyndusent Riddern vnd aller Christen Seelen." Zum Teil sind das landläufige Altäre, die sich in mehreren andern Kirchen Schleswig-Holsteins wiederfinden, zum Teil sind es auch speziell husumische. Gewiß wäre es interessant, der Frage nachzugehen, wie man dazu gekommen ist, gerade diese Altäre hier aufzustellen und diese Heiligen zu verehren; doch ist dieselbe mit der mir zu Gebote stehenden Litteratur nicht zu erledigen. Daß man ganz willkürlich dabei vorgegangen ist, ist doch wohl nicht anzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Jahresbericht über Landeskunde.

Von Dr. R. Hansen in Oldesloe.

Wenn ich im folgenden versuche, einen Bericht über dasjenige zu geben, was im Laufe des letzten Jahres in landeskundlicher Hinsicht geleistet ist, so beabsichtige ich nicht, alles, was unter den Begriff „Landeskunde" im weitesten Umfange gehört, zu behandeln, sondern nur das hervorzuheben, was bei den Lesern dieser Monatsschrift allgemeines Interesse erwecken kann und zur Ergänzung des in älteren Handbüchern über „Geographie" oder „Heimatkunde" Gegebenen dient. (Vgl. Jahrg. 1898 der „Heimat," S. XIII.) Bei diesem ersten Jahresbericht greife

ich hier und da auf frühere Jahre zurück, da die Leser kaum über alle älteren Vorgänge ausreichend orientiert sind.

Areal. Eine Veränderung des Areals der Provinz tritt im allgemeinen nur an der Nordseeküste ein, wo an günstigen Stellen sich neues Land bildet, anderswo die nagende Flut Stücke wegreißt. In den letzten Jahren sind nur kleinere Flächen durch Eindeichung gesichert, größere sind vorbereitet.

An der Elbe plant man bei Wedel das Außendeichsland einzudeichen; die Kosten, die sich auf etwa 50—60 000 ℳ belaufen, sollen von der Stadt und den beteiligten Landbesitzern getragen werden.

Die reichsten Ablagerungen finden sich an der Mündung der Elbe, in Süderdithmarschen, wo die Sinkstoffe des Flusses durch den entgegenkommenden Flutstrom zum Stillstand kommen und sich deshalb am leichtesten absetzen. Südlich vom Kaiser Wilhelms-Koog, zwischen Kaiser Wilhelms- und Friedrichs VII.-Koog und in dem Winkel zwischen Friedrichskoog und dem Barlt-Meldorfer Vorland ist ein so erfreulicher Anwuchs vor sich gegangen, daß dort neue Köge gewonnen werden können. Der preußische Landtag hat 1898 die nötigen Gelder, 600 000 ℳ, für die Eindeichung des letzten Stückes bewilligt: darnach werden im laufenden Jahre die drei Sommerköge Alter Steert-, Neuer Steert- und Rathjensdorfer Sommerkoog (151, 78 und 70 ha) und das Vorland davor, zusammen 549 ha, eingerechnet 68 ha für Deiche, Wege und Gräben, durch einen Winterdeich von 4930 m Länge eingeschlossen werden. Zwischen Friedrichs- und Kaiser Wilhelms-Koog sollen voraussichtlich 1900 und 1901 zwei neue Sommerköge gewonnen werden. — Der vor der Nordwestspitze des Wilhelmskooges gelegene „Franzosensand" ist zu einer grünen Insel geworden, die durch Quellerwuchs bereits mit dem Vorlande des Koogs zusammenhängt.

Elf Kilometer westlich von der Spitze des Friedrichskoogs liegt die seit etwa 50 Jahren allmählich begrünte Insel Trieschen. Sie ist jetzt als Weideland verpachtet; ein unternehmender Mann hat dort eine „Burg" errichtet, d. h. ein Stück mit einem Deiche eingeschlossen, so daß das Vieh bei einer hohen Sommerflut Schutz finden kann.

An der Küste Norderdithmarschens bei Büsum ist kein Anwuchs zu finden, eher Abspülung. Das nordwestlich von Büsum liegende Vorland ist deshalb 1891 durch einen Sommerdeich gesichert worden: der Nordgrovener Sommerkoog, 91 ha groß. — Am Wesselburener Kooge hat sich die Eider nach dem bekannten Naturgesetz, daß die Flüsse an der äußeren Seite der Kurven Land abspülen, in bedenklicher Weise dem Deiche genähert, und man ist zu bedeutenden Steinsenkungen zum Schutze des Ufers genötigt gewesen. Dagegen hat weiter östlich, vor Schülp und Karolinenkoog, das Vorland beträchtlich zugenommen.

In Eiderstedt hat man das Vorland vor Osterhever und dem Augustenkoog 1895 durch einen Sommerdeich gesichert. Die größte Anschlickung im Schleswigschen zeigt sich an der Lahnung, die seit 1873 von dem Festlande nach der Hamburger Hallig führt; vor den Reußen-Kögen ist ein ausgedehntes „Maifeld" entstanden, dessen Eindeichung im Laufe der nächsten Jahre zu erwarten ist.

Auf Nordstrand hat sich seit längerer Zeit nach Osten hin ein erfreulicher Anwuchs gezeigt, so daß die Pohnshallig längst mit Nordstrand zusammenhängt. Ein Plan zur Eindeichung ist vor mehreren Jahren von dem (†) Ingenieur Schröder gemacht, aber noch nicht zur Ausführung gekommen. Auf Pellworm und Westerland-Föhr ist die Verstärkung der Deiche und die Herstellung von Steindecken 1898 beendigt worden.

Größere Aufwendungen sind seit 1896 für die Halligen gemacht; es ist besonders der unausgesetzten Bemühung des Herrn Eugen Traeger zu verdanken,

daß die den Inseln drohende Gefahr allgemein bekannt geworden ist und Maßregeln zu deren Beseitigung getroffen sind. Diese bestehen in der Sicherung der Ufer gegen Abbruch und in der Aufführung von Dämmen teils zwischen den Halligen selbst, teils zwischen dem Festland und den nächsten Halligen. Nach beiden Seiten ist manches geleistet; 1898 ist gegen Ende September der Damm zwischen Oland und Langeneß geschlossen, nachdem die außerordentlich ungünstige Witterung von April bis Juli und die Sturmflut vom 31. August, letztere durch Zerstörung der Transgortgeleise, eine erhebliche Verzögerung verursacht hatte; der Damm von Oland nach dem Festlande ist ebenfalls notdürftig fertiggestellt. Die Stürme des letzten Winters haben auf den noch ungeschützten Halligen, besonders auf Hooge, nicht unbeträchtlichen Landverlust zur Folge gehabt und mahnen zur ungesäumten Fortsetzung der Schutzarbeiten. — Auch für Versorgung der Halligen mit Trinkwasser ist die Regierung thätig gewesen; auf Nordstrandischmoor und der Hamburger Hallig hat man in einer Tiefe von 30—40 m ein brauchbares, etwas eisenhaltiges Trinkwasser erbohrt, in Oland erst in 340 m Tiefe.

Nördlich von Hoyer finden sich bekanntlich keine Deiche mehr; die Marschniederungen bei Medolden und Hvidding werden nur als Weideland benutzt. Auch hier schwemmt, durch Menschenhand gefördert, neues Land an; bei Hvidding ist im letzten Vierteljahrhundert eine Fläche von etwa 100 ha gewonnen.

Deichbrüche an Seedeichen sind seit langen Jahren nicht mehr vorgekommen; bei Sommerdeichen ist, soweit mir bekannt, im Laufe der letzten Jahre nur zweimal eine bedeutendere Beschädigung eingetreten: am 23. März 1894 brach der Deich des Wöhrdener Sommerkooges, so daß wegen des entstandenen Wehls ein Stück ausgedeicht werden mußte, und am 3. Dezember 1898 wurde die Schleuse des Barlter Sommerkooges durchrissen und der Koog unter Wasser gesetzt.

Die der Brandung sehr ausgesetzte Westküste von Sylt ist auch in den letzten Jahren weiter gesichert durch Herstellung eines Buhnensystems.

Flüsse, Kanäle. Von großer Wichtigkeit für den Seehandel ist die seit 1897 in Angriff genommene Korrektion der Elbe von der Altona-Hamburger Grenze bis nach Nienstedten, die 1899 beendigt sein soll. Hauptzweck ist, das Wasser möglichst enge im Strombett zusammenzuhalten und die Wasserläufe des südlichen Ufers, die sonst bei jeder Flut gefüllt werden, so abzusperren, daß sie bei gewöhnlicher Flut unberührt bleiben. 1897 wurde die neue Fahrrinne ausgebaggert in langer Kurve von Hamburg-Altona aus an der Südseite der Elbe an Pagensand und Finkenwärder, bis sie sich bei Nienstedten wieder nach der Nordseite wendet. Das Wasser bricht sich an den steinernen Bollwerken, setzt seine Sinkstoffe ab und erhöht das Ufer der Rinne, das sich allmählich weiter vorschiebt. An der nördlichen Seite der Elbrinne ist 1898 der Bau des Altonaer Leitdammes begonnen, der den Strom auf der holsteinischen Seite zwingen soll, sich in der Rinne zu halten und sie zu vertiefen; er wird sich etwa 1000 m lang in flachem Bogen bis zu 50 m Abstand vom Ufer entlang ziehen. Der Leitdamm schafft für Altona einen neuen Hafen von etwa 1000 m Länge und 100 m Breite.

Die Vertiefung der Hadersleb ener Föhrde wird voraussichtlich im laufenden Jahre begonnen, nachdem die Stadt 100000 ℳ und der Kreis ebensoviel bewilligt hat; den Rest trägt der Staat. — Geplant ist auch die Vertiefung des Fehmarnsundes, der selbst für flachgehende Seefahrzeuge schwierig zu passieren ist.

Der zweitgrößte Kanal unserer Provinz, der Elb-Trave-Kanal, ist seiner Vollendung beträchtlich näher gekommen. Die alte Umwallung Lübecks hat sich dadurch ganz erheblich geändert: die Altstadt liegt nicht mehr auf einer Halbinsel zwischen der Wakenitz und der Trave, sondern auf einer Insel: im Nordwesten von der Trave, im Norden, Osten und Süden vom Kanal umgeben. Die schmale

Landenge, die vor dem Burgthore die Wakenitz von der Trave trennte, ist durchstochen; man hat dort die bei der Entfestigung zugeschütteten alten Festungswerke wieder aufgedeckt. Neue Anlagen, die die hier und da beseitigten alten Wallanlagen an Schönheit noch übertreffen sollen, sind geplant und teilweise ausgeführt. Die Erbauung von Eisenbahnbrücken für den Kanal bei Lübeck, Genin, Mölln, Büchen ist zum Teil schon beendigt; es werden sämtlich feste Brücken. Eine Hochbrücke führt über den Kanal, die der 1897 eröffneten Oldesloe-Hagenower Bahn bei Berkenthin, ein mächtiges, ästhetisch übrigens nicht gerade hübsches Bauwerk.

Meliorationen. Größere Flußkorrektionen, Trockenlegungen u. dergl. sind meines Wissens im Binnenlande nicht vorgenommen. Den Wunsch möchte ich übrigens hier aussprechen, daß von berufener Seite die Meliorationen kartographisch allgemein bekannt werden; ich erinnere dabei an die Karte, die auf der Kieler Ausstellung 1896 ausgestellt war. — Die Aufforstung der Heiden ist durch die emsige Thätigkeit des Heide-Kultur-Vereins von Jahr zu Jahr weiter vorgeschritten; im Jahre 1896 sind von Privaten 99,5 ha, 1897 80 ha aufgeforstet, allerdings nicht überall Heide, sondern auch bisher als Ackerland benutzter Thonboden mäßigeren Werthes. In den ersten 25 Jahren seines Bestehens (1871—1896) sind von Privaten rund 6680 ha aufgeforstet, dazu 200 Schutzpflanzungen an Gehöften angelegt und 400000 m Wälle bepflanzt. Die Aufschüttungsflächen am Kaiser Wilhelm-Kanal versucht man, hoffentlich mit Erfolg, aufzuforsten. Auch die Provinzialverwaltung hat die Anpflanzungen in alter Weise fortgesetzt; zwischen Segeberg und Neumünster, auf der Iloh-Heide, bei Bokelholm und auf den Heiden im westlichen Schleswig sind ausgedehnte Gehölze, meistens Nadelholz, entstanden.

Geologie. Zu erwähnen von den geologischen Forschungen der letzten Zeit ist die Untersuchung von Dr. C. Gottsche über die Endmoräne in Schleswig-Holstein. Es ist ihm gelungen, den Verlauf derselben von der jütischen Grenze bis zur Lübecker Bucht bei Süsel nachzuweisen. Unsere Endmoränen, die jenseit der Lübecker Bucht bei Kalkhorst ihre Fortsetzung finden, sind von denjenigen Mecklenburgs und Pommerns dem Charakter nach nicht unterschieden und zeigen auch überraschende Ähnlichkeit mit den Endmoränen des grönländischen Inlandeises. Der Reichtum an Steinblöcken ergiebt sich daraus, daß auf einer Strecke von etwa 10 km über 184000 cbm größerer Blöcke für den Bau des Kaiser Wilhelm-Kanals entnommen wurden.

Ein neues bedeutendes Kreidelager hat man 1896 beim Bohren nach Wasser in der Nähe von Pahlhude an der Eider (Kreis Norderdithmarschen) entdeckt. Bergbautechniker stellten die Möglichkeit fest, die Kreide bergmännisch zu fördern, und im Juli 1897 wurde mit sächsischen Bergleuten die Herstellung eines Förderschachtes begonnen. Der in unserer Provinz weit verbreitete Triebsand hemmte den Fortgang außerordentlich, und erst Ende Februar 1898 erreichte man bei 38,75 m die Kreide, die bis zu einer Tiefe von über 100 m liegt. Eine bedeutende Cementfabrik wird angelegt werden. Es ist das einzige Bergwerk, das Schleswig-Holstein besitzen wird.

Ethnologie. Hausbau. Auf dem Gebiete der Ethnologie und des Hausbaus ist besonders von dänischen Forschern für das Herzogtum Schleswig gearbeitet. Dem wertvollen Werke Meyborgs, das auch in deutscher Übertragung von Prof. Haupt-Schleswig erschienen ist, folgte 1895 eine Arbeit P. Lauridsens über deutsche und dänische Bauweise in Schleswig-Holstein. Nach eingehender Prüfung alter Inventarien über verschiedene Landschaften unterscheidet er für Schleswig nur zwei Typen, das sächsische Haus bis zur Grenze Eckernförde-Schleswig-Jübek-Mildstedt-Treenemündung mit der Längsdiele, das friesisch-dänische nördlich davon mit der Querdiele. Das friesische Haus geht aber auch südwärts nach Dithmarschen, und

Digitized by Google

ich glaube, daß auf die friesische Bauweise, die gewiß mit der dänischen in mancher Beziehung verwandt ist, von Südwesten her, aus Holland und Westfriesland, mehr Einfluß geübt ist als von Dänemark. Derselbe Lauridsen hat aus alten Schatzbüchern des 16. Jahrhunderts ungefähr dieselbe Grenze für das südlichste Vordringen des dänischen Zweigs der germanischen Rasse nachgewiesen. Für die Ethnographie wichtig sind auch die Forschungen des Dänen Steenstrup über die Ortsnamen. Die ältesten Orte sind die auf löv (leben), sted, inge, jünger die auf by, thorp, skov, noch jünger die auf holt und röd. Die Prüfung der Ortsnamen ergiebt manche Aufschlüsse über die Sitze der nachweisbar ältesten Bevölkerung; sie gehen zum Teil bis in sehr alte Zeit, über die Völkerwanderung hinaus, zurück. Von Interesse für die ehemalige Gestaltung des Landes ist der Fund eines Kjökkenmöddings bei Dunsum auf Föhr; die Leute lebten, während er entstand, von Fischen, — folglich muß Dunsum ans Meer gegrenzt haben; von einem früher gefabelten Zusammenhang Föhrs mit Sylt kann also nicht die Rede sein.

Topographie. In den letzten Jahren sind verhältnismäßig viele Spezialschriften über einzelne Landesteile erschienen, meistens chronistisch-topographischer Art. Die Arbeiten aus dem Jahre 1898 sind folgende:

1. J. Erichsen, Topographie des Landkreises Kiel. Nach einem allgemeinen Teile, der eine kurze Übersicht über den Kreis giebt und dann Meteorologie und Klima, Sitten und Gebräuche, Größe, Bevölkerungsstatistik (Zunahme, Dichtigkeit, Geschlecht, Familienstand, Alter, Bewegung der Bevölkerung, Wohnverhältnisse, Heimatverhältnisse und Sprache, Religion), Landwirtschaft, Ernteflächen und Erträge, Viehwirtschaft, Obst- und Gartenbau, Waldungen, Fischerei, Industrie, Handel und Verkehr, Geldwesen, Versicherungswesen, Verwaltung und Rechtspflege, Kirchen und Schulwesen und die topographische Geschichte behandelt, folgt im speziellen Teil die Topographie der Stadt Neumünster, der Landgemeinden und der Gutsgemeinden in alphabetischer Anordnung. Die alphabetische Anordnung hat manche Annehmlichkeiten und Schattenseiten (vgl. Lorenzens Anzeige von Erichsens Topographie des Kreises Hadersleben, „Heimat“ 1896, S. 216 ff.) Wenn überhaupt diese Anordnung zu wählen war, so hätte ich die Unterabteilungen: Stadt, Landgemeinden, Gutsgemeinden gern fallen lassen. Die Bearbeitung ist sonst der des Kreises Hadersleben ähnlich.

2. Christian Kock, Schwansen, historisch und topographisch beschrieben. — Die Schrift, für die verschiedene bis jetzt unbenutzte Quellen, wie Gutsarchive, benutzt sind, bringt manches Neue. Ich hebe hier hervor die Geschichte der Besiedlung der Halbinsel. In prähistorischer Zeit war sie nach der Zahl der Steinaltergräber und alten Funde verhältnismäßig gut bevölkert, besonders an der Küste und den Bächen. Dann wird sie menschenarm, wohl durch die Auswanderung zur Zeit der Völkerwanderung, und den größten Teil bedeckt Wald. Neue Besiedlung kommt besonders vom Norden her, wie die Ortsnamen auf by und twedt beweisen; namentlich die auf by sind zahlreich. Durch Rodungen vermehrt sich die Zahl der Bewohner, die zunächst fast nur Bauerndörfer bilden. Kriege und Pestilenz brechen die Kraft der Bauern; die Königsmacht sinkt, der Adel wird übermächtig; so werden vom 15.—17. Jahrhundert die Bauerndörfer fast sämtlich niedergelegt und Schwansen ein Land ausgedehnter Leibeigenschaft. Allgemein beseitigt wurde diese erst im Anfang unsers Jahrhunderts. Kock giebt manche interessante Mitteilungen über die Leiden des Landes während der Kriege des 17. Jahrhunderts, über die Hexenprozesse, über das bäuerliche Leben, die Leibeigenschaft. Den 2. Hauptteil bildet eine Topographie der Halbinsel.

3. L. Hellwig, kleine Heimatkunde für den Kreis Lauenburg. Sie ist für Schulzwecke bestimmt und wird besonders dem Lehrer gute Dienste thun. Mir ist

zweifelhaft, ob die Etymologien sämtlich richtig sind. Sollte Ratzeburg nicht einfach Hraz-burg sein, d. h. Burg-Burg, indem das slavische hraz (graz) benutzt und ihm das deutsche Burg angehängt wurde? Vgl. Monte Gibello (Berg-Berg), Laacher See (Seeer-See).

Zur Topographie und Geschichte Dithmarschens hat Referent im Band 27 der Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte verschiedene Beiträge geliefert, besonders für die Zeit des 16. Jahrhunderts, über Lage und Namen verschiedener Orte, über die bäuerlichen Besitzungen in der Marsch (Größe, Zahl, Besitzer u. dgl.), die Zahl der Einwohner, über die Ausdehnung der Dösten, über die dithmarsischen Personennamen.

Litteratur (außer der in der „Heimat" schon behandelten).

R. Hansen, Neue Köge in Süderdithmarschen. „Globus" Bd. 73 (1898), S. 359—361.
Vereinsblatt des Haide-Kultur-Vereins.
Gottsche, die Endmoränen und das marine Diluvium Schleswig-Holsteins, Teil I. Die Endmoräne. Hamburg 1897.
P. Lauridsen, om dansk og tysk Bygningsstil i Sønderjylland (Historisk Tidsskrift VI (1895), S. 91—113, und R. Hansen, „Globus" Bd. 69 (1896), S. 201—203.
Joh. C. H. R. Steenstrup: Til vore Landbyers og Bebyggelsens Historie, 56 S. Kopenhagen 1894. Om Gaders Navne i de nordiske Stedenavne. 38 S. 1896.
R. Hansen, Über Wanderungen germanischer Stämme auf der cimbrischen Halbinsel. „Globus," Bd. 70, S. 133—137. Zur Geschichte Nordstrands. „Gl." 69, S. 290—293.
J. Erichsen, Topographie des Landkreises Kiel. 167 S. Kiel 1898.
Christian Kock, Schwansen. 269 S. Kiel, 1898.
L. Hellwig, Kleine Heimatkunde für den Kreis Herzogtum Lauenburg. 50 S. Ratzeburg 1898.
R. Hansen, Zur Topographie und Geschichte Dithmarschens. Zeitschr. f. Schl.-Holst.-Lauenb. Gesch. Bd. 27 (1897). S. 191—316.

Der Meggerkoog.

Von H. Greve in Schleswig.

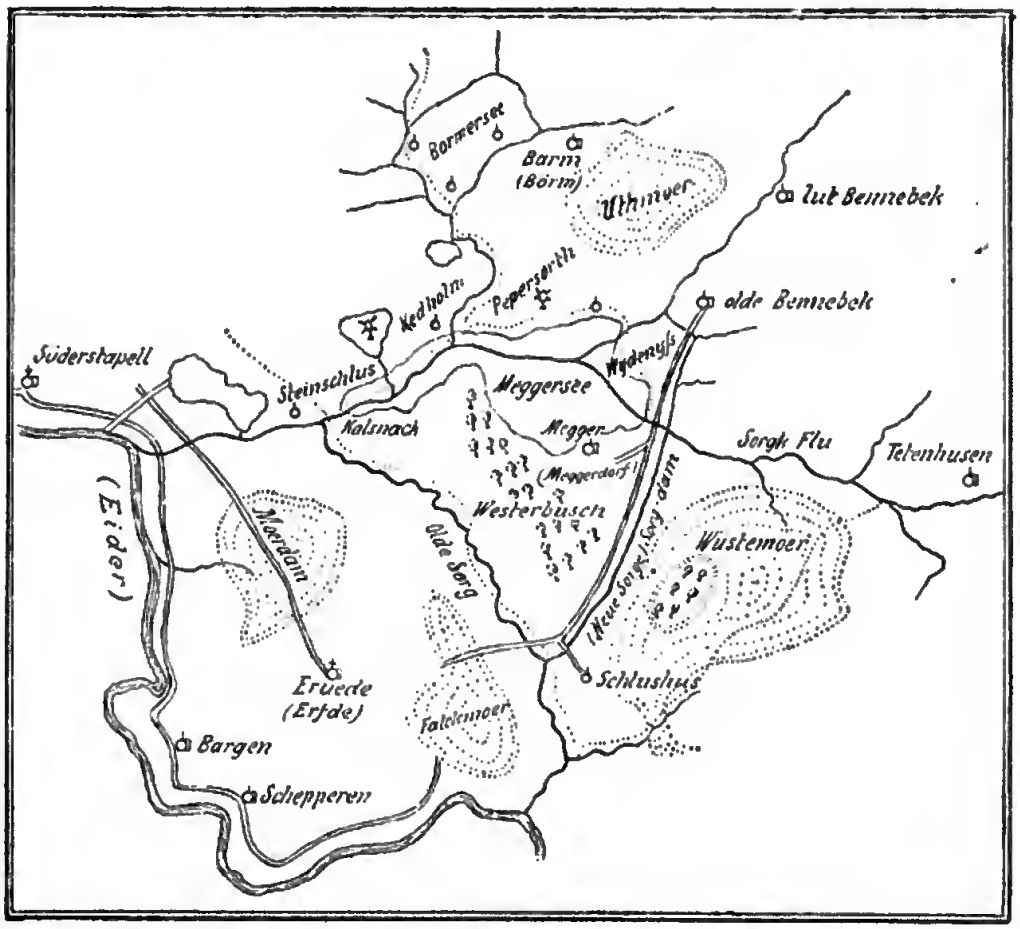
Die Niederung, welche jetzt der Meggerkoog genannt wird, war ehedem ein von der Sorge in ihrem Unterlaufe durchströmter See, dessen südliches Ufer der den Koog stellenweise 4—5 m überragende „Meggerdorfer Berg" bildete. Holländer — wahrscheinlich vertriebene Remonstranten — waren es, welche um die Mitte des 17. Jahrhunderts mittels Stauungen und Hemmungen, wie es in Danckwerths Landesbeschreibung heißt, die Trockenlegung des Meggersees unternahmen. Sie leiteten die Sorge[1]) durch einen Kanal, die sogenannte neue Sorge, ab, führten den Umleitungsdeich auf und entwässerten den See durch Schöpfmühlen, die sie dort erbauten, wo jetzt die zum Meggerkoog gerechneten Häuser liegen, die den Namen Fünfmühlen führen. Die trockengelegte, reichlich 2100 Demat (500 ha) große Fläche durchzogen sie mit „Schloten," schnurgeraden, 10—20 Fuß breiten Abzugskanälen, von denen drei, die Kummerdamm-, die Maschedamm- und die Zehnfußschlote, von Süden nach Norden, drei, die Vierzehnfuß-, die Schirnis- und die Mühlenschlote, von Osten nach Westen laufen, und zahlreichen, den Schloten parallelen Gräben, die sich insgesamt wie die Schloten unter rechten Winkeln

[1]) Die Sorge floß früher nach ihrem Austritt aus dem Meggersee noch eine Strecke in westlicher Richtung, dann teilte sie sich: der eine — kürzere — Arm, der die Richtung nach Westen verfolgte, fiel ½ Stunde südöstlich von Süderstapel da, wo jetzt die Steinschleuse ist, in die Eider; der andere — längere —, jetzt die alte Sorge genannt, wandte sich nach Südosten und vereinigte sich bei Hohnerfähre mit der Eider. Durch den Umleitungsdeich wurde die „alte Sorge" abgedämmt, nachdem man vorher durch die „neue" den Fluß hinter der Sandschleuse in das untere Ende seines alten Bettes geführt hatte. (Vgl. die beigefügte, Danckwerth entnommene Karte.)

schneiden. Von den genannten Schloten waren ursprünglich Nummer 1, 2 und 5 Doppelschloten, und die zwischeninne liegenden Dämme waren an ihren Kreuzungspunkten mit den anderen Schloten überbrückt. Von den Brückenpfählen kann man noch heutigestags bei niedrigem Wasserstande die übriggebliebenen Stümpfe sehen; die Brücken selbst scheinen bereits zu Anfang des vorigen Jahrhunderts verschwunden zu sein.

Mehrere Male soll die Sorge den Umleitungsdeich durchbrochen haben; daß dies thatsächlich wenigstens einmal geschehen ist, bezeugt eine unmittelbar hinter dem Deiche befindliche „Wehle," die noch immer nicht völlig zugewachsen ist.

Am Südrande des ehemaligen Sees, den Meggerdorfer Berg entlang, wurden nach und nach gegen 50 Häuser erbaut, die nunmehr die Ortschaft Meggerkoog



bilden. Sämtliche Häuser nebst ihren mit Pappeln, Weiden und Eschen umpflanzten Gärten sind an zwei Seiten, gegen Süden und Norden, durch Gräben eingefriedigt, die indes zum Teil kein Wasser mehr enthalten. In den ältesten dieser Häuser, die ohne Ausnahme die sächsische Bauart aufweisen, sind nicht bloß das Fachwerk und die Balken, sondern sogar die Sparren und Latten der niedrigen Rohrdächer aus Eichenholz.

Von den durch das Grabennetz gebildeten rechteckförmigen Grundstücken, hier wie in Eiderstedt Fennen geheißen, werden nur einige höher gelegene zur Gräsung benutzt; die meisten dienen zur Heugewinnung. Ein Heu von geringerem Nährwert

liefern die sumpfigen Fennen im Innern des Koogs, wo ganze Strecken bloß mit Sumpfschafthalm und Carexarten bedeckt sind.

Der größte Teil der Fennen ist an die Einwohner des Koogs verpachtet, die ihr Heu, da andere Beförderungsmittel nicht angewendet werden können, mühselig auf flachbodigen viereckigen Kähnen („Flotten") ans Haus bringen müssen. — Einen eigenartigen landschaftlichen Charakter verleihen dem Kooge die vielen größeren und kleineren Beständen von Schilfrohr, das im Winter geschnitten wird und dem Koogsbesitzer eine recht bedeutende Einnahme gewährt. Wenn nicht starke Nachtfröste im Vorsommer einen Teil der jungen Sprossen vernichten oder winterliche Schneestürme die dürren Halme knicken, liefert die Ernte 150—180 Tausend Schoof [1]) Dachret. Für das Tausend wird, wenn wir recht unterrichtet sind, 120—150 ℳ gezahlt.

Die Sumpfflora des Meggerkoogs enthält manche anderswo nicht häufige Arten. An den Rändern der Schloten und Gräben wachsen die mannshohe, zum Mattenflechten benutzte Seebinse (Scirpus lacustris), der Rohrkolben (Typha latifolia et angustifolia), der Igelskopf (Sparganium ramosum et simplex) und der große Hahnenfuß (Ranunculus Lingua); auf dem Spiegel der genannten Gewässer und der Blenken schwimmen die gelbe Teichrose (Nuphar luteum) und die weiße Seerose (Nymphaea alba), der Froschbiß (Hydrocharis Morsus ranae), das Pfeilkraut (Sagittaria sagittaefolia) und die Wasserschere (Stratiotes aloides), deren stachelige Blätter, was nicht allgemein bekannt sein dürfte, als Schweinefutter verwandt werden können. Mehr zerstreut kommen vor die Wasserviole (Butomus umbellatus), der Wasserschlauch (Utricularia palustris), der Tannenwedel (Hippuris vulgaris) und die Sumpfaschpflanze (Cineraria palustris).

Im Frühjahr und Sommer beherbergt der Koog allerlei Sumpf- und Schwimmvögel, namentlich Wildenten, Wasserhühner, Rohrhühner, Taucher, Seeschwalben, Bekassinen, Kampfhähne, Regenpfeifer, Kiebitze und Wiesenschnarrer in großer Zahl. Im dichtesten Schilf hält sich die scheue, ungesellige Rohrdommel auf, die an stillen, warmen Frühlings- und Sommerabenden oft stundenlang ihre dumpfen Brülltöne ausstößt. Daß auch der Storch, der sich in dem nahen Meggerdorf auf allen Bauerhäusern angesiedelt hat, die froschreichen Sumpfstrecken und die fischreichen Gräben fleißig besucht, versteht sich von selbst. Im März und April erscheint regelmäßig der Höckerschwan als Gast, während im Herbste bei starken Weststürmen sich zuweilen die Silbermöwe einstellt. Das Geschlecht der Raubvögel ist durch die Rohrweihe, das der Singvögel besonders durch die Rohrammer, den Rohrsänger [2]) und die gelbe Bachstelze vertreten.

Ein anderes Bild bietet der Koog im Winter. Dann ist er 2—3 Fuß hoch mit Wasser bedeckt und gleicht einem See, aus dem die Rohrfelder und die höchsten Stellen der Fennen wie Inseln hervorragen. Abends ist die Wasserfläche von den Flößen belebt, auf welchen das in große Bündel zusammengebundene Rohr ans Land geschafft wird.

Der Meggerkoog zählte bis zur Mitte des laufenden Jahrhunderts zu den sogenannten oktroierten Kögen. Im Jahre 1701 wurden demselben von Herzog Friedrich IV. dieselben Privilegien (u. a. eigene Gerichtsbarkeit) erteilt, welche der östlich von der Treene gelegene, ebenfalls um 1650 eingedeichte Börmerkoog hatte. Eine erneute Oktroi erhielt er am 23. Juli 1737. 1835 wurde der Koog von dem Landmesser, späteren Landinspektor H. Tiedemann gekauft, welcher zu Fünf-

[1]) Ein „Schoof" ist ein Rohrbündel von einer Elle im Umfang.

[2]) Das aus dürren Grasblättern und -Halmen gebildete Nest des Rohrsängers steht meistens zwischen 4, seltener 5, höchstens 6 Rohrstengeln, die in seine Wandungen eingewoben sind, und ist nicht selten ½ m lang.

mühlen eine große Dampfentwässerungsmühle erbaute, mit der bis vor einigen Jahren eine Kornmühle verbunden war, durch Vertiefung der Schloten und Gräben für einen besseren Abzug des Wassers sorgte und so den Ertrag der Ländereien bedeutend erhöhte. Gegenwärtiger Koogsbesitzer ist A. Schwerdtfeger, ein Schwiegersohn des 1850 verstorbenen Landinspektors. Das Herrenhaus, vormals Sophienruh, jetzt Johannisberg genannt, liegt mit den zugehörigen Wirtschaftsgebäuden auf der Meggerdorfer Feldmark.

Aus vergangenen Tagen.

Von J. J. Callsen in Flensburg.

1. Bücherinschriften.

Vor fünfzig bis sechzig Jahren schrieb fast regelmäßig der Lehrer die Namen der Schüler in ihre Schulbücher. Diese Mühe war damals nicht groß, denn die Anzahl der Bücher war gering, und diese wurden in der ganzen Schulzeit nicht gewechselt. — Bibel, Gesangbuch, Katechismus und Rechenbuch bildeten, außer der anfänglich benutzten Hahnenfibel, im allgemeinen die Ausrüstung eines damaligen Schülers; ein Lesebuch war nicht überall vorhanden, hier und da wurde wohl ein biblisches Historienbuch benutzt. — Sitte war es nun, daß der Lehrer zu dem Namen und Datum einen passenden Spruch, Sprichwort und dergl. hineinschrieb, z. B.:

„Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren." — „Habe Gott vor Augen und im Herzen ꝛc." — „Bleibe fromm und halte dich recht ꝛc." — „An Gottes Segen ist alles gelegen." — „Seid aber Thäter des Wortes ꝛc." u. s. w.

Mitunter schrieben aber einzelne Schüler selbst ihren Namen hinein und leisteten sich dabei recht originelle, mitunter etwas derbe Verse. Ein solcher war z. B. folgender:

N. N.
Dieses Buch ist mir lieb,
Wer's mir nimmt, ist ein Dieb; [1])

oder:

Liebes Buch, ich will Dir was sagen,
Wenn einer kommt und will Dich wegtragen,
So sprich: Laß mich liegen in Ruh,
Ich höre N. N. zu.

oder:

Wer mir dieses Buch will stehlen,
Der soll hangen an der Kehlen,
Denn so kommt der schwarze Klaus
Und hackt ihm beide Augen aus.

oder:

N. N.
Dies Buch ist mein,
Wer mir's nimmt, ist ein Dieb,
Wer's wieder bringt, den hab ich lieb.
u. s. w.

Es kamen noch andere vor, die mir aber entfallen sind.

2. Was tranken und trinken wir?

Kaffee war in meinen Kinderjahren noch kein allgemeines Getränk. Wir Kinder tranken morgens warme Milch zu unserm Brot oder aßen Grütze Kaffee bekamen wir nur in der Zeit, wenn die Milch knapp war, und daher bildete sich bei uns die Vorstellung, daß der Kaffee ein Getränk für die Armen sein müsse, dessen wir uns halbwegs zu schämen hätten. Vater und Mutter tranken ihren Kaffee, Knecht und Magd erhielten Sonntags auch eine Tasse; das berührte uns Kinder nicht.

---

[1]) In der Eckernförder Gegend lautet die Fortsetzung:
Er sei Bürger oder Bauer, Und dann kommt der schwarze Klaus
Er soll hängen an der Mauer, Und hackt ihm die Augen aus. Ld.

Thee, d. h. wirklichen chinesischen Thee, kannten wir kaum. Wir wußten nur von diesem oder jenem Kräuterthee bei gewissen Krankheiten, als: Fliederthee, Kamillenthee, Röllkenthee (von Schafgarbe), Erdbeerenthee usw.

Fuhr der Bauer zur Stadt, dann trank er „Schnaps und Bier," d. h. Dünnbier, denn anderes kannte man nicht.

Bairisch Bier kam erst während der Kriegsjahre 1848—51 ins Land. In Angeln habe ich es erst 1850 kennen gelernt und erfahren, was ein „Seidel" sei. Es schmeckte mir aber schlecht, mag auch falsch behandelt worden sein, denn davon hatten die Wirte noch keine Ahnung.

Um die Mitte der 40er Jahre wurde in Angeln statt Schnaps und Bier auch Grog getrunken, doch nur von den „großen Bauern" und von denen, die für solche gehalten werden wollten.

In den 50er Jahren hatte der Theepunsch hier seinen Einzug gehalten, und der Kaffeepunsch kam bald nach, doch haben beide es hier nicht zur Herrschaft bringen können, wie der erstere im Friesischen und der letztere im „Westen" (d. h. in der Landesmitte, auf dem „Mittelrücken").

3. Alte Scherze und Foppereien.

1. Bęwern fangen. „Bęwern (d. i. Biber) sind behende, schwer zu fangende Tiere mit einem kostbaren Pelz, die in kalten Wintertagen zur Nachtzeit gefangen werden müssen." So erzählen die Dienstboten ihrem einfältigen jüngern Genossen. Dieser wird lüstern nach dem teuren Pelz und läßt sich auf dem Felde die Stelle bezeichnen, wo das Tier seinen Gang und sein Schlupfloch hat. Dahin begiebt er sich abends spät mit einem leeren Sack, den er vor der bezeichneten Öffnung befestigt. Nun wartet und wartet er bis tief in die Nacht hinein, bringt aber nichts nach Hause als Zittern und Beben vor Kälte. Er hat also „Bęwers" gefangen und — wird ausgelacht!

2. Geduldsprüfung. Es wird ein Schwein geschlachtet. Nach vollbrachtem Werk wird u. a. erzählt, wie schwierig es sei, einen Schweinsfuß im Dunkeln auf den Boden zu tragen, ohne dabei ärgerlich zu werden. Dabei hat man es auf einen unkundigen Neuling in der Gesellschaft abgesehen. Dieser will von solcher Schwierigkeit nichts wissen und behauptet, so leichte Arbeit gewiß thun zu können, ohne die Geduld zu verlieren. Er will die Probe machen. Der Schweinsfuß wird gekocht, in seine vielen Knöchelchen zerlegt, jedes derselben einzeln in einen großen Sack gethan, zu Boden getragen und hier im Dunkeln herausgesucht und niedergelegt. Immer auf und nieder geht es unter Gelächter der Anwesenden, und — unter Zürnen und Schelten wirft der Gefoppte bald den Sack, ohne den ganzen Fuß hinaufgebracht zu haben.

3. Es wird ein Haus mit Stroh neu gedeckt oder ein Straßenpflaster gelegt. Ist dabei nun ein etwas einfältiger Mensch mit beschäftigt, heißt es bald vom Decker oder Pflasterer: „Ach, das Dach will garnicht glatt oder das Pflaster nicht eben werden. Hätten wir nur die Dach- oder Steinschere! Wo ist die jetzt?" Dann wird der gute Mensch in seiner Treuherzigkeit mit einem Sack abgeschickt, um das notwendige Gerät zu holen. Wo er anfragt, ist aber die Schere nicht vorhanden, weil ausgeliehen. Er muß mitunter von Haus zu Haus wandern, bis man ihm schließlich irgendwo einen großen Stein oder einen anderen schweren Gegenstand unversehens in den Sack stopft und damit heimschickt, — wo er dann ausgescholten oder ausgelacht wird.

Volksreime.

Gesammelt von **Johannes Suck**, Lehrer an der Realschule in Oldesloe. *)

I. Wiegenlieder.

1. Eia wiwi,
Min Greten slöpt bi mi.
Nę, wi wüllt dat anners maken,
Greten schall bi Vader slapen. [1])
[1]) Oder: Emma schall in'e Eia slapen.
Eia wiwi!

2. Eia wiwi,
Wer (keen) slöpt hüt Nacht bi mi?
Dat schall min lütt Emma dohn,
Dat is min lütt Zuckerhohn.
(Kaltenkirchen; durch Eschenburg in Holm.)

3. Slap, min Kind, slap föte!
Ik weeg di mit min Föte;
Ik weeg di mit min blanke (gode, rode) Schoh.
Slap, Kind, un mak din Ogen to! [2])
[2]) Auch: So slöpt min lütt Engel in de Eia to.
(Aus Nordfriesland, ähnlich auch anderswo.)

4. Eia wiwi,
Min Kind, ik sitt bi di.
Nu do man to de Ögelein,
Dat een ni kann dat anner sehn!
Slap to in söte Ruh!
Min Engelken büst du!
(Durch Lehrer em. Bock in Todendorf.)

5. Eia, ik weeg di;
Weerst du grot, ik slög di.
Nu du awer lütt noch büst,
Mutt ik don, wat du hemm wist.

6 a. Slap, min Anna, slap!
Din Vader hött de Schap,
Din Moder sitt in'n Rosengaarn
Un spinnt en Spol mit Flessengaarn. [3])
[3]) Auch: Dat sine Flessengaarn.
(Aus Pinneberg; durch Eschenburg in Holm.)
(Dänischer Wohld, Lübeck.)

b. Slap, Kindken, slap!
Din Vader hött de Schap,
Din Moder spinnt dat finste Flaß,
Din Vader kikt int Bramwinsglas.
Slap, Kindken, slap!

c. Slap, Kindken, slap!
Din Vader hött de Schap,
Din Moder plückt de graue Gos,
Din Vader tappt dat Beer int Kros.
(Brunsbüttel; durch Eschenburg in Holm.)

d. Slap, Kindken, slap!
Dar buten steit en Schap,
Dat hett veer witte Föt,
Dat gist de lüttje Jung de Melk so söt.
Slap, Kindken, slap!
(Aus Nordfriesland.)

e. Slap, Kindken, slap!
Din Vader hött de Schap,
Din Moder geit in'n Rosengaarn
Un deit dar all de Blom' afwahrn.
Se plückt de veelen Blömeken;
Slap du man to, min Söhneken.
Slap, Kindken, slap!
(Aus Bramstedt.)

f. Slap, Kindjen, slap!
Din Vader hött de Schap,
Din Moder plant en Bömeken.
Slap, min hartleev Höhneken!
(Lübeck.)

7 a. Eia popeia (jokeleia), wat rasselt int Stroh?
Dat sünd de lütten Müse, de hebbt ja keen Schoh.
De Schoster hett Ledder, keen Leesten darto.
(Aus dem Dänischen Wohld, ähnlich auch anderswo.)

b. Eia siso,
Wat rasselt int Stroh?
Dat sünd de lütten Göschen, de hebbt ja keen Schoh. [4])
De Schoster hett Ledder, keen Leesten darto. [5])
(Kaltenkirchen, Lübeck.)

[4]) Auch: De lütten Müs, de sünd barfod,
De hebbt ja keen Schoh.
oder: Dat is min lütt Hinnerk,
De hett ja keen Schoh.
oder: Das thun die kleinen Mäuselein,
Die haben weder Schuh noch Scheunelein.
(Kreis Pinneberg; sämtlich durch Eschenburg in Holm.)

[5]) Fortsetzung:
(Sünst wull he wull maken
De lüttn Gösseln een Paar Schoh.)
(Lübeck.)

---

*) Infolge mehrfacher Aufrufe in Tagesblättern, wie auch in der „Heimat," ist Herr Suck in den Besitz einer größeren Anzahl von Volksreimen gekommen, die er jetzt, nach Gruppen geordnet, der „Heimat" zur Verfügung stellt. Er bemerkt dabei: „Ich betrachte die ganze Sammlung nur als ein angefangenes Werk; es würde mir eine große Freude sein, wenn die „Heimat" sich die Fortsetzung und Vollendung derselben angelegen sein ließe." Indem sich die Schriftleitung dem Wunsche nach möglichster Erweiterung anschließt, verweist sie alle, denen die Gründe dafür nicht ohne weiteres einleuchten, auf die Ausführungen des Herrn Suck im ersten Jahrgang der „Heimat" (S. 189).

Den Anfang machen die Wiegenlieder. Bei diesen, wie bei allen Volksreimen, begegnet man in den verschiedenen Gegenden des Landes zahlreichen Abweichungen. Diese konnten selbstverständlich nur berücksichtigt werden, wenn sie irgend etwas Charakteristisches

8. Hör, Kind, hör!
Wat steit vær uns Grotdæhr? (unse Dær?)
a. Steit'n ol Mann mit sinen Kiepen,
De will min lütt Emma griepen.
Nę, ol Mann, ga du man weg!
Min lütt Emma slöpt all to.
(Kaltenkirchen; durch Eschenburg in Holm.)
b. De Mann, de mit de Kül umgeit
Un all de bösen Kinner fleit.
(Aus Angeln.)
c. Dat is de ole blinne Mann,
De den Weg ni finnen kann.
(Aus Angeln.)
d. Dar steit en lütte bunte Koh,
De hört min lütt Emma to.
(Kreis Pinneberg; durch Eschenburg in Holm.)
e. En lütten Jung un'n lütte Deern,
De wüllt min Hans dat spęlen leern.
f. En lütte witte Meckerschap,
Dat hett veer witte Föte,
Dat gift sin Melk so söte.

9 a. Eia brumsuse,
Twee Weegen in eenen Huse;
Twee Weegen in eenen Hus to gnarrn:
Kann dar de Bur ni dull up warrn?
(Kaltenkirchen.)
oder: Kann dar de ol Mann ni dumm vun warrn,
Vun all den gräßlichen Kinnerlarm?
(Brunsbüttel; durch Eschenburg in Holm.)
oder: Sull de ol Mann nich wunnerlich warrn,
Wenn twee Weegen in eenen Huse gnarrn? (Lübeck.)
b. Eia brumsuse,
Twee Weegen in unsen Huse:
Een up de Hilg, de anner up'n Bæn;
In de een en jung Dochter,
In de anner'n jungen Sæhn!

10 a. Eia popeia, de Winter will kam;
Harr doch de ol Mann min lütt Greten man nahm!
Se kak em de Kohl, un se röhrem de Grütt:
Wat weer min lütt Greten den Mann doch nütt! (Verbreitet.)
b. Eia popeia, de Winter will kam;
Harr doch de ol Jakob min Frida man nahm!
He kak ęr de Kartüffeln, (den Kaffee), he röhr ęr de Grütt:
Wat weer de ol Mann uns Frida doch nütt! (Aus Marne.)

11 a. Eia popeia, scheet Piepvagel dot!
Wat schüllt wi darmit maken?
He is ja noch ni grot.[1])
[1]) Auch: Lat'n ląben, lat'n ląben,
Wi kriegt em woll grot.
(Aus Lübeck.)
oder: He ward noch woll grot.
Wüllt Feddern vun plücken,
Wüllt Küssens vun stoppen;
Dar schall min lütt Hannis
In de Eia up slapen.[2])
[2]) Auch: Week un warm upslapen.
b. Eia popeia, so sla de Gickel dot;
He leggt mi keen Eier
Un fritt doch min Brot.
Drum ruppt wi em de Fedder ut
Un makt uns Lütt en Bett darut.
(Aus der Lübecker Gegend.)

12 a. Eia poleia, (Eia brumsuse), wat weiet de Wind?
Kamt her, min lütten Deerns,[3]) un weegt mi dat Kind!
[3]) Auch: Min lütt (grau) Farken, oder min Swinsarken.
Un schüllt wi dat weegen, so wüllt wi dat weegen,
Dat schall koppheister ut de Dönsendæhr fleegen.[4])
(Kaltenkirchen.)
[4]) Auch: Ik will ęr woll weegen,
Dat is ni min eegen;
Ik will ęr woll weegen,
De Kopp schall ęr fleegen.
(Aus Lübeck.)
oder: Wullt du't ni weegen?
Dat is ni min eegen.
So will ik dat weegen,
De Kopp schall ęr fleegen.
(Aus Lübeck.)
b. Eia poleia, wo weiet de Wind!
Kumm her, min lütt Swinsarken,
Un weeg mi dat Kind.
Wullt du't nich weegen?
Dat is nich min eegen.
So will ik dat weegen,
Sall heisterkopp fleegen.
(Brunsbüttel.)
c. Eia poleia, wat weit de Wind,
Kumm her, min lütt Muskatt, un weeg mi dat Kind,
Un wist du nich weegen, denn lat du dat sin,
Ik will min lütt Kind wull sülbst in'n Slap krign.
(Aus Lübeck.)

13. Hürsepust, leewes Kind,
Vader sangt Hering,
Moder sitt an den Strand,
Vader kömmt bald ant Land
Mit'n Fatt (Schipp vull) Hering.
oder: Moder sitt an den Strand
Un töwt up den Heringsfang.
(Lübeck.)

14 a. Eia brumsuse,
Wo wahnt ol Peter Kruse?
In de Rosmarienstrat,

---

enthielten. Auch trotz dieser Beschränkung mag manchem die Sammlung eintönig vorkommen. „Wenn er sich dann aber der linden Hände und der treuen Augen erinnert, die auch seine erste Jugend behütet haben, so wird ihm das Einfache und Triviale in einem andern Lichte erscheinen."

Wo all de lütten Deerns up Tüffeln hingaht.
oder: Wo all de lütten Jungs un Deerns hingaht,
Mit jüm ęr krusen Haar,
Mit jüm ęr korten Platen,
Könnt all dat Lachen ni laten.
(Holm a. E.; durch Eschenburg in Holm.)
oder: Eia usw.

b. Wo all de lüttn Jungs un Deerns hingaht
Mit den witten Platen,
Se könnt dat Weenen nich laten.
Wo se den Rohm mit Lępeln ęt,
Wo se dat Geld mit Schępeln spęt (graben, umschaufeln).
Eia brumsuse,
Un dar wahnt Peter Kruse.
oder: Wo se't Geld mit Schępels męten,
Un de Bodder mit Lępels ęten.
Zu vergleichen: „Heimat" 1895, S. 31–33.

15. Eia popeia,
Kak min Hanna de Bri gar,
Stęk dar'n grot Stück Bodder in,
Krigt min Hanna'n smiedigen Sinn.

16 a. Suse, leev Suse,
Wo weiet de Wind?
Achter den Barg,
Dar steit en lütt Kind.
Bald weent dat, bald lacht dat,
Bald hüppt dat vær Freuden:
So en lütt Kinde
Mag jedereen liden.

b. Suse, Musekätschen,
Wo wullt du denn hin?
Ewer den Barg na't Bruhus hin,
Dar slacht wi en Swin,
Dar drinkt wi'n Glas Win,
Dar wöllt wi ok mal lustig sin.[1])
(Kaltenkirchen.)

[1]) Die letzten beiden Zeilen sind einem Liebesliede entnommen.

17 a. Muschkatt, mau, mau,
Węs slink un węs gau;
Spring an de Dönsendæhr, spring an de Klink:
Vader meent, Moder meent, dat deit de Wind.[2])
(Kaltenkirchen; durch Eschenburg in Holm.)
Zu vergleichen: Müllenhoff, Sagen, S. 490 XLVI, Str. 3; auch Klaus Groth, Quickborn, Dre Vageln, 2. De Duv, Str. 4.

[2]) Auch: Spring an de Dönsendæhr,
Spęl min lütt Kind wat vær!
(So auch in Holm.)

b. Mießekatte, mau,
Warum bist du so grau?
Ik bin so grau, ik bin so week,
Ik schall slapen bi Hans sin Föt.

18. Hör mal, lüttje Kind:
Wo dat lüttje Vagel singt,
Baben in dat Hai,
Loop, lütt Kind, un hal mi dat lütt Ei.
(Ostorf im Dänischen Wohld.)
Am Urquell I. Bd., S. 18.

19 a. Buköken, brumm, brumm,
Wenn min Emma di röpt, so komm!
Wenn min Emma di röpt un du kommst denn nich,
Denn büst du Buköken von Brumm ok nich.

b. Buköken von buten,
Bring min lütt Emma de Stuten.
Bringst du min lütt Emma de Stuten nich,
So büst du Buköken von buten ok nich.

c. Buköken von Bremen,
Lat min lütt Emma betämen.
(Bring min lütt Emma de Tänen.)
Letst du usw. (Haseldorf.)

d. Buköken du,
Wovon büst du so rug?
Ik bün so rug, ik bün so glatt,
Ik bün Buköken von Alberstadt.

e. Buköken von Alberstadt,
Komm un bring min lütt Emma wat!
Wat schall ik ęr denn bringen?
Paar Schoh mit golln Ringen,
Dar schall se up dansen un springen.
(Durch Eschenburg in Holm. Vollständig bekannt bei Kaltenkirchen, sonst nur 3, namentlich 5 verbreitet.)

f. Buköken von Halberstadt,
Bring min lütt Heine wat!
Buko von Bremen,
Lat em (mi) betämen!
Buko von Halle,
Bring mi'n Schoh mit golden Schnalle!
(Dänischer Wohld.)

g. Buköken von Halberstadt,
Bring min lütt Anna wat!
Wat schall ik ęr denn bringen?
Söte Melk un Kringel,
Söte Melk un Stutenbrot,
Darvon ward min Anna grot.
(Aus Lübeck.)

Anm.: Was ist unter „Buko" oder „Buköken" in unseren Wiegenliedern zu verstehen? Professor Müllenhoff meint (Sagen usw., S. 603): Den freundlichen, gabespendenden Hausgeist, der nach andern Sagen oft mit den Kindern spielt, meinen ohne Zweifel die Kinderreime vom Buköken von Halberstadt, von Bremen, von Buten, von Halle (Schütze, Idiotikon I 177), nicht aber den Bischof Bucco von Halberstadt, was mir albern scheint. So heißt auch in Schottland und auf den shetländischen Inseln das Hausknechtchen, der Hausgeist, bumann, aukow, boodie. Jamieson Dictionary. Er trägt gerne Schellen am Kleide. — Anderer Ansicht ist der verdienstvolle Forscher auf dem Gebiet der Volkskunde, Dr. Albert Hermann Post († 1895). Er bezieht (Am Urquell 1894, V. Bd., 6. Heft,

S. 150) diese Bezeichnung auf die Kuh unter dem Hinweis, daß in den Wiegenliedern die Haustiere vielfach zur Beruhigung des Kindes herangezogen werden, so namentlich das Schaf, aber auch Pferd, Hund, Katze, Huhn. Eschenburg.

Einer andern Auffassung begegnen wir in den Sagen und Geschichten aus der Vorzeit von Halberstadt, dem Harze und der Umgegend. Halberstadt 1847, S. 43. Dort heißt es: „Es ist Bischof Burchard II., der Kinderfreund, gemeint, der 1060 das Bistum antrat; † den 7. April 1088 nach einem ruhelosen, kriegerischen Leben. Die Halberst. Chronik des Johann Winnigstedt, handschriftlich, fügt nach s. Vita bei: Dieser Bischof Burchardus Buko, wie er sonst gar ein frommer, leutseliger Mann gewesen ist, also war er auch ein sonderbarer Liebhaber der Jugend und Kinder, daß er denselben oftmals bald eines und anderes schenkte und Gaben verehrte, deswegen auch die Kinder ihn dermaßen an- und nachgingen, daß ihrer viel und bei großen Haufen aufwarteten, wenn er aus oder zur Kirchen ging oder sonsten verreisete, und wenn sie dann sahen den Bischof Buko kommen, ward ein groß Zulaufen von kleinen und halberwachsenen Kindern und allenthalben ein Freudengeschrei von den Kindern durch die ganze Stadt gehöret: Bischof Buko kömmet, Bischof Buko kömmet! Und wenn er dann in dem Hof war, warf er Geld, Obst u. dergl. unter die Kinder und teilte sonst auch oste viele rote Schuhe mit Ringen unter sie aus, also daß ein sonderliches Sprichwort entstanden, welches noch heutigen Tages den kleinen Kinderlein dieses Ortes fürgesungen wird." (Aus des Knaben Wunderhorn, neu bearbeitet von Birlinger und Conelius, Bd. II, S. 737.)

In dem 756 Seiten starken Werke (erschienen bei Breitkopf & Härtel in Leipzig 1897, Preis 12 M.): „Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Volksüberlieferungen aus allen Landen deutscher Zunge, gesammelt, geordnet und mit Angabe der Quellen, erläuternden Anmerkungen und den zugehörigen Melodieen herausgegeben von Franz Magnus Böhme" findet sich zu den Buko-Wiegenliedern die folgende Bemerkung: „Der weitverbreitete, ursprünglich niederdeutsche Kinderreim von Buko soll sich nach gewöhnlicher Annahme auf den Bischof Burchard von Halberstadt beziehen. Dieser Bischof, der im Jahre 1074 sich mit den Sachsen gegen Heinrich auflehnte, war ein besonderer Freund der Kinder, so daß er niemals von seinem Schlosse (dem Petershof) ausging, ohne für die Kinder Geschenke (Obst, Schuhe, Geld usw.) sich nachtragen zu lassen. Daher die Weiber Gelegenheit nahmen, seinen Namen in diesem weitverbreiteten Wiegenliede zu erhalten. (Joh. Winningsted, Chronic. Halberstad. Hdschr. — Helmold, Chronik der Slaven, Kap. 27. Büsching, Wöchentliche Nachrichten I 144.) Gegen diese Annahme stellt E. Rochholz (Alem. Kinderl. 115) eine sehr gesuchte Hypothese auf: Er erkennt in dem Bukóken, Muhkóken usw. von Halberstadt jene rote Kuh der Edda, die im letzten Völkerkampf über die Brücke des Himmels muß. (Vgl. Grimm, Mythologie 1210.)"

Mitteilungen.

1. Der „Barrikadenkletterer von Kolding." Es war am 20. April 1849. Der General v. Bonin befahl dem Oberst v. Zastrow, der unsere Avantgarde kommandierte, die dänischen Vorposten, welche die Höhen südlich von Kolding besetzt hatten, zurückzuwerfen und in Verfolgung derselben wenn möglich die Koldingau zu überschreiten. Die Schleswig-Holsteiner griffen mutig an und setzten sich nach kurzem Kampfe in den Besitz der südlichen Vorstadt; aber bei der Aubrücke mußte das zweite Jägerkorps, welches die Spitze bildete, vorläufig Halt machen, weil eine Reihe hoher Pallisaden ein weiteres Vordringen verhinderte. Die sechspfündige Batterie war noch zu weit entfernt, hätte auch wohl kaum vermocht, die starke Barrikade zu zerstören.

Da kletterte ein einzelner Jäger, aufgehoben von seinem Nebenmann, unter Kugelregen über die Pallisaden hinweg, hob den Querbalken aus und öffnete das Thor von innen, so daß seine Kameraden nachstürmen konnten. Er erhielt bei dieser Gelegenheit drei Schüsse. Die beiden ersten gingen durch die Muskeln des einen Beins; die dritte Kugel, welche auf das Schulterblatt traf, ohne ernstliche Folgen nach sich zu ziehen, wird durch irgend einen Umstand in ihrer Kraft geschwächt worden sein. Wie mag der kühne Jüngling trotz seiner Wunden sich darüber gefreut haben, daß er der ganzen Avantgarde eine freie Bahn in die Stadt bereitet hatte! — Gegen 10 Uhr war Kolding vom Feinde geräumt.

Der Jäger wurde wegen seiner verdienstvollen That nicht nur von seinen nächsten Vorgesetzten, sondern auch vom General-Kommando öffentlich gelobt und am 27. April zum Oberjäger ernannt. Seine Kameraden blickten mit Bewunderung auf ihn hin und nannten ihn ehrenvoll den „Barrikadenkletterer."

Wie es scheint, ist sein Name in weitere Kreise nicht gedrungen. Was die in neuerer Zeit erschienenen Werke über schleswig-holsteinische Geschichte betrifft, so giebt Dr. Godt nur eine allgemeine Darstellung, ohne der kleinen Episode zu erwähnen; nach Werner Frölich ist der Held ein Jäger vom zweiten Korps gewesen, dessen Name übrigens nicht genannt wird, und Rudolf Schleiden fügt ausdrücklich hinzu: „dessen Name leider niemals ermittelt ist.“ [1])

Da aber der „Barrikadenkletterer“ nach meiner Ansicht ebensowohl geehrt zu werden verdient wie der „Trommler von Kolding,“ [2]) so dürften nachstehende Notizen für die Leser dieses Blattes von Interesse sein:

Der tapfere Krieger war Adolf Stegemann aus Wilster, ein Sohn des dortigen Stadtkassierers Hinrich Stegemann. Bei dem Ausbruche des Krieges befand er sich in Hamburg in der Gerberlehre; er verließ aber seine Stelle, diente in der schleswig-holsteinischen Armee zunächst als Freischärler und trat am 17. Juni in das zweite Jägerkorps ein. In seinem „Führungsattest“ vom 30. März 1851 kommen die Worte vor: „Stegemann war ein braver, brauchbarer Soldat, der sich namentlich in der Einnahme von Kolding am 20. April 1849 durch seltenen Mut ausgezeichnet hat.“ Nach seiner Entlassung aus der Armee begab er sich als Gerbergehülfe auf die Wanderschaft und durchstreifte Deutschland, Österreich, die Schweiz und einen Teil von Italien. Als die Russen im Jahre 1853 feindlich in die Türkei eindrangen, zog er in östlicher Richtung durch Ungarn, um sich nach dem Kriegsschauplatze zu begeben; bei Bukarest wurde er jedoch zurückgewiesen, weil seine Pässe nicht in Ordnung waren. Vier Jahre später etablierte er sich in Flensburg, wo er im Jahre 1890 seine irdische Laufbahn schloß. Frau Witwe Stegemann wohnt bei ihrem Sohn, dem Lehrer W. Stegemann in Kiel. Die Tochter ist verheiratet in Lübeck. [3])

Möchten diese Zeilen dazu beitragen, das Andenken eines alten Kampfgenossen, der seinen Heldenmut in so hervorragender Weise an den Tag gelegt hat, in Ehren zu halten! [4])

v. Osten.

2. Wie im vorigen Frühjahre sah ich auch heuer ein Starpärchen in meinem Garten damit beschäftigt, außer allerlei Halmwerk auch grüne Blätter von Pyrethrum roseum, P. parthenifoleum und Spiraea filipendula zu Neste zu tragen, während andere weit reichlicher vorhandene Stauden (Primeln usw.) verschmäht wurden. Sollten die Tierchen durch den bekanntlich starken Geruch der Blätter (Pyrethrum) beabsichtigen, das Nest von Ungeziefer frei zu halten, das bekanntlich stark die Brutvögel aller Art peinigt? Sind ähnliche Beobachtungen gemacht worden?

Flensburg, 21. April 1899. Molsen.

Dazu schreibt uns ein Ornithologe: Die Gewohnheit, frische, grüne Pflanzenteile und ganze Pflänzchen in ihr Nest zu tragen, zeigen viele Vögel. So findet man den Horst mancher Raubvögel stets mit frischbelaubten Zweigen umlegt. Daß der Star die eben gepflanzten Sommerblumen aus der Erde zieht und zu Neste trägt, wird ihm hier von jedermann in sein „Debet“ geschrieben. Ein bestimmter Zweck für die Wahl dieses eigenartigen Nistmaterials läßt sich nicht nachweisen. Bei freinistenden Vögeln hat man wohl von einer „Ausschmückung ihres Heims“ gesprochen; bei Höhlenbrütern, wie beim Star, hat dies ja keinen Sinn. Auch die Annahme von Lenz u. a., daß die grünen Blätter und Kräuter zur Erfrischung und Abkühlung des Nestes dienen sollten, kann nicht zutreffen, da jenes Eintragen meist zur frühen Jahreszeit und oftmals bei einer so niedrigen Lufttemperatur geschieht, daß die im Nest erzeugte Brutwärme für die Zeitigung der Eier

---

[1]) Schleswig-Holstein im zweiten Kriegsjahre. Wiesbaden, 1894. S. 4.

[2]) Der Trommler, Hauptmann v. Wrangel (jetzt General a. D.), hat sich nicht am 20., sondern am 23. April ein Verdienst erworben. An diesem Tage, dem Jahrestage der Schlacht bei Schleswig, kehrten die Dänen in Anwesenheit ihres Königs mit verstärkter Macht zurück, um das verlorene Gebiet wieder zu erobern. In den Straßen von Kolding hatte unsere Avantgarde gegen die bedeutende Übermacht einen heißen Kampf zu bestehen. Besonders geriet das 10. Bataillon in harte Bedrängnis. Als eine Abteilung desselben, welche auch aus den Häusern lebhaft beschossen wurde, zurückwich, entstand eine bedenkliche Verwirrung. Da sprang der Hauptmann v. Wrangel, Adjutant des Oberst v. Zastrow, vom Pferde, entriß seinem Tambour die Trommel, schlug selber Sturmmarsch und stellte die Ordnung wieder her. Neu ermutigt drang das Bataillon wieder vor usw.

[3]) In Möller's „Erinnerungsblättern“ wird S. 108 irrtümlich behauptet, daß ein Unteroffizier vom 9. Bataillon, namens Rogier (auch St. Julien genannt), der Barrikadenkletterer gewesen ist.

[4]) Vgl. „Kieler Zeitung“ 1898, Nr. 18638. (Fack.)

nicht mehr als ausreichend sein kann. Ebensowenig ist die von dem Herrn Einsender angedeutete Erklärung, wonach jene Niststoffe als Surrogat für Insektenpulver dienen sollten, stichhaltig; denn daß in dem vorliegenden Falle die Stare gerade starkriechende Pflanzen wählten, ist Zufall. Meine Starnachbarn z. B. offenbarten mehrfach eine Liebhaberei für die jungen Pflänzchen von Irene, Perilla u. a. und ließen die Pyrethrum desselben Beetes ungeschoren. Kurz, die Frage nach dem „Warum" ist noch ungelöst. Muß denn aber auch jedes, uns als besondere Eigenart erscheinende Verhalten der Tiere einen besonderen praktischen Zweck haben?

3. Vogelschlafstätten. Eine ähnliche Schlafstätte wie bei Holmerberg in der Marsch (vergl. Nr. 12 des vor. Jahrgangs) befindet sich in der Nähe von Ruhwinkel in Holstein. Östlich von der Dorfschaft liegt der reichlich 18 ha große Fuhlen-See, der fast bis zur Hälfte mit Rohr oder Schilf umsäumt ist. Dieses Rohrfeld, welches also eine Fläche von etwa 9 ha einnimmt, bildet im Spätsommer ein rechtes Starenheim. Die Zahl der Stare, welche hier längere Zeit übernachten, wurde vor 20—30 Jahren mit über 10000 geschätzt, soll aber noch früher nach den Aussagen der Alten weit größer gewesen sein. Hat das lustige Starenheer am Tage genug gelärmt und geschwärmt, dann stürzt es eben vor Sonnenuntergang, nachdem es einige Male den See umkreist hat, schwirrend und zwitschernd in das Rohr. Von allen Seiten fliegen kleinere und größere Trupps herbei, und wenn die Sonne zur Rüste geht, so hört man ein tausendstimmiges Plaudern und Schwirren, das aber allmählich immer schwächer wird und schließlich, wenn die Nacht vollends hereingebrochen ist, ganz verstummt. Des Morgens in der Frühe, wenn die Sonne den ersten hellen Schimmer auf die Natur wirft, erwacht das ganze Heer, fliegt mit lautem Gezwitscher auf, macht mehrere gemeinsame Touren über dem verlassenen Quartier, und sektions-, bataillons- und regimentsweise, wie es gekommen, verteilt es sich nach allen Himmelsrichtungen, um den Hunger zu stillen. Sobald aber die Mauser ihr Ende erreicht hat, ziehen die Vögel ab und kehren in denselben Jahre nicht wieder zurück. [1])

Söby in Schleswig. H. Theen.

Bücherschau.

Klaus Groth. Zu seinem achtzigsten Geburtstage von Adolf Bartels. Leipzig, Eduard Avenarius. 1899.

Der Verfasser, einer der ersten deutschen Kritiker, Dithmarscher von Geburt und Charakter, selbst Dichter, in dem sich die Eigenart des Stammes deutlich kennzeichnet, war wie kein zweiter berufen, ein abschließendes Urteil über das Lebenswerk des älteren Landsmannes zu fällen.

So ist denn auch thatsächlich das Büchlein eine ganz hervorragend tüchtige Leistung; es enthält das Beste und Tiefste, das bis jetzt, vom ästhetischen Standpunkte aus, über Klaus Groth gesagt wurde. Dagegen ist das Biographische nur gelegentlich gestreift, soweit der Hauptzweck es zu erfordern schien, und recht lückenhaft. Wer sich über das Leben des plattdeutschen Dichters im einzelnen unterrichten will, kann das in der vorigen Nummer besprochene Werk von Siercks nicht entbehren. Immerhin würde aber auch dies Buch gewinnen, wenn der Verfasser in der zweiten Auflage sich entschlösse, auf die zuverlässigen Angaben von Siercks gestützt, das Lebensbild Groths zu erweitern und in einzelnen Punkten richtig zu stellen.

Es bereitet im übrigen einen seltenen Genuß, dies schöne Buch durchzulesen. Es ist so sehr aus einem Guß, daß niemand, der es einmal aufgeschlagen hat, die Lektüre ohne Not unterbrechen wird. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die sichere Meisterschaft, mit der in den ersten Kapiteln ein treues Bild des Landes und Volkes entworfen wird, aus dem Groth hervorwuchs, des engbegrenzten Stilllebens in Dithmarschen vor 1848, das doch mit unzähligen Fäden mit der unvergessenen großen historischen Vergangenheit des Ländchens zusammenhing, oder die Feinheit der liebevollen und doch unparteiisch abwägenden Beurteilung der Grothschen Dichtung. Vielleicht ist doch das letztere noch wertvoller, namentlich in unserer Zeit, wo es, trotz der schnell verrauschenden Begeisterung von Jubiläumsfesten, immer noch sehr darauf ankommt, dem greisen Dichter seine Stellung in der mundartigen und in der Gesamtlitteratur Deutschlands zu sichern.

Bartels stellt fest, wie wenig Groth den kärglichen Resten der volkstümlichen plattdeutschen Dichtung früherer Zeiten verdankte, wie wenig im Grunde auch den Dichtungen

[1]) Überall, wo die Stare häufiger sind und größere Rohrfelder sich finden, werden diese von jenen im Nachsommer zum Übernachten aufgesucht. Vergl. die meisterhafte Schilderung in Lenz, Gemeinnützige Naturgeschichte II, S. 250 u. 251.

von Hebel und Burns, die ihn zu dem großen Wagnis anfeuerten, sein Volkstum in dem ihm eigentümlichen Idiom lebendig darzustellen. Er weist nach, wie reich und mannigfaltig die Töne seines „Quickborn" sind, wie einzigartig dies Buch in unserer Litteratur ist. Er geht aber auch streng ins Gericht mit dem Publikum und der Kritik, die den Dichter mit seinem Erstlingswerke identifizieren möchten und wähnen, daß er sich damit erschöpft habe. In ausführlichen kritischen Besprechungen enthüllt er die Schönheiten der im „Quickborn II" enthaltenen lyrisch-epischen Dichtungen: „Rotgeter" und „Heisterkrog," er verweist mit Nachdruck auf die selbst von den eigenen Landsleuten viel zu wenig gelesenen „Vertelln" Groths, die nicht nur kulturhistorisch wertvoll, sondern von echt poetischem Hauche umweht sind, er wird auch dem selten genügend anerkannten hochdeutschen Dichter gerecht. Er stellt ihn dem im Kerne seiner dichterischen Persönlichkeit so unähnlichen Fritz Reuter, den man allzulange gewissermaßen für den Normalplattdeutschen angesehen hat, vergleichend gegenüber und hebt hervor, daß beide so verschieden sind wie die Volksstämme, aus denen sie hervorgingen, einer den andern ergänzend, aber nicht erdrückend.

Bei der subjektiven Beschaffenheit jedes ästhetischen Urteils ist es eigentlich selbstverständlich, daß der Freund der Grothschen Dichtungen nicht in allen Punkten mit Bartels übereinstimmen wird. Erwähnt möge nur werden, daß der Verfasser dieses Buches, wahrscheinlich weil er zu lange fern von der Heimat gelebt hat, kein rechtes Vertrauen zu der jetzt überall mächtig sich entwickelnden neuplattdeutschen Bewegung zu haben scheint, daß er Klaus Groth nicht als den Anfang, sondern den Abschluß einer Entwicklung betrachtet. Hoffentlich wird ihn die Zukunft bald eines Besseren belehren.

Doch, wie viel oder wenig der Kenner auch an Einzelheiten aussetzen möge, dem Werte des vorzüglichen Buches wird das kaum etwas nehmen. Es kann eigentlich nicht veralten, ebensowenig wie der Dichter, mit dem es sich beschäftigt. Jeder Schleswig-Holsteiner sollte es lesen, um zu sehen, wie sich das unvergängliche Lebenswerk eines unserer ersten Dichter in einem klaren und reifen, alles Heimatliche warm umfassenden Geiste wiederspiegelt. H. Krumm.

Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas. Herausgegeben von Dr. Carl R. Hennicke in Gera. Gera-Untermhaus: Fr. Eugen Köhler. II. Band (Grasmücken, Timalien, Meisen, Baumläufer). Mit 30 Chromotafeln. 340 S.; gr.-Fol. 10 M. — Was im Juliheft unserer „Heimat" (1898) über den zuerst erschienenen VI. Band gesagt ist, kann mit Rücksicht auf den vorliegenden II. Band in vollem Umfange aufrecht gehalten werden: der „Naumann" ist ein Vogelwerk par excellence! Vor allem sind es wiederum die Bilder, die uns wahrhaft entzücken. Man weiß eigentlich nicht, was man mehr bewundern soll: die Kunst, welche unter dem Pinsel des Malers solche herrlichen Gemälde hervorzauberte, oder die Technik, welche für einen billigen Preis in der Wiedergabe und Vervielfältigung wahrhaft Vollendetes schuf. Wiederum sind es die Bilder des englischen Tiermalers J. G. Keulemans in Southend on Sea, denen die Palme gebührt; seine Arbeiten sind am zahlreichsten vertreten. Seite auf Seite begrüßen uns die niedlichen Sänger: zunächst das zahlreiche Heer der Grasmücken, Laubvögel, Rohrsänger und Heckensänger; dann folgen die Timalien (Busch- und Grasschlüpfer); die zum Teil farbenprächtigen Meisen und die Baumläufer beschließen den Reigen. Alle Objekte (auch die von Alex. Reichert auf drei besonderen Tafeln dargestellten Eier) sind meistens in natürlicher Größe wiedergegeben; Zaunkönig und Beutelmeise führen uns auch ihre allerliebsten Nester vor. Weil meistens Männchen, Weibchen und Junge abgebildet sind, jene oft im Winter- und Sommerkleide, so wird das Bestimmen eines im Freien beobachteten, fremden Vogels nicht schwer. Wer sich mit dem Ausstopfen von Vögeln beschäftigt, findet an dem Werke in der Wiedergabe der charakteristischen Stellung die sicherste Stütze. Dem inneren Wert dieses monumentalen Werkes entspricht die äußere Ausstattung; Papier und Druck sind vorzüglich. Der Verleger hat keine Kosten und keine Mühe gescheut, ein Werk zu schaffen, das jeder Bibliothek zur Zierde gereicht. Dem Ornithologen von Fach ist es ein unentbehrlicher Führer, dem Vogelfreunde ein sicherer Berater und eine Quelle reinsten Genusses. In keiner größeren Bibliothek, vor allem in keiner Bibliothek eines naturwissenschaftlichen Vereins, sollte der „Naumann" fehlen. Der Schule ist es ein unschätzbares Mittel der Anschauung. Das ganze Werk wird in 120 Lieferungen erscheinen, die in Zeiträumen von 2—3 Wochen aufeinander folgen; jede Lieferung kostet nur 1 Mark. Die drei Buntdrucktafeln, welche jeder einzelnen Lieferung beigegeben werden und selbst eingerahmt einen würdigen Wandschmuck abgeben würden, repräsentieren allein schon diesen Wert. Indem sich also die Kosten auf mehrere Jahre repartieren, wird selbst einer Einzelperson die Anschaffung nicht schwer. Für jeden abgeschlossenen Band liefert die Verlagsbuchhandlung eine geschmackvolle Einbanddecke zum Preise von 5 M. — Ein dritter Band wird demnächst zum Abschluß kommen. Barfod.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 7. Juli 1899.

De Kranz!

Niedergeschrieben beim Empfang der Todesbotschaft Klaus Groths.

Holsten — tohoop!

Leggt de Hann inenanner un bögt den Nacken, den Ji sünst so stiw holt. Klaus Groth, de ole Grisbart-Isbart, unſ' Höved-mann, is dod. — —

* * *

Gaht mit mi 'rup in en olen hogen Bökenwohld. Dor blöht un waßt dat nu so vullup; de willen Rosenbüscher sünd œwer un œwer mit blaßrode Knuppen beseit, de Wittdorn steit in Sommersnee; un wenn Ji in den Grund dat ole Low wegrakt, denn findt Ji de finen Spreeten vun dat Mœschkrut: wat rükt dat frisch, wenn Ji dat twischen de Fingern wriewt! Un vergęt mi ni en smidigen Telgen vun en jungen Bökenbom mit sin hellhellgrön Low!

Un denn gaht mit mi hendal na de Wisch. Dor wet ik en Born, still un klar un fründli as sin Quickborn; an den findt wi Vergętmini, blau as de Hęwen in 't Fröhjahr un troschülli as Kinnerogen. Noch natt sünd se van Dau; de Sünn kikt ja erst eben œwer den Eerdenrand.

Un nu toletz gaht mit mi up den smallen Footstig dær dat Wischland na 't Dörp herup, dat dor mit sin olen Hüs' so weltwerstęken an 'n Anbarg liggt; wat süht dat fründli ut in de Morgensünn! In nin Jehann-Öhme, den Burvagd, sin oldmodschen Gaarn waßt allerlei schön Krut un Blomen. Dor liggt he all, achter sin ol breed Strohdackhus sünner Schosteen mit de wittkalkten Muern un de brunroden Dören un Stänner. Wi findt halwapen Rosen; de plückt wi all, wenn he ok schelln ward; un wi findt Buntgras un Kruseminten un breeden un smallen Soffee. — Un dor bi dat ol Backhus up den Wall steit dat vull vun Sireen, œwer un œwer!

— Un nu lat't sehn, wat wi hebbt. Ut all dat wüllt wi en smucken Kranz binn. — —

„Dat is vęl to vęl." —

— Wi sökt dat Beste ut. — —

* * *

Un nu kamt mit mi. Wi wüllt em den Olen in Kiel to Föten leggen. — — Dor is sin Hus un sin Gaarn, dor achter de Port. Węst vörsichti mit ęr! Kennt Ji ni sin Gedich „Min Port“? Denn węt Ji, dat se jankt in ęr Angeln, de utslęten sünd de langen Jahren her, un dat ęr Warwel klappt, wenn Ji em to brutt in den Haken fall'n lat't! —

Dor liggt he, lank utstrakt. „Groth“ hett he heten un grot un lank weer he, as sin Vörfahren. — Js 't ni, as wenn en Lich vun güntsit œwer sin Gesich utgaten weer, dat Haar un Bart as Sülver glinstert? Js 't ni, as stünn em en Steern to Koppen?

Seht em rech an. Dat is tom letztenmal.

Ji węt't, wat he wullt hedd. Ji węt't, wat he fær uns dahn hedd. He hedd uns lehrt, de Heimat leewer to hebben, as alles in de Welt, vun uns' ol' Art ni to laten un unse Moderspraak in Ehren un Würden to hol'n! — —

Leggt de Hann inenanner un bögt den Nacken, den Ji sünst so stiw holt. Un so lat't uns spręken:

Ade, Klaus Groth, fahr wohl, uns' Hövedmann!

* * *

Lat't uns gahn. —

Nu wi werr buten sünd un de Port achter uns lisen tomakt, is uns in all de Sommerpracht, in all den Sünnenschin to Mot, as weern wi in en Drom. Wi sünd ni truri, awer dat Hart is uns vull tom Œwerlopen... Kamt, lat't uns enanner de Hann gęwen, bevœr wi utenanner gaht, un lat uns gelawen: Ümmer in Ehren to holen uns' Art, uns' Sprak, uns' Heimat!

Johannes Kruse.

Aus dem vorreformatorischen Husum.

Von M. Voß in Husum.

(Schluß.)

Jeden Altar oder die verschiedenen hier verehrten Heiligen einer längeren Betrachtung zu unterziehen, würde zu weit führen. Einige Randnoten mögen daher genügen, die Verhältnisse etwas klarer zu stellen. Was zunächst den Hochaltar im Chor der Kirche betrifft, so war derselbe „vnser leuen Vrouwe Maget Maria“ gewidmet. Ihre Verehrung stand obenan; ihr galt eine ganze Reihe von Festtagen: das der Verkündigung am 25. März, der Heimsuchung am 2. Juli, ihrer Himmelfahrt am 15. August, ihrer Geburt am 8. September, ihrer Empfängnis am 8. Dezember, ihrer Darstellung im Tempel oder ihrer Opferung am 21. November, ihrer Verlobung am 23. Januar, ihrer Ohnmacht oder ihrer sieben Schmerzen am Freitag oder Sonnabend vor Palmarum und noch verschiedene andere mehr. Sie ward vorzugsweise angebetet und besonders als Vermittlerin der Gebete betrachtet. Ihr zu Ehren war wahrscheinlich gleich bei Gründung der Kapelle eine Muttergottesfigur mit dem Kinde aus Eichenholz hergestellt, das man später, nachdem in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts das jetzt in Schwabstedt befindliche Altarblatt geschaffen war, in dem ciborium maius, dem Sakramenthäuschen unterbrachte Dieses letztere in gotischen Formen, einer Pyramide gleich,

von Brüggemanns Hand geschaffen, stand schon vor 1507 zur linken Seite des Hauptaltars und diente zur Aufbewahrung des Brotes und Weines. Die Bedienung des Marienaltars scheint von allen Geistlichen gemeinsam, vielleicht nach einem bestimmten Turnus, gemacht zu sein, wenigstens habe ich nie eine Andeutung gefunden, daß irgend ein Geistlicher Vikar oder „Vorwoeser" oder „Vorstender" oder „Prokurator" dieses Altars genannt worden ist. — Nach der Maria war auch die größte Glocke im Kirchturm benannt.

Der Altar „des hilligen Kruces vor Husum" wird wahrscheinlich an einem Haupteingange zum Orte einen Kruzifixus, wie sie in katholischen Landen noch üblich sind, zu unterhalten gehabt haben. Im Jahre 1436 stand auch ein solches „hyllyges Cruce buten deme Borchdore" vor Lübeck. Henning Putbus vermacht ihm „eyn licht van twen punt wasses, dar vor to bernende." (S. Zeitschrift d. Ges. für Schl.-Holst.-Lauenburg Gesch. Band 12. S. 182.) Der Altar des „hilligen Kruces" wird 1494 und 99 als von Wolmarus, auch Wennemarus und Bylmarus Krawynckell verwaltet, genannt. „Krawynckel" ist 1517 Kanonikus in Schleswig (s. Noodts Beiträge zur Erläuterung der Zivil-, Kirchen- und Gelehrten Historie II S. 47) und tritt in diesem Jahre in die Marienbrüderschaft (Confraternitas Rosarii B. Mariae Virginis) ein. 1506 soll nach Laß (Husumische Nachrichten, S. 44) Herzog Friedrich „von den Allmosen zum Heiligen Kreuz vor Husum eine Vikarie gestiftet haben, weilen aber die jährlichen Einkünfte derselben sich nur auf 11 ℔ erstrecket und zur Erhaltung des Heiligen Kreutzes Capellen, des Hauses dabei samt dessen Gottesdienst und Messen nicht hinlänglich gewesen, sondern der p. t. Vicarius Thomas Keppar ehemals gewesener Königl. Sekretarius selbige desfalls resignieren müssen: so haben gemeldete Königl. Maytt. Friedrich 1526 am 7. April die Vikarie wieder cassieret und alles, was dabei gewesen zum Hospital und Unterhalt der Armen zu St. Jürgen binnen Husum verehret, auch mit selbigem künftig nach Gelegenheit zu disponieren sich vorbehalten.

Die Heiligkreuzkapelle stand nach einer Anmerkung in Laß (S. 44) da, wo früher das Siechenhaus lag, das jetzt den Namen „Gasthaus zum Ritter St. Jürgen" trägt. Die Kapelle lag also im Osten vor Husum und zwar an einem Haupteingange. In der Nähe derselben wird also auch das „hyllyge Cruce" gestanden haben. Der Altar des heiligen Kreuzes wurde im Jahre 1521 verwaltet von Walke Witzen oder Wyddesen, dem Hardesvogte, seinem ihm in diesem Jahre folgenden Kollegen Hans Knudsen und Lange Dyrick.

Daß dem heiligen Lambertus ein besonderer Altar gewidmet war, darf uns nicht wundern. Die Kapelle in Husum war ja von Mildstedt abgezweigt. und die Mutterkirche war eine Lambertuskirche. Dem drei Jahrhunderte hindurch hier schon verehrten Heiligen war man auch in der Tochtergemeinde Rücksicht schuldig. Hier machte ihn die „Scrodergylde," d. i. die Innung der Schneider, zu ihrem Schutzpatron. Zu den Vorstehern dieser „Gylde" gehören im Jahre 1481 außer dem „Kerckherrn" Hinrich Schriver aus Mildstedt, Jone Scroder, Hinrick Scroder und Matthias Attenß, 1497 außer dem erstgenannten Merten Scroder, 1517 Hans Kassuben, Dirick Scroder, Steffen Scroder, 1510 Henning Querscherer, Peter Scroder und Otto Scroder. Die verschiedenen Schröder oder Schneider sind hier persönlich aufgeführt, um zu zeigen, daß bei den Altären der einzelnen Innungen diese nicht ohne Einfluß waren. Die „Querscherer," Überscherer, sind die Tuchmacher. Sie gehörten in Husum mit der „Schneidergylde" an. Der heilige Lambertus war Bischof in Mastricht; er war von seinen Feinden am 17. September 708 ermordet worden. Seine Verehrung scheint von den Niederlanden, die mit der friesischen Küste in starkem Verkehr standen, hierher verpflanzt zu sein.

Der Altar des „Kalandes," der Predigergilde, war nach den bisher

genannten sicherlich einer der ältesten und reichsten. Schon im Jahre 1466 hatten die „Kalandsbrodere" vnd „sostere" am St. Vitstage eine Zusammenkunft. Der Kaland war also wie der Nordstrander eingerichtet, dessen Beliebungen in Heimreichs Nordfriesischer Chronik Seite 69—84 mitgeteilt sind. Mitglieder desselben waren sämtliche Geistliche sowie die angesehensten und reichsten Männer und Frauen aus der Bürgerschaft. Als Dechant, Dekan, wird 1486 Hinrich Schriver aus Mildstedt genannt, 1510 ist es „Kerckherr Marten Petri." Unter den Laienbrüdern treffen wir 1510 Berend Frotzen, einen sehr reichen Husumer Bürger, Matthias Knutzen, den Freund des Husumer Reformators Hermann Tast, und 1533 auch Hermann Hoyer. Die beiden letzten waren Schwiegersöhne des dänischen Königs Friedrich des I. Der Kaland besaß ein eigenes Haus in der Papenstraße mitten zwischen den Häusern der Geistlichen, die hier der Reihe nach nebeneinander wohnten. Vikare des Kalandaltars sind 1484 Hans Bekemann und Borghert Oldendorp. 1486 schenkte die Königin Dorothea dem Kalande ein Kapital von 1100 ℳ, wofür die Geistlichen sich verpflichteten, auf ewige Zeiten Messen, Vigilien und Gottesdienst zu halten, auch Almosen zu geben und andere fromme Werke zu verrichten. 1529 nach durchgeführter Reformation war dies große Kapital herrenlos; es wurde daher vom König Friedrich dem St. Jürgensstifte überwiesen. Dessenungeachtet hielten es die Kalandsbrüder fest, bis 1533 Christian III. diese Summe der Schule übergab und so den Grund zum Husumer Gymnasium legte.

Der Altar des heiligen Leichnames war derjenige der Schustergilde. Er bestand auch schon im Jahre 1482. Als Vorsteher werden damals genannt Dyderyck Baßmer, Detlef Hanß, Hinrich Hamer und Jacob Sydehoff. Zur Zeit der Reformation verwaltete ihn „Frantz Hamer," ein treuer Freund und Mitarbeiter Hermann Tast's an dem großen Werk der Reformation.

Der Altar der heiligen Dreifaltigkeit war der Schmiedegilde eigen. Zu den Schmieden gehörten die Grob-, Klein-, Nagel-, Messer-, Büchsenschmiede, Schwertfeger und Schlosser. Das Bestehen dieses Altars ist schon für das Jahr 1483 nachzuweisen. Damals waren Rotgert van denn Woelde (Stapelholm) und Hans Brixius Vikare an demselben, 1510 verwalteten ihn Tyle Smidt und Jacob Moller, z. B. des Eintritts der Reformation Sylvester Nicolai, gewöhnlich „Her Sylvester" genannt. Letzterer blieb auch über die Einführung der Reformation hinaus bis an sein Lebensende im Besitz der Einkünfte des Altars.

Der St. Nikolaus war einer der gefeiertsten Heiligen in Schleswig-Holstein. Besonders in den Küstenstädten sind ihm Kirchen gebaut und Altäre errichtet. Er war Bischof in Myra in Kleinasien und ist daselbst gestorben am 6. Dezember 342. Der genannte Tag, der St. Nikolaustag, wird noch vielfach im Lande gefeiert (Friedrichstadt). Die Sage berichtet von dem heiligen Nicolaus viele Wunderdinge: Als einst in Myra eine Hungersnot ausgebrochen war, soll er einem Kaufmann auf Sicilien im Traum erschienen sein und ihm befohlen haben, ein Schiff mit Getreide nach Myra zu bringen und dadurch die Stadt zu retten. Auch soll er den Seesturm plötzlich zu stillen verstanden haben und so wiederholt zum Retter Schiffbrüchiger geworden sein. Einem alten Vater, der den Leib und die Ehre seiner drei Töchter in einer Hungersnot um schnöden Geldeslohn preisgeben wollte, warf er Geld und Brot durchs Fenster und rettete so die ganze Familie aus der Not und der Gefahr der Sünde. Schon 1467 ist dem St. Nikolaus in Husum eine Geldsumme vermacht, Vikar seines Altars ist 1478 Jacob Stutemann, 1514 sind es Johann von Halteren und Hanß Verwern. Wahrscheinlich wird auch die Husumer Schiffergilde diesen Heiligen zu ihrem Schutzpatron gemacht haben, doch habe ich darüber nichts finden können.

Der Heilige St. Jacob teilte seinen Altar mit dem heiligen Antonius,

daher heißen die Vikare des Altars immer „Vikare der St. Jacobs vnde Antonii-gylde." Vorsteher derselben sind 1472 Arent Scroder und Dreeß Dune, 1521 Hanß Marsk und Jasper Rynlanth, 1529 Dirick Hockell und Oleff Becker.

Die heilige Anna soll die Mutter der Maria gewesen sein. Ihre Verehrung kam hier nicht erst zur Zeit der Reformation auf (s. Jensen Michelsen, Schlesw.-Holst. Kirchengeschichte, Teil II, S. 275 u. 76); schon 1484 war Diderick Hardenberghe ewiger Vikar am Altare St. Annen, 1485 verkaufte Pawel Bullenkule an die „Erliken Vorstendere und Olderlüde Sunte Annen vnd Sunte Jürgen by Namen Jacob Stutemann und Arent Taste"[1]) sein Haus in der Papenstraße; dasselbe heißt später gewöhnlich das St. Annenhaus. Im Jahre 1528 sind Clawes Holste und Harre Jenssen Vorsteher des St. Annenaltars. Nach der Legende war St. Anna die Tochter des Priesters Matthias in Bethlehem; ihr Mann soll Joachim geheißen haben. Gewöhnlich gilt sie als die Beschützerin der Tischler und Stallknechte; sie vermochte krankes Vieh zu heilen, war behülflich bei Wiedererlangung verlorner Gegenstände und bewahrte vor Not und Elend. Ihr Tag war der 26. Juli. Nicht unmöglich ist es, daß sie hier von der Tischlerzunft, die sich allerdings in vorreformatorischer Zeit nicht nachweisen läßt, verehrt worden ist. Nach ihr hieß die zweitgrößte Glocke im Turm, die 1506 gegossen wurde, St. Anna.

Der St. Brandanus, Bradanus, Braudanius oder Brendanus ist als Heiliger in Schleswig-Holstein sonst nicht bekannt. Er soll im 7. Jahrhundert Abt zu Cluainfurt in Irland gewesen sein. Der 7. Oktober ist nach ihm benannt. Als er einst auf einem Schiffe, das Paradies zu suchen, ausfuhr und laut die Messe las, kamen die Fische in großer Menge an sein Schiff geschwommen und hörten ihm andächtig zu. Das Mittelalter hat sein Leben mit Legenden reich ausgestattet, die von Dichterhand mannigfache Bearbeitungen erfuhren. (Vergl. Wilh. Scherers Gesch. d. deutschen Litteratur S. 93 u. 95.) Im Jahre 1495 stiftete die Odenbüller Kirche auf Nordstrand ihm ein Kapital. 1504 waren Heyne Westvelinck und Berenth Outzen Vikare dieses Altars, 1527 war es Otto Wyricks.

Der St. Michaelisaltar findet sich schon 1464. Damals sind Diderick Wolter, Hinrick Hilmerß und Hinrick Kannengeter Vorsteher. Einige Jahre vor eintretender Reformation stand Hermann Tast diesem Altare vor. „Des Gasthuses Boeck" hat daher auf S. 291 die Überschrift: „Dyt ßynnth de Rennte van S. Michelis Vicarie welcker Ernn Harmanno Tasth by synem leuende bykamenn wo folgt." Der Altar war einer der reichsten der Husumer Kirche, denn der Erzengel stand hier wie überall in hohen Ehren.

Der Heilige St. Johannes Baptiste „vnder denn Torne" teilte wohl seinen Altar mit der „Sunte Barbara." 1507 wird Andreas Schulenborch als Vikar beider Heiligen genannt. Zur Zeit der Reformation ist die Rente dieser Vikarie „Ern Ghwylm Kockß," Wilhelm Kock, überwiesen.

Der Altar der heiligen Gertrud scheint zuerst im Jahre 1469 vorzukommen. Die Heilige war aus königlichem Stamm, Herzog Pipins Tochter. Der Legende nach beherbergte sie die Seelen der Abgeschiedenen eine Nacht. Sie wurde verehrt als Patronin der Gräber und der Kirchhofskapellen, als Beschützerin der Reisenden und Wanderer, vornehmlich auch der Schiffer. Der 17. März war nach ihr benannt und ihr Festtag. Die Renteneinnahmen aus dem Gertrudenaltar besaß zur Zeit der Reformation „tydt synes leuendes Er Luder Knutzen."

Die Altäre des Rosenkranzes, St. Peters und St. Katharinen haben geringere Bedeutung gehabt. Nur einmal (1510) habe ich einer Urkunde

[1]) Es ist nicht ohne Interesse, daß der Name Tast schon 1485 in Husum vorkommt; vielleicht war A. Tast ein Onkel Hermanns.

den ersteren erwähnt und als seine Vorsteher Wessel Goltsmith und Euert Hockell genannt gefunden. St. Katharina soll im Jahre 307 in Alexandrien den Märtyrertod erlitten haben; sie galt als die Patronin der Schulen.

Einer der interessantesten Husumer Heiligen ist der St. Jost, Jodokus, Josse oder Jobst, der Einsiedler von Ponthieu, gestorben am 13. Dezember 668. In meinen „Innungen und Zünften" hatte ich S. 58 u. ff. nachgewiesen, daß St. Jost als Bäckerheiliger in Husum verehrt worden ist. Ich konnte den Beweis auf zweifache Weise erbringen. Durch die auf S. 209 in dem Kirchenrentenverzeichnis sich findende Überschrift „De rennte der Becker vicarye almissen" ist unzweifelhaft festgestellt, daß die Bäcker einen Altar gehabt haben. Wenn nun für die übrigen Handwerkergattungen jedes Mal der Altar oder der Heilige genannt ist und für die Bäckerinnung nur der St. Jost übrig bleibt, so muß er wohl der Bäckerheilige sein. Dazu kommt nun noch, daß das Bäckersiegel die Umschrift trägt: „Sigillū der becker to husē. iost" und daß im Siegelfelde die Figur eines Heiligen zu sehen ist, die nur den St. Jost darstellen kann. Herr Oberbibliothekar Dr. Wetzel in Kiel ist durch diese Beweisführung nicht überzeugt worden. In seiner Rezension meiner „Innungen und Zünfte" in der Zeitschrift für Schlesw.-Holst.-Lauenb. Geschichte, Anhang, S. 115, spricht er die Ansicht aus, daß das „iost" in der Siegelumschrift auch „im Osten" oder „in Osterhusum" bedeuten könne. Da aber Handwerker in den Dörfern nicht geduldet wurden und auch nicht anzunehmen ist, daß einer oder zwei Bäcker, die vielleicht in Osterhusum gewohnt haben können, ein eigenes Siegel geführt haben, so bedarf diese Kritik wohl keiner weiteren Widerlegung. Im Winter 1897/98 erschien in Kopenhagen ein nur in 100 Exemplaren gedrucktes Werk von Prof. Dr. Nyrop: „Danske Haandværkerlavs Segl" (Innungssiegel), in dem das inzwischen an das Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg verkaufte Bäckersiegel sowie auch verschiedene andere Husumer Innungssiegel mitgeteilt werden. Herr Prof. Nyrop tritt darin meinen Ausführungen bei. Ein Nachtrag zu diesem Werk findet sich in dem letzten Heft der Kopenhagener „Tidsskrift for Kunstindustri" S. 18—20, worin nach Mitteilungen des Direktors Olsen vom „Folkemuseum" aus „P. von Cochem's Legenden der Heiligen, Landshut 1845" meine Beweisführung zur unumstößlichen Wahrheit wird. Das nebenstehende Innungssiegel, dessen Wiedergabe ich der Güte des Herrn Prof. Nyrop verdanke, zeigt im Siegelfelde eine männliche Figur, bekleidet mit einem Rundhute, einem Schulterkleide und einem frauenrockähnlichen Gewande. Während dieselbe in ihrer Rechten einen langen, geraden Stab trägt, hält sie in ihrer Linken eine Kirche. Zwischen den gespreizten Füßen liegt eine Krone. In dem zu beiden Seiten der Figur freigebliebenen Siegelfelde bemerkt man Kuchengebäckformen, von denen die eine rautenförmige „Knipp" oder Knibbelkuchen, die andere aus vier verschiedenen Kugelkalotten zusammengesetzte „Knustbrot" genannt wird. Neben dem letzteren ist noch ein kleines Sternchen wahrzunehmen. V. Olsen bemerkt dazu: „Die Krone unter den Füßen soll darauf hinweisen, daß St. Jost als Sohn des Königs von Britannien der Herrschaft entsagte. Außerdem enthält die Legende noch einen Zug, der ihn ganz besonders zu einem Bäckerheiligen geeignet macht: Einmal, als St. Jodokus und sein Miteinsiedler Vulman in der Wüste um ein einziges Brot saßen, kam der Herr Christus in der Gestalt eines Bettlers zu ihnen und flehte um ein Almosen. St. Just sagte zu Vulman: „Teile das Brot nur in vier Teile und gieb ihm ein Stück davon." Bald darnach kam der Herr zum zweiten und dritten Male wieder,

aber immer in anderer Gestalt, und erhielt jedes Mal ein Viertel. Als er aber das vierte Mal in einer so hageren und verhungerten Gestalt erschien, daß St. Jost inniges Mitleid mit ihm hatte, bekam er auch das letzte Viertel. Vulman war darüber so erzürnt, daß er die Einsiedelei verlassen wollte. St. Jost aber bat ihn, doch zu bleiben; der Herr werde schon für sie sorgen. Als Vulman bald darauf aus dem Fenster schaute, bemerkte er vier Schiffe auf die Küste zusteuern, aber Schiffer sah er nicht darauf. Die Schiffe löschten sich von selbst und segelten unter plötzlich wechselndem Winde wieder von der Küste hinweg. Ein Berg Brotes lag am Ufer. — Auch die Kirche, welche St. Jost in seiner Linken trägt, bespricht die Legende: Sie wurde von Graf Aimon zu St. Martins Ehre erbaut und von St. Jost eingeweiht. Als er unter der Menge des zusammengeströmten Volkes die Messe las, erklang plötzlich eine himmlische Stimme zu seiner Ehre." Soweit B. Olsen. In dem Bilde steckt noch ein weiteres. J. E. Wessely in seiner „Iconographie Gottes und der Heiligen" bemerkt: „St. Jost wird abgebildet mit einem Pilgerstabe, weil er als Pilger in Rom gewesen und einst mit seinem Stabe eine Quelle hat hervorbrechen lassen." — Damit sind es wohl der Beweise für den Bäckerheiligen St. Jost genug. Die erste Rente für seinen Altar ist 1485 gestiftet. Die Vorsteher desselben sind damals Albert von Halteren und Klawes Klocken.

Der Altar der 10000 Ritter war dem Amt der Pelzer, „Pyltzer, Hotfylter, Hodtstafferer" und Hutmacher eigen. Weil Pelzwerk zu tragen im 16. und 17. Jahrhundert sehr modern war, hatte auch das Amt weit größere Bedeutung als in der Gegenwart. Der Altar der „X^m Rydder" scheint zuerst im Jahre 1495 erwähnt zu sein. Damals waren Hinrich Brun und Albert Schulte Vorsteher desselben. 1524 verpfändet Hans Rynlanth (der Rheinländer) sein Haus an den Altar. Zur Zeit des Eintritts der Reformation ist Thomaß Ketelsen „ad vitam" im Besitz der Renten desselben. Die 10000 Ritter sind Märtyrer, ihres Glaubens wegen auf dem Berge Ararat am 22. Juni unter Kaiser Hadrian Gekreuzigte. Der 10000 Rittertag ist daher der 22. Juni.

Der „vnberorde Altar aller Christen Seelen" war wohl besonders für die Armen da. Die reichsten Bürger gehörten — wie wir gesehen haben — der Kalandsgilde an, ebenso hatten die einzelnen Handwerkergattungen sich um irgend einen Altar geschart; beiden war es gegeben, durch Stiftungen für ihr Seelenheil zu sorgen. Den Armen hätte jede Vertretung vor ihrem Gott gefehlt, wäre nicht der Altar aller Christen Seelen dagewesen, an dem auch in Messen und Vigilien ihrer Seelen Seligkeit erfleht worden wäre. Vorsteher dieses Altars waren im Jahre 1509 Otto Payßen und Evert Hockel, 1516 der Vikar Merten Petri.

Außer den vorgenannten 19 Altären habe ich in Urkunden noch erwähnt gefunden: 1. den Altar der „Medelydinghe," des Mitleidens oder der sieben Schmerzen Mariä, 2. den St. Olaus-Altar, 3. den Altar Sunte Barbaren, 4. Sunte Antonii und 5. Sunte Jürgen. Darnach kämen im ganzen 24 Altäre heraus. Wahrscheinlich aber ist es, daß an einigen Altären zwei Heilige verehrt wurden, die oben angeführte Zahl mag daher die richtigere sein; jedenfalls aber sind Beccau in seiner Geschichte der Stadt Husum und Jensen in seiner kirchlichen Statistik, die von 17 Altären mit 24 Vikaren reden, im Irrtum. Einmal, Band II S. 50, spricht die „Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte" von Jensen und Michelsen die Vermutung aus, „daß in Husum 24 Vikare an ebensovielen Altären gedient haben sollen, setzt aber hinzu, daß sich kein Verzeichnis derselben erhalten habe. Das von Jensen vermißte Verzeichnis ist im Anhang zu meinen Innungen mitgeteilt.

Der im Jahre 1506 erwähnte Altar der „Medelydinghe" lag unter dem

hohen Chore und wurde bedient von den „ßwarten Monnecken.“ Dieſelben wohnten im Süden der Kirche im „ßwarten Monnecke Huß“ und ſcheinen wenig Gemeinſchaft mit den Geiſtlichen gepflogen zu haben. In der in Anlage A meiner „Innungen und Zünfte“ mitgeteilten Urkunde heißt es: „Ock ſchall nemant van de vorben(annten) vikaryen mededelen ſo dane wyn vnnd broth den Marianen wilker ſcholen ſtetliken buten beſlaten weſen.“ Sie hatten alſo nicht einmal das Recht, von dem Brot und Wein aus dem Sakramenthäuschen, dem ciborium maius, zu gebrauchen, zu dem ſonſt jeder Vikarius einen Schlüſſel beſaß. Wenn ſie auch in einem Hauſe wie andere Mönche zuſammenwohnten, ſo fehlte ihnen doch die klöſterliche Erziehung und Vorbildung. Als Halbgeiſtliche und Halbweltliche betrachteten ſie es als ihre Aufgabe, die Marienzeiten, „de Tyden Mariä,“ innezuhalten. Das waren gottesdienſtliche Geſänge, die die Namen Mette, Prime, Tertie, Sexte, None, Veſper und Nachtgeſang nach den verſchiedenen Tageszeiten trugen. Die Zahl der ſieben Zeiten war gewählt nach den ſieben Schmerzen der Maria, welche beſtanden in dem Abſchied von ihrem Sohne, in ſeiner Gefangennahme, ſeiner Geißelung und Krönung, ſeiner Kreuztragung, der Nagelung an das Kreuz, ſeines qualvollen Leidens am Kreuze und der Durchbohrung ſeiner Seite. Auch die Marianer bildeten in Huſum mit Laienbrüdern zuſammen eine Gilde.

Den St. Olausaltar hat Verfaſſer nur zweimal erwähnt gefunden; er wird wohl nur zeitweilige und geringe Bedeutung gehabt haben. Altäre gleiches Namens gab es nach Haupts „Kunſtdenkmälern“ auch noch in Brecklum, Hadersleben und Schleswig. Im Jahre 1507 iſt der St. Olausaltar hier nicht mehr vorhanden.

Die heilige Barbara ſtarb am 4. Dezember des Jahres 240 oder 306 zu Nikomedien in Bithynien wegen ihres chriſtlichen Bekenntniſſes den Märtyrertod. Sie wurde von ihrem eigenen Vater enthauptet. Unmittelbar nach der Unthat wurde der Vater Dioskur vom Blitz erſchlagen, weswegen man die heilige Barbara bei Gewittern um Schutz anrief. Sie gilt auch als Patronin der Artillerie. Auf franzöſiſchen Kriegsſchiffen heißt die Pulverkammer noch Sainte-Barbe. Die heilige Barbara teilte hier ihren Altar mit St. Johannes Baptiſte.

St. Antonius von Theben, der Vater des Mönchtums, war geboren im Jahre 251. Neunzehnjährig zog er ſich, nachdem er alles, was er beſaß, an die Armen verſchenkt hatte, in ein einſames Grab zurück, um an ſich ſelber zu arbeiten. Er ernährte ſich von Brot und Salz. Die Legende berichtet weiter von ihm, daß er verſtanden haben ſoll, Teufel auszutreiben und Krankheiten zu heilen. Der heilige Antonius teilte ſeinen Altar mit St. Jacob.

Im Jahre 1471 iſt von „denn Olderluden vnnd Vorſtenderen des Altars des hilligen Mertelers Sunte Jürgen“ in der Kapellen vnſer leuen Vrouwe tho Huſum an der Süderſieden“ die Rede. 1507 fehlt derſelbe, ſtatt deſſen aber lieſt man vielfach von der St. Jürgenskapelle im Siechen- und Leprofenhaus. Man hatte alſo den Altar hier aufgehoben und dort wieder aufgeſtellt. Der St. Jürgen war der Patron der Armen und Kranken, ein hervorragender Beſchützer vor Peſt und Ausſatz. Er ſoll 284 unter Diokletian den Märtyrertod geſtorben ſein. Die Legende berichtet von ihm, daß er einſt eine ſchöne Königstochter, Aja mit Namen, aus der Gewalt eines Lindwurms gerettet haben ſoll. Daher findet ſich vor den nach ſeinem Namen benannten Stiftungen das Bild eines Ritters, der den Lindwurm erſticht. Aus dieſer Legende iſt ſchließlich ein Gleichnis geworden; ſtatt der Königstochter hat man die chriſtliche Kirche, ſtatt des Drachens den Teufel eingeſetzt und ſo den St. Jürgen zum Retter der ganzen chriſtlichen Kirche gemacht.

Das herrliche, aus Eichenholz und wahrſcheinlich von Brüggemanns Hand geſchnitzte Bild des Ritters St. Jürgen ſtand in dem Norderſchiff der alten Marienkirche auf einem 10 Fuß hohen Poſtament und war grau angeſtrichen. Es war

also nicht, wie Sach in seinem Buche über Brüggemann behauptet, von dem Künstler für das Gasthaus, in dem er seine letzten Tage verlebte, geschnitzt. Als 1807 der Abbruch der Kirche begann, stellte man den St. Jürgen in die Gasthauskirche. 1831 am 4. Juli war der Oberbaurat Hansen aus Kopenhagen in Husum, um den fertigen Kirchenbau zu begutachten. 4 Tage darnach, am 8. Juli, wurde der St. Jürgen „auf Beschluß des Kirchenkollegii an das Königliche Museum nordischer Altertümer in Kopenhagen abgeliefert." — Des Aussatzes wegen entstanden auch die verschiedenen „Badstaven," Badestuben. Eine derselben lag um 1500 in der Süderstraße „neffenst denn Dingstocken." Nach Erlöschen des Aussatzes wurden die Siechenhäuser der St. Jürgenshöfe zur Aufnahme für Arme bestimmt. Das ist auch in Husum geschehen.

Was nun die Geistlichen anbetrifft, so haben wir gesehen, daß anfangs Hinrich Schriver aus Mildstedt die Bedienung der abgezweigten Gemeinde mit übernahm, bald aber die Arbeit seine Kräfte überstieg. Schon 1480 wird eine Anzahl von Vikarien vorhanden gewesen sein, die sich allmählich vermehrten, bis sie im Jahre 1507 die Zahl 19 erreicht hatten. Mit der Zahl der Vikarien und der Vermächtnisse an die Kirche nahm selbstverständlich auch die Zahl der Kapellane zu. In dem ebengenannten Jahre waren es außer dem Rector ecclesiae Merten Petri „Pawell payss, Hinricus swarte, Johannes payss, Jacobus scroder, Jacobus brictii, Otto wirickss, Henricus lemgow, Hilmarus goltsmyt, Theodericus Klocke, Andreas schulenborch, Jacobus payss, Petrus jacobi, Nicolaus payss und Johannes greuensten. Nach durchgeführter Reformation haben gewiß einzelne Geistliche den ihnen zu heiß gewordenen Boden Husums verlassen. Im Besitz ihrer Renten verblieben „ad vitam," Zeit ihres Lebens, Her Tomaß Ketelßen, Frannt Hamer, Otto Wirigkßen, Harmen Tasth, Jochym Brannth, Luder Knutzen, Sylvester Nicolay, Ghwylm (Wilhelm) Kock, Dirick Hockell, Nicolawes Payß, Johann Selcken, Nicolawes Yding, Olephß Boyßen und Johann Moller." Es ist also sehr wohl möglich, daß bei Beginn der Reformation 24 Vikare vorhanden waren. Der Zug der Zeit, die große Zahl der Geistlichen sowie auch der Reichtum der Kirche und ihrer Altäre rief mehrere von kirchlichen Ideen durchdrungene Vereine, Brüderschaften und Gilden hervor, die eifrigst das Gefühl der Zusammengehörigkeit, den Sinn für Gemeinwohl und für gegenseitige Unterstützung in Not und Tod, in Armut und Krankheit, in Elend und Gefahr auf vielfache Weise pflegten. Die Verbindung dieser Brüderschaften mit der Kirche wurde seitens der Geistlichkeit so stark gefördert, daß fast die ganze Gemeinde in ein Abhängigkeitsverhältnis gebracht war. Fast alle Bürger, die im Besitz eines Hauses waren, gehörten auch irgend einer Gilde an. Die reicheren und reichsten suchten bei der vornehmsten aller Brüderschaften, der Kalandsgilde, um Aufnahme nach. Wenn, was anzunehmen ist, der Husumer Kaland ähnliche Beliebungen wie der Nordstrander gehabt hat, so mußten die Laienbrüder und -schwestern 1 Pfund Sterling oder 12½ Mark Lübsch Eintrittsgeld bezahlen. Damit das geistliche Element stets überwog, durften nur 12 Laien ihm angehören. Bei den Mahlzeiten wurde, „so es geschehen konnte, den Laienbrüdern und -schwestern ein special und abgesonderter ort vorbereitet," damit nicht unvorsichtige Geistliche ihnen ad oculos demonstrieren könnten, daß auch sie fleischlichen Genüssen zu fröhnen verstünden. Während die Laien an Eintrittsgeld, Beiträgen und Schenkungen das meiste zu leisten hatten, gelangten sie innerhalb der Brüderschaft nur zu untergeordneten Würden. Starb ein Mitglied der Gilde, so beerdigten ihn sämtliche Brüder und Schwestern, und noch lange nach seinem Tode wurden an seinem Sterbetage Seelenmessen zu seinem Andenken gelesen. Der Name Kaland soll herrühren von a Kalendis, weil die Mitglieder desselben sich am Anfange jedes Monats zu versammeln pflegten.

Außer dem Kaland gab es noch eine ganze Anzahl anderer Gilden, denen ein Geistlicher vorstand und denen wohlhabende besitzende Bürger als Mitglieder angehörten. Jede Handwerkergattung von einiger Bedeutung ernannte einen Heiligen zu ihrem Schutzpatron und verpflichtete sich, an seinen Altar Wachslichte und Brot und Wein zu liefern. So verehrten die Bäcker den St. Jost, die Pelzer die 10000 Ritter, die Schuhmacher den heiligen Leichnam, die Schneider den St. Lambertus, die Schmiede die heilige Dreifaltigkeit, wahrscheinlich die Schiffer den St. Nikolaus, vielleicht die Tischler die St. Anna; außerdem gab es noch eine St. Jakobs- und St. Antoniigilde und endlich die der Brüder der Medelhdinghe.

Von all den Geistlichen hat sich zweien ganz besonders und bis über ihren Tod hinaus die Dankbarkeit der Gemeinde zugewendet, nämlich dem Reformator Husums, Hermann Tast, und seinem Zeitgenossen und Helfer an dem großen Werke der Reformation, dem Diakonus Franz Hamer. Von dem „Archidiakonus" Theodor Pistorius oder Becker findet man in den Husumer Urkunden nicht einmal den Namen; trotzdem soll er der erste gewesen sein, der in Husum die evangelische Lehre verkündigte. (S. Rørdam, Kirkehistoriske Samlinger, Bd. 4, S. 682 u. 83.) In den Jahren 1545—50 führt und schreibt Hermann Tast die Kirchenrechnungen und unterzeichnet dieselben gewöhnlich „mea manu oder manu propria Hermannus Tast." Es ist also unrichtig, wenn Rørdam in seinen „Kirkehistoriske Samlinger" Bd. 4, S. 682 behauptet, daß die gleichzeitigen Archivdokumente über seine Wirksamkeit nichts enthalten. Auch die Anmerkung in Bd. 4, S. 512: „Das einzig Schriftliche, welches man von seiner Hand hat, ist ein Bedenken in Ehesachen," ist damit hinfällig. 1551 auf „Trium regum" übernimmt der Hardesvogt Hermann Wyge die Arbeit; ob das kommende Alter oder gebrochene Gesundheit diesmal Tast gehindert haben, ist nicht ersichtlich. 1551 am 11. Mai starb Tast, 1552 „in der Kercken Reckenschup" bewilligen die Kirchgeschwornen seinen fünf unversorgten Kindern 50 Thaler. Da aber 1553 eine der beiden Töchter stirbt, werden die für sie bestimmten 10 Thaler der Tochter Franz Hamers gegeben. Da die Urkunde, die uns dieses mitteilt, unbekannt und manches Unrichtige [1]) über die Familie Tast zu berichtigen imstande ist, soll sie hier ihrem Wortlaut nach wiedergegeben werden:

„Item anno 1552 Mandages na circumcisionis domini (der Beschneidung. Der Verf.) in der Kerckswaren Reckenschup in bywesende Hermann Wyge Herdessaget / der Reckenslude / Kerckswaren vnd vorweser des Gasthuses / vth flitiger forderinge des achtbaren Manne Matias Knutzen vn Johannes gyrey zelige Hern Hermann Tast nagelatene Kynder vormunder dar is endrechtliken bewilliget / dat de Kerckswaren scholen des gedachten Hern Hermann Tast vyff vnberaden Kynderen vm synes truwen Denstes willen enen jewelken Kynde / wan dat ton eren beraden vn erlike ampte begynnet antofangen to geben X Daler / is de Summe L Daler.

Item anno 1553 alse eyn von synen Dochteren gestoruen was vn ere X Daler nycht entfangen hadde, wort gesecht, men wolde zeligen Hern Franns oldeste Dochter wan de ton eren beraden wert / de X Daler to hulpe gewen.

Item Johannes vnd Hermann Tast hebben XX Daler entfangen.

Jochym Wetken hefft Frydages na Jubilate anno 54 Catharina Tastes / zeligen Hern Hermann Tastes nagelatene Dochter / dho se vorlauet was / de X Daler wo vy der sorigen side disses Blades berordt vormoge sines Registers worna he ock im 55 Jare wenner der Kercken Reckenschup geschenn wort mit gods hulpe genochsame Reckenschup don werth X Daler thor noge entrichtet.

Gelickesfalls hefft se ock Clawes Tast zeligen Hern Hermann Tastes sone

[1]) Siehe Dr. O. Kallsen: Hermann Tast, ein Bild aus der Reformationszeit.

Frydages na Bonifatii was de 8 Junii wellicher dat Goltſmede ampt by Hinrick Hamer gelert vnd nu ſiner gelegenheit na wider up dat ampt wandern wolde / vormoge deßuluigen ſines regiſters wovor geteket X Daler vormoget.

Vnd ſin nu hirmit zeligen Hern Hermann Taſtes Kinder alle mit einander ßouele dar am leuede ſy / der Reckenslude Kerckſwaren vnd Vorſtendere gedane thoſage na ßo wi dar anteket gans vnd gar betaldt / vormogeth vnd affgelecht vthgenamen de X Daler ßo Her Frans Dochter / wellicher in zeligen Her Harmanns vorſtoruen Dochter ſtede getreden / ere ſe beraden worth / hebben ſchall."

Die Kinder Taſts heißen alſo: Johannes, Hermann und Claus, Catharina und —, welch letztere im Kindesalter verſtorben iſt. Johannes wurde Gerichtsvogt der proteſtantiſchen Stadt Riga und verlor im Jahre 1581, als die Stadt in polniſche Hände kam, das Leben. Hermann ſtudierte in Wittenberg und wurde darnach Paſtor in „Bopße" auf Nordſtrand, wo er in hohem Alter, faſt neunzigjährig, nachdem er am 13. Juni 1602 ſeine Gattin beerdigt hatte, geſtorben iſt.

Claus wurde Goldſchmied. Die ihn überlebende Tochter Catharina war mit einem Huſumer Bürger, namens Fedderkiel, verheiratet. Über Hermann Taſts Witwe heißt es in der Kirchenrechnung des Jahres 1589: „Den 24. Februarii Gardrut her Harmenß mit alle Klocken belut In vnßer leuen Fruwen Kerck begrauen. 7 ℔ 8 ß." Das Haus Hermann Taſts lag in der Süderſtraße; es iſt entweder dasjenige der Witwe Jörs oder des Fräulein Harding, gegenüber dem Gymnaſium. — Nach den noch vorhandenen Huſumer Quellen über die Reformatoren und die Reformation daſelbſt ſcheint es dringend geboten, einmal reines Haus zu machen mit allem, was man ihnen angehängt hat. Will's Gott, ſo gedenkt Verfaſſer dieſes ſich ſpäter auch einmal jener Arbeit zu unterziehen.

Der Krabbenfang in Büſum.

Von J. **Kinder** in Plön.

Schon viele Generationen der Nordſee-Anwohner haben den Wohlgeſchmack und den Nahrungswert der Krabben zu ſchätzen gewußt, dieſe Krebstiere gefangen und auf den Speiſetiſch gebracht. In Büſum iſt der Fang derſelben aber erſt ſeit ungefähr zehn Jahren ſyſtematiſch und in größerem Umfange betrieben worden.

Ehemals gingen in der Regel nur alte Männer und Weiber mit Korb und großem Ketſchernetz bewaffnet bei der Ebbe zum Krabbenfang auf das Watt hinaus, durchwateten ſtundenlang die Priele, die natürlichen Waſſerrinnen des Watts, das große, an einem Holzrahmen befeſtigte Netz mittels eines hölzernen Stieles vor ſich herſchiebend. Die mäßige Ausbeute, welche man am offenen Feuer draußen am Seedeiche oder in den Häuſern kochte, wurde zum größeren Teile im Orte ſelber verbraucht. Den kleineren Teil brachten Frauen in Körben, die an einem Halsjoche getragen wurden, in die nächſtliegenden Dörfer zum Verkauf. In meiner Erinnerung lebt noch immer die alte Krabbenhändlerin, welche vor drei Jahrzehnten Jahr für Jahr täglich einen Weg von acht Kilometern mit den beiden vollen Körben zurücklegte, um in meinem Heimatsorte ihre Ware an den Mann oder vielmehr an die Frau, die ſich mit dem Einkaufe vorzugsweiſe befaßte, zu bringen. Die reſolute Händlerin, deren Familiennamen ich niemals erfahren habe, hieß kurzweg Krautſche oder die Krautfrau und war ihrer redſeligen Biederkeit halber bei ihren Abnehmerinnen ſehr gerne geſehen. Sie brauchte ſelten den ganzen Ort zu durchwandern, um der Kraut, welche ſie einfach mit den Händen zumaß, ledig zu werden. Der Erlös war nicht groß. Das Pfund koſtete etwa einen halben

Hamburger Schilling (drei bis vier Pfennige) oder noch weniger. Ein Versand auf weite Strecken war bei den beschränkten Verkehrsmitteln nicht möglich, weil die Krabben sehr rasch verdarben.

Mit dem Bau der Eisenbahn jedoch dehnte sich der Büsumer Krabbenhandel bald bis nach Hamburg und weiterhin aus. Die Nachfrage wurde größer und konnte mit der alten Fangmethode nicht mehr befriedigt werden. Im Jahre 1882 wurde der erste Krabben-Kutter, ein Segelschiff mit einem Mast, Großsegel, Fock- und Klüversegel, gekauft, und jetzt liegen deren bereits dreißig im Hafen. Der Anschaffungspreis eines Kutters beträgt 2—3000 Mark. Zur Bedienung gehören zwei Personen. Vom Monat März an bis in den Oktobermonat hinein segelt die Fischerflotte mit wenigen Ausnahmen, die durch stürmischen Seegang gefordert werden, alltäglich hinaus vor die Büsumer Bucht, um die Krabbennetze auszuwerfen. Den Möwen gleich fliegen die leichten Fahrzeuge mit gespannten Segeln in langer Kiellinie aus dem Hafen hinaus. Draußen wird die Kurre, ein sackförmiges, nach hinten sich verengendes Netz, an langen Leinen von der Seite des Schiffes aus in das Meer hinabgelassen. Der vordere Teil des Netzes wird rechtwinklig weit offen gehalten oben durch ein langes Stück Rundholz, an den Seiten durch zwei Winkeleisen, die das vorgedachte Rundholz in Ösen tragen und die unten durch eine mit Leinewand umwickelte eiserne Kette miteinander verbunden sind. Die schwere Kette zieht die Netzöffnung auf den Meeresgrund hinab, oft bis zu einer Tiefe von zehn Faden. Wenn dann das Schiff langsam vor dem Winde treibt, das Netz am Meeresgrunde hinter sich herschleppend, springen die in dichten Scharen den Grund bedeckenden Krabben vor der Kette auf und geraten in das vorrückende Netz.

Die Krabben, in Eiderstedt Porren, in Dithmarschen Kraut, in Ostfriesland Granaten, in Frankreich Crevette, in England Shrimps, in der Wissenschaft Garneelen genannt, gehören zu den zehnfüßigen Krebstieren, werden in der Nordsee bis zu acht Zentimeter lang, sind im Wasser glasartig durchsichtig und zeigen außerhalb des Wassers eine graugrüne Farbe. Sie liegen bei kühlem Wetter, wie schon erwähnt, auf dem Meeresgrunde in dichten Haufen, kommen bei großer Wärme aber in die höheren Wasserschichten. Die Laichzeit fällt in das Ende des Augustmonats und in den September. Der schlimmste Feind der Krabben ist der große Scheibenbauch.

Die tägliche Fangzeit richtet sich nach der Flut. Die Kutter müssen mit beginnender Ebbe hinausfahren, etwa eine bis zwei Stunden segeln, um an die Fangplätze zu gelangen, und mit dem Eintritt der Flut wieder heimkehren. Auf der Rückfahrt werden die gefangenen Krabben lebendig in einen mit Seewasser gefüllten Graben, den jedes Schiff an Bord führt, geworfen, gekocht, gesiebt und wenn Zeit und Umstände es gestatten, gleich in Körbe verpackt. Am Hafen stehen oft schon die Karren bereit, um die Körbe direkt an die Eisenbahn zu befördern. Der größere Teil geht nach Hamburg. Neuerdings versendet man die Krabben auch in dicht verschlossenen Blechdosen auf weitere Entfernungen.

Jeder Kutter macht am Tage eine Ausbeute von 50—400 Pfund. Für das Pfund wird ein Durchschnittspreis von zehn Pfennigen erzielt. So kommen aus Büsum alljährlich über 400000 Pfund Krabben zum Versand. Das Gewicht einer mittelgroßen Krabbe beträgt kaum ein Gramm. Jene 400000 Pfund repräsentieren demnach eine Stückzahl von mehr als 200 Millionen. Und die Büsumer Ausbeute bildet nur einen kleinen Bruchteil dieser an den Küsten der Nordsee gefangenen Krusten. Wer muß da nicht erstaunen über die unendliche Fruchtbarkeit des Meeres! Die Büsumer Fischer haben denn auch auf den Fischfang, den sie früher mit einem Fischewer betrieben, ganz und gar verzichtet und

beschäftigen sich nur noch mit dem Krabbenfang. Gelegentlich finden sie jedoch in ihren Krabbennetzen Schollen, Steinbutt, Kleist, Stinte, Aale, Schnäpel, Seezungen, Knurrhähne, Seeteufel, Rochen, außerdem Taschenkrebse, Seeigel, Seespinnen, Seemäuse, Seesterne usw.

Weil zuweilen große Hitze in den Sommermonaten den Versand der Krabben erschwert, sind in Heide und in Marne Krabben-Konservenfabriken errichtet worden, welche die ausgeschälten Krebstiere in Büchsen einmachen und auf diesem Wege monatelang genießbar erhalten. In Büsum selbst besteht überdies eine Krabbenextrakt-Fabrik. Hier werden die Krabben eingekocht und nach der Methode der Fleischextrakt-Fabrikation weiter verarbeitet. Das gewonnene Produkt kommt unter dem Namen „Arendts Krabbenextrakt" in den Handel. Es ist ebenso verwendbar wie das Liebigsche Fleischextrakt und soll nach der Analyse des Berliner Gerichtschemikers Lohmann einen Proteïngehalt von 61,87 Prozent haben.

So ist der unscheinbare Krebs zu einem wichtigen Faktor in dem Erwerbsleben der Büsumer geworden und hat einem großen Teile der Einwohnerschaft zu behäbigem Wohlstande verholfen. Hoffentlich wird er nicht, wie der Hering es einst gemacht hat, von unserer Westküste jemals wieder verschwinden.

Hauptmann v. Delius und die Schlacht bei Friedericia.[1])

Von v. Osten in Uetersen.

Unter den preußischen Offizieren, welche sich in der früheren schleswig-holsteinischen Armee durch hervorragende Tüchtigkeit ausgezeichnet haben, steht der Hauptmann v. Delius in erster Linie. Als dieser hochgeschätzte Führer seine Augen schloß, konnten sich Offiziere und Mannschaften des unangenehmen Gefühls nicht erwehren, daß ihr Schutzengel von ihnen gewichen sei.

I.

Der Hauptmann v. Delius kam schon im April 1848 als Hauptmann im Generalstabe mit den preußischen Truppen in die Herzogtümer. Nachdem der General v. Bonin am 11. September zum Oberbefehlshaber über die schleswig-holsteinische Armee ernannt war, berief er sogleich diesen ausgezeichneten Offizier zu seinem Stabschef. Alle Sachverständigen vereinigten sich in dem Urteil, daß er eine bessere Wahl nicht hätte treffen können. Die Hauptaufgabe während des Waffenstillstandes war nun, die junge Armee zu ordnen, tüchtig einzuüben und kampfbereit zu machen. Daß im Frühlinge 1849 ein zwar kleines, aber vortrefflich geschultes, gut ausgerüstetes und von kriegerischem Geiste beseeltes Heer nach dem Norden ziehen konnte, wurde zwar öffentlich als ein Werk des Generals v. Bonin gepriesen; man wußte aber recht gut, daß das so glänzende Resultat hauptsächlich der rastlosen, schöpferischen Kraft seines Stabschefs zu danken sei.

Am 3. April sammelte General v. Bonin seine Hauptmacht nördlich von Flensburg, um die Vereinigung der dänischen Streitkräfte zu verhindern. Am Am 5. April ließ aber der deutsche Obergeneral v. Prittwitz eine Abteilung der Reichsarmee in die Halbinsel Sundewitt einrücken, während er die Schleswig-Holsteiner dazu bestimmte, als Avantgarde weiter nach Norden zu ziehen. General v. Bonin drängte nun von einem Tage zum andern die Dänen weiter zurück und

[1]) Die beiden Bilder zu diesem Aufsatze sind mit gütiger Bewilligung der Verlagsbuchhandlung dem Werke „Up ewig ungedeelt. Die Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1848. Herausgegeben von Detlev v. Liliencron. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg." entnommen.

verlegte am 19. April sein Hauptquartier nach Christiansfeld. Hier erhielt er den Befehl, nicht die jütländische Grenze zu überschreiten und sich bei einem ernstlichen Angriffe des Feindes auf Hadersleben zurückzuziehen. Er verharrte jedoch bei seinem Entschluß, die Stadt Kolding zu besetzen, teils weil die Dänen von hier aus seine Vorpostenstellung bedrohten, teils weil er es für geraten hielt, möglichst rasch eine Entscheidung herbeizuführen. Schon am 20. April des Morgens um 11 Uhr war die ganze Stadt in seinen Händen. Hier mußte er auf einen neuen Befehl vorläufig Halt machen und sich darauf beschränken, die nördlichen Zugänge gegen einen feindlichen Angriff zu befestigen. Am 23. April, dem Jahrestage der Schlacht bei Schleswig, kehrten die Dänen in Anwesenheit ihres Königs mit überlegener Macht zurück, um das verlorene Gebiet wieder zu erobern und wenn möglich die Armee der „Insurgenten" ganz zu vernichten. Die Schleswig-Holsteiner haben aber an diesem Tage nach anfänglichem Weichen mit 10500 Mann einen ruhmvollen Sieg über 16—17000 Dänen davongetragen. Am linken Flügel, wo der General Graf Baudissin, und im Zentrum, wo der Oberst Sachau verwundet wurde, war der Hauptmann v. Delius noch rechtzeitig eingetroffen und hatte mit großem Geschick die Oberleitung übernommen.

Hauptmann v. Delius, Stabschef des Generals v. Bonin.

Nach längerem Zögern entschloß sich endlich der Reichsgeneral v. Prittwitz, in Jütland einzurücken und für den 7. Mai den weiteren Vormarsch anzuordnen. Noch an demselben Tage nahmen die Schleswig-Holsteiner die feste Stellung bei Gudsoe und warfen die Dänen bis nach Friedericia zurück. Zu schwach, die in guten Verteidigungszustand versetzte Festung mit Sturm zu nehmen, mußten sie vorläufig die Gewehre mit dem Spaten vertauschen, um sich durch Erdwälle gegen einen Überfall zu schützen.

Am 22. Mai wurde unter Hauptmann v. Krohn ein westlich von der Festung erbautes Blockhaus erstürmt, welches dem Feinde so gute Gelegenheit geboten hatte, einen heimlichen Ausfall zu machen. In der folgenden Nacht versuchten die Dänen vergeblich, die wichtige Stellung wieder zu gewinnen. Eine

von ihnen auf dem Rückzuge abgefeuerte Kugel traf den Hauptmann v. Delius, der sich eingestellt hatte, um den Verlauf des Kampfes zu beobachten, in die Stirn. Am 26. Mai mußte der „Liebling des Heeres" seiner tödlichen Wunde erliegen, und am 29. Mai wurden seine sterblichen Überreste auf dem Friedrichsberger Kirchhof in Schleswig feierlich bestattet. Der Generalsuperintendent Nielsen hielt eine ergreifende Leichenpredigt, in welcher er der Hoffnung Ausdruck gab, daß solch edle Saat reiche Früchte bringen werde. [1])

II

Ungeachtet der trostreichen Grabrede mischte sich bei der militärischen Ehrenwache in die tiefe Trauer über den unersetzlichen Verlust die dunkle Ahnung, daß die Armee mit dem Hauptmann v. Delius zugleich ihren Genius verloren habe, und daß Bonins Glücksstern untergehen werde. „Ach, es war," schreibt der Leutnant Kirchhof, „als ob mit seinem Tode auch das Glück von unsern Fahnen Abschied genommen hätte." [2])

Als der General v. Bonin seinen treuesten Freund und Berater nicht mehr an seiner Seite sah, erwählte er den Hauptmann v. Blumenthal zu seinem Generalstabschef. Auch dieser, der jetzige Graf und Feldmarschall, war ein hervorragender Offizier, doch genoß er nicht sogleich das unbedingte Vertrauen, dessen sich sein Vorgänger erfreut hatte.

Am 7. Juni wurde der Oberst St. Paul bei der Besichtigung einer Schanze durch eine feindliche Kanonenkugel getroffen. Auch dieses Ereignis hielt man für eine üble Vorbedeutung, zumal da der so tüchtige und beliebte Offizier ähnlich wie der Hauptmann v. Delius seinen Tod garnicht im offenen Kampfe, sondern mehr zufällig und unerwartet gefunden hatte.

Während des Junimonats brauchte übrigens das Belagerungsheer sich keiner Befürchtung hinzugeben, weil Friedericia nicht stark mit Truppen besetzt war. Bedenklich und verhängnisvoll wurde aber die Sachlage in den ersten Tagen des Juli. Der in Jütland stehende General Rye, den der General v. Prittwitz mit seiner Reichsarmee leicht hätte vernichten können, aber nicht einmal ernstlich angegriffen hatte, entkam unbemerkt nach der Halbinsel Helgenäs und schiffte sich ein, um die Besatzung der Festung zu verstärken. Auch die Brigade auf Alsen unter dem General de Meza und einige Truppenabteilungen auf Fünen wurden nach der Festung beordert.

Die schleswig-holsteinischen Vorposten hatten in den letzten Tagen einen weit lebhafteren Schiffsverkehr bemerkt und waren davon überzeugt, daß Friedericia eine bedeutende Verstärkung erhalten habe; aber es war ihnen wegen des anhaltenden Regens und der nebeligen Witterung nicht möglich gewesen, bestimmte Angaben zu machen. Der General v. Bonin wollte daher an keine ernstliche Gefahr glauben, sondern schien sich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß die gewöhnliche Ablösung stattgefunden habe. Die „Hamburger Börsenhalle" vom 2. Juli brachte die Nachricht von der Einschiffung des Generals Rye, und der „Altonaer Merkur" vom 4. Juli wies in einer Nachricht aus Odense bestimmt darauf hin, daß nächstens „ein entscheidender Schlag gegen den Todfeind" erfolgen werde. Auch dadurch ließ der General sich in seiner Sorglosigkeit nicht stören.

Die 23000 Dänen, die sich in der Festung versammelt hatten, standen in einem großen Bogen von 2 Meilen Länge kaum 10000 Schleswig-Holsteinern gegenüber. Wegen dieser weiten Ausdehnung war die Linie an manchen Stellen so schwach besetzt, daß sie auch bei der heldenmütigsten Verteidigung leicht durch-

[1]) Vergl. Rudolf Schleiden, Schleswig-Holstein im zweiten Kriegsjahr. 1894, S. 91.
[2]) Möllers „Erinnerungsblätter." 1888, S. 43.

brochen werden konnte. An einen Beistand von seiten der Reichsarmee war aber bei dem eigentümlichen Verhalten des Generals v. Prittwitz nicht zu denken.

Die beiden Brigadekommandeure, Oberst v. Zastrow und Major v. Stückradt,[1]) baten daher den General dringend, schriftlich sowohl wie mündlich, die Armee zusammenzuziehen und die notwendigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um einem feindlichen Ausfall mit Erfolg begegnen zu können. Alle Vorstellungen waren vergeblich. Es schien, als wenn kein einziger Offizier rechten Einfluß auf ihn gewinnen konnte. Auch verwarf er wegen vermeintlichen Mangels an Munition am 5. Juli den Vorschlag, die mit Truppen angefüllte Stadt bombardieren zu lassen. Voll Unmut über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen schrieb der Stabschef v. Blumenthal an den Oberst v. Zastrow: „Der General will nicht hören; morgen werden wir alle klüger sein."

Denkmal der am 6. Juli gefallenen Krieger in Friedericia.

Warum aber wollte Bonin nicht glauben, was nicht nur alle Soldaten, sondern auch die jütländischen Bauern für wahrscheinlich hielten? Warum verharrte er eigensinnig bei seiner Ansicht, daß kein ernstliches Unternehmen der Dänen bevorstehe? Warum hörte er nicht auf den Rat seiner besten Offiziere? Wußte er vielleicht, daß die Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Preußen und Dänemark ihrem Abschluß nahe waren? Aber hätte er dann nicht gerade schließen können, daß die Dänen sich beeilen würden, um noch vorher für Eckernförde,

[1]) Der bei Kolding verwundete Graf Baudissin war noch nicht wieder kampffähig, Oberst Sachau war gestorben.

Kolding und Gudsoe Rache zu nehmen? Oder setzte der General zu große Hoffnung auf die Tapferkeit seiner kleinen Armee? Diese und ähnliche Fragen bilden „das dunkle Rätsel von Friedericia," welches noch kein Geschichtsschreiber gelöst hat.[1])

Es kam die furchtbare Nacht vom 5. auf den 6. Juli. Nach einem heißen, heldenmütigen Kampfe, der von 1 Uhr bis 8 Uhr anhielt, wurden die Schleswig-Holsteiner mit großem Verlust aus ihrer Stellung zurückgeschlagen.

Dennoch hatte die Armee das Vertrauen zu ihrem Führer nicht verloren. Auf vereinzelt auftauchende Fragen, ob der General vielleicht absichtlich, also verräterischer Weise so gehandelt habe, wurde mit der Gegenfrage geantwortet: „War denn auch Friedrich der Große ein Verräter, als in der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober 1758 der Überfall von Hochkirch erfolgte?"

Alle Schuld wurde dem General v. Prittwitz zugeschoben, auf den nicht nur die Armee, sondern auch das Land mit Verachtung blickte.[2])

Am 10. Juli kam zwischen Preußen und Dänemark der für Deutschland so schmachvolle Waffenstillstandsvertrag zustande, der dem Feldzuge von 1849 ein Ende machte. Die Vorahnung der Offiziere und Mannschaften bei dem Tode des Hauptmanns v. Delius war in Erfüllung gegangen.

Gedichte und Lieder aus der Erhebungszeit.

1. Die Schlacht bei Kolding.

Mel.: Prinz Eugen, der edle Ritter.

General Bonin, der ließ die Trommel rühren:
Liebe Kinder, nun marschieren
Wir nach Jütland grad' hinein!
Die schleswig-holsteinischen Bataillone
Riefen drauf mit einem Tone:
Hurra! Hurra! durch Mark und Bein.

Andern Tags rückt mit der Sonne
Oberst Zastrows Sturmkolonne
Lustig gegen Kolding vor.
Heil im Sturm ist das genommen,
Vom neunten Bataillon genommen
Und vom zweiten Jägereorps.

Als wir Kolding hatten inne,
Jagt ein Däne dort von hinnen,
Helm verlor'n und Portepee:
Herr General, gar schlimme Kunde!
Vor uns steht auf jüt'schem Grunde
Die schleswig-holsteinische Armee!

General Bülau ohne gleichen
Thät sich seinen Schnurrbart streichen,
Zu dem Adjutanten spricht:
Viel' Armeeen giebt's auf Erden,
Und ich kenn' sie all' auf Erden;
Eine schleswig-holsteinische kenn' ich nicht.

Am 23. April soeben,
Wo vorm Jahr sich's so begeben,
Daß ihm auch sein Rücken brennt,
Thut der Feind allhier befehlen,
Uns zum Dank eins aufzuzählen,
Der General Bülau, der uns nicht kennt.

General Bonin und der soll leben,
Läßt sich schnell die Landkart' geben,
Hat sogleich den Plan gemacht.
Dann vergnügt aufs Pferd geschwungen,
Macht er seinen braven Jungen
Eine wunderschöne Schlacht.

Bei der Schanze, ihr Husaren
Habet deutschen Gruß erfahren
Von dem ersten Jägereorps;
Wie man soll im Feuer stehen,
Konnten Freund' und Feinde sehen
Bei dem siebenten Bataillon.

Gut gezielt, ihr Füsiliere!
Das war gut, ihr Kanoniere!
Ihr Dragoner, aufgepaßt!
Jedem Bataillon die Ehre!
Jeder Kompanie im Heere!
Also hat's Bonin gesagt.

[1]) Vergl. „Die Erinnerungen des Herzogs Ernst II. von Koburg-Gotha," geprüft von Professor Dr. K. Jansen. 1888, S. 33—39.

[2]) Die Stellung dieses Generals war übrigens keine beneidenswerte. Der deutschen Zentralgewalt in Frankfurt hatte er versprochen, ernstlich gegen die Dänen einzuschreiten; von der preußischen Regierung, die um jeden Preis Frieden schließen wollte, erhielt er den Befehl, den Feind möglichst zu schonen.

Vor uns zwölfen, vorwärtssausend,
Fliehn die Dänen, zwanzigtausend,
Alle über Hals und Kopf.
Der General, der uns nicht kannte,
Jagt sein gutes Pferd zu schande,
Hält sich fest am Sattelknopf.

Sein Adjutant ihn fragt im Jagen:
Die Armee, die uns geschlagen,
Herr General, sagt, kennt man die? —
Alle Teufel, was für Fragen!
Die Armee, die uns geschlagen,
Alle tausend Teufel, nun kenn' ich sie!

Alle Mädchen, die sollen lachen
Und zum Tanz zurechte machen
Einen großen Ehrensaal.
Schleswig-Holstein, das soll leben!
Generalleutnant Bonin daneben!
Aber Deutschland vieltausendmal!

2. Des Sängers Tod.

(Vor Friedericia.)

Mel.: Zu Mantua in Banden.

Es war auf Jütlands Auen,
Es war am kleinen Belt,
Da stand ein junger Krieger
Bei dunkler Nacht im Feld.
Das Aug' war trüb, die Wange bleich,
So sang er wehmutsvoll und weich:
Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb' wohl!

Wohl ist es Nacht und dunkel,
Kein Stern blickt erdenwärts,
Doch dunkler ist die Ahnung,
Die mir durchwogt das Herz.
O, wär' die Nacht, die Nacht dahin!
Mir kommt das Wort nicht aus dem Sinn:
Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb' wohl!

Bei ihren Schanzen schlummern
In Lagerhütten da
Die Söhne Schleswig-Holsteins
Um Friederieia.
Du Kriegesmann dort auf der Wacht,
Was singst du traurig durch die Nacht:
Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb' wohl!

Ich denk' an meine Lieben
Im heimatlichen Thal;
Mir ist, ich hätt' gesehen
Sie all' zum letzten Mal;
Mir ist, als müßt' ich sterben heut',
Müßt' singen nun für alle Zeit:
Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb wohl!

Soll ich es nicht erleben,
Mein Land befreit zu sehn,
Und sollt' in fremder Erde
Mein Gradeshügel stehn —
Es blitzt ein Schuß — der Sänger fiel;
Doch tönt es noch wie Saitenspiel:
Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb' wohl!

J. P. Willatzen.*)

Die Insel Fehmarn.

Ein Beitrag zur Heimatskunde für Schule und Haus von J. Voß und K. Jessel. Burg a. F., Verlag von N. Dose. Preis 80 Pf.

„An der Cimbrier waldigen Küste
Schwimmet der Fimbrier Eiland im Meer;
Malt's auch Unkund' als Steppe und Wüste
Und von Gebüschen und Bäumen leer:
Wogen doch drinnen die goldenen Saaten,
Die durch göttlichen Segen geraten,
Und vertraulich weiden in sorgloser Hut
Bräunliche Herden an blauer Flut!"

So sang im Jahre 1818 der den Hainbündlern und namentlich H. C. Boie nahestehende fehmarnsche Landschreiber Johann Friedrich Mau. Wie im Anfang des Jahrhunderts, so ist es noch jetzt. Selbst Leute, die unser meerumschlungenes Schleswig-Holstein recht genau

*) Der Verfasser dieses Liedes, das unter allen während der Erhebungsjahre entstandenen Dichtungen sich stets der größten Beliebtheit erfreut hat und auch heute noch unvergessen ist, hat 1851 der Heimat Lebewohl sagen müssen. Er ist nach Bremen übergesiedelt, hat dort in sehr geachteter Stellung gelebt und ist erst im verflossenen Jahre gestorben. Mehrfacher Anregung folgend, drucke ich in dieser Nummer, die zum Jahrestage der Schlacht bei Friederieia erscheint, das Lied ab in der Fassung, wie es sich in Ludwig Frahms Doppeleiche, S. 25, findet; im Munde des Volkes hört man Abweichungen, die sich auch im Schleswig-Holsteinischen Landeskalender für 1877, S. 14 finden. — Eine Biographie des Dichters werde ich, dank dem freundlichen Entgegenkommen seines Schwiegersohnes, des bekannten Worpsweder Malers Haus am Ende, demnächst bringen können.
Lund.

kennen, zeigen häufig eine erstaunliche Unkunde über die kleine Ostsee-Insel. Nicht nur „von Gebüschen und Bäumen," sondern auch von der Größe und Bodengestaltung Fehmarns machen sich die sonst so kundigen Leute oft ganz falsche Vorstellungen. Das mag davon kommen, daß mit Ausnahme des gelehrten Prokanzlers der Universität Kiel, Christian Kortholt (1633—1694), bis in die neueste Zeit kaum ein Fehmaraner etwas über die geographischen und historischen Zustände der heimatlichen Insel veröffentlicht hat. Kortholt schrieb: „Femaria desolata oder historische Beschreibung, wesgestalt für drittehalb hundert Jahren die Insul Fehmarn von König Erichen jämmerlich zerstöhret worden." 1796 erschien eine ausführliche „Ökonomisch-statistische Beschreibung der Insel Fehmarn" von Friedrich Wilhelm Otte, und 1832 die „Historisch-statistische Darstellung der Insel Fehmarn" von dem später so berühmten Nationalökonomen Georg Hanssen. Beide waren keine Fehmaraner und schenkten der eigentlichen Geschichte der Insel wenig Beachtung. Erst die in den Jahren 1889 und 1891 in zwei Bänden erschienene „Chronikartige Beschreibung der Insel Fehmarn" von dem seit Mitte der siebenziger Jahre in Burg a. F. lebenden Lehrer Johannes Voß wird auch der historischen Seite gerecht. Voß, ein mit scharfem Blick begabter, eifriger Forscher auf dem Gebiete der Altertums-, Natur- und Landeskunde, hat mit unermüdlichem Fleiße vieles zusammengetragen, was in früheren Zeiten über Fehmarn aufgezeichnet wurde, und den gesichteten Stoff im Zusammenhange dargestellt.

Im Herbste des vorigen Jahres gab derselbe Verfasser im Verein mit dem durch seine Karte der Insel Fehmarn bekannten Lehrer Jessel, früher in Landkirchen a. F., jetzt in Burg i. D., ein Werk heraus, das den obigen Titel führt.

Das 70 Oktav-Seiten starke Buch ist mit einer guten, von Jessel bearbeiteten Karte ausgestattet. Nach genauer Angabe der geographischen Lage erzählt es uns, daß Fehmarn 185 qkm groß, mithin die zweitgrößte schleswig-holsteinische und die fünftgroßte deutsche Insel ist. Die größte Ausdehnung der ein unregelmäßiges Viereck bildenden Insel beträgt 21,5 km. Auf einer Rundfahrt lernen wir alsdann die charakteristischen Einzelheiten der 77 km langen Küste und die Gefährlichkeit derselben für Schiffe kennen, erfahren aber zugleich, daß durch vier Leuchttürme, eine Dampfsirene und eine Heulboje der Gefahr nach Menschenmöglichkeit vorgebeugt wird.

Das 2. Kapitel behandelt die Bodengestaltung, Bewässerung und klimatischen Verhältnisse. Fehmarn wird uns als eine weite, flache, nach NW. und S. sanft zum Meere absteigende Ebene dargestellt, aus welcher wellenförmige Erhebungen inselartig emporsteigen. Ihre größte Höhe, 27,2 m, erreichen diese im Südosten, wo sie eine kleine Hügellandschaft bilden. Der eingehend geschilderte geologische Aufbau stimmt mit dem des östlichen Holsteins überein. Obwohl an Wasser und Quellen kein Mangel ist, so fehlen Bäche und Flüsse auf Fehmarn doch ganz. Die Tierwelt ist im allgemeinen der Schleswig-Holsteins gleich. Jedoch fehlen Hirsch, Reh, Dachs, Maulwurf, Eichhörnchen und die beiden Schlangenarten (es hätte noch hinzugefügt werden können: die Blindschleiche). An heißen Sommertagen vernimmt man den melancholischen, glockentonartigen Ruf der Feuerunke, besonders aus den Teichen in der Nähe des Strandes. Da sich auf Fehmarn nur ein kleines Wäldchen befindet und Heide und Moor fast ganz fehlen, so ist die Flora nicht gerade mannigfaltig. Leider verschwinden auch die Knicke immer mehr.

Noch vorhandene Riesengräber und zahlreiche auf Fehmarn gefundene Steinwaffen weisen darauf hin, daß der fruchtbare Boden der Insel schon während der Steinzeit eine nicht geringe Bevölkerung an sich gezogen hat. Die ohne Ausnahme wendisch angelegten Dörfer, von denen einige bereits im Laufe der Jahrhunderte verschwunden sind, lassen für spätere Zeiten auf eine zahlreiche wendische Einwohnerschaft schließen. Die heutigen Fehmaraner sind durchweg hochgewachsene, kraftvolle Gestalten mit vorherrschend germanischem Typus; doch läßt sich das wendische Element vielfach erkennen. Wahrscheinlich haben sich um das Jahr 1200 eingewanderte sächsische Kolonisten, vermutlich Dithmarscher, mit der stark dezimierten wendischen Bevölkerung vermischt. Von den alten Sitten und Gebräuchen hat sich nur sehr wenig erhalten. Unser Buch erwähnt den mit langem wallenden Flor geschmückten Zylinder und die langen schwarzen, ärmellosen Mäntel bei Beerdigungen, sowie die weniger schöne Sitte der Beerdigungsschmäuse. Auch die alte fromme Sitte, am Mittwoch und Donnerstag vor der Frühjahrs- und Herbstsaat, sowie vor Beginn der Ernte in den Kirchen öffentliche Bettage abzuhalten, findet Erwähnung. Wir vermissen jedoch das „Waakbrennen" am Maitagabend und die in allerlei Neckereien bestehende Feier des Johannisabends. Ebenfalls hätten wir gerne gesehen, wenn im 5. Kapitel, das von politischen, kommunalen, Kirchen- und Schulverhältnissen handelt, das alte, noch bis zum 1. Januar 1900 geltende fehmarnsche Erbrecht erwähnt worden wäre. In dem fehmarnschen Erbrecht von 1320 (?) und der fehmarnschen Erbfolgeordnung von 1563 wird bestimmt, daß aus dem Nachlasse eines Verstorbenen, der keine Söhne hinterläßt, der nächste männliche Ver-

wandte, der seinen Familiennamen trägt, einen Harnisch zieht, d. h. 5 % des Gesamtnachlasses erbt. Drastischer kann das Goethesche Wort:

„Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort,"

wohl kaum illustriert werden.

Bei Kapitel VI, „Verkehrswege," kann die Darstellung des Schiffsverkehrs in den Häfen zu Burgstaaken und Orth zu einer falschen Auffassung Anlaß bieten, da bei den 490 Dampfschiffen und 656 Segelschiffen zu Burgstaaken die wöchentlichen Tourendampfer eingerechnet sind, während dies bei den 4 Dampfschiffen und 435 Segelschiffen zu Orth nicht der Fall ist.

Kapitel VII bietet eine recht eingehende, interessante Topographie der Insel, die 1890 9941 Einwohner hatte. Den kurzen Überblick über die Geschichte Fehmarns im letzten Kapitel hätten wir gern etwas länger gehabt, da das Buch doch auch fürs Haus bestimmt ist. Acht interessante Einzelbilder aus Fehmarns Vergangenheit schließen das Werkchen ab. Sie werden besonders vielen Lesern das Buch lieb und wert machen.

Vor reichlich 100 Jahren schrieb Friedrich Wilhelm Otte in seiner „Ökonomisch-statistischen Beschreibung der Insel Fehmarn": „Irre ich nicht, so haben wir hauptsächlich von einer Vermehrung der Vaterlandskunde die so wünschenswürdige Erweckung einer wirksameren Vaterlandsliebe, die allgemeine Verbreitung eines echten Gemeingeistes zu erwarten." Diese trefflichen Worte bestehen noch heute zu Recht. Darum haben wir auch das vortreffliche Büchlein, das nicht wenig zur Erweckung der Heimatliebe beitragen wird, mit Freuden begrüßt und wünschen, daß es nicht nur in jedem fehmarnschen Hause, sondern auch von denen gelesen wird, die ein Interesse an der genaueren Kenntnis unserer Heimatprovinz haben. Den Lesern der „Heimat" sei das Werkchen bestens empfohlen.

Kiel, den 20. Mai 1899. F. Burmeister.

Mitteilungen.

1. Ein kleiner seltener Gast der Ostsee. Am 19. Mai d. J. wurde mir von Eckernförder Fischern eine Schlangennadel, ein wegen seiner Form mit diesem Namen bezeichneter Fisch, überliefert, der eine Meile seewärts vom Schönberger Strande auf ausgestellten Buttnetzen gefangen und den Fischern besonders durch seine Größe aufgefallen war. Das Exemplar hatte eine Länge von 46,5 cm und wurde als große Schlangennadel (Nerophis aequoreus L.) im zoologischen Institut in Kiel bestimmt, dem dieser seltene Gast der Ostsee überwiesen worden ist. Während die kleine oder gemeine Schlangennadel (Nerophis ophidion L.) zu den häufigen Standfischen der Region des Seegrases unserer Ostseeküste gehört, scheint die große Art in der Ostsee[1]) bisher noch nicht beobachtet zu sein. Das hiesige zoologische Museum besaß bisher nur ein Exemplar aus der Nordsee von Sylt. Gleich den ihnen verwandten Seenadeln, der breitrüsseligen (Syphonostoma typhle L.) und der schmalrüsseligen (Syngnathus acus L.), die auch in der Ostsee vorkommen, zeigen die Schlangennadeln eine interessante Anpassung an ihren Aufenthalt. Form und Färbung stimmen täuschend mit denen der Meerespflanzen überein, zwischen welchen sich diese Fische als schlechte Schwimmer verbergen und ihrer Beute, die namentlich aus kleinen Krebsen besteht, auflauern. Während die Seenadeln, je nachdem sie ihren Aufenthalt wählen, bald dem grünen lebenden, bald dem braunen abgestorbenen Seegrase (Zostera marina) gleichen, scheinen die Schlangennadeln kleinere oder größere Stücke der bekannten Meersaite (Chorda filum) zu sein. Diese Alge wird in der Nordsee viel größer als in der Ostsee. An der Küste von Helgoland[2]) findet sich wohl infolgedessen als häufiger Standfisch die große Schlangennadel, während die in der Ostsee häufige kleine Art, deren Gestalt der Meersaite auf den unterseeischen Tangwiesen der Ostsee entspricht, bei Helgoland noch nicht beobachtet worden ist. Manches Interessante bietet auch die Entwicklung dieser vier Fische. Die Laichzeit fällt an unsern Küsten in die Zeit von April bis August. Die Brutpflege wird allein von den Männchen übernommen, von welchen die Eier, die der Unterseite angeklebt werden, so lange getragen werden, bis die Jungen ausschlüpfen. Bei den Schlangennadeln haften die Hülsen der Eier dann noch einige Zeit an dem Körper. Die Männchen der Seenadeln haben zur Aufnahme der Eier eine aus zwei Hautfalten gebildete besondere Bruttasche, die wieder auffallend den Blütenscheiden des Seegrases gleicht. F. Lorentzen in Kiel.

2. Die Weinbergschnecke kommt in Dithmarschen meines Wissens nur auf dem Hof Riese bei Nordhastedt vor. Wie ich aus sicherer Quelle erfahren habe, ist sie hier vor etwa 50 Jahren eingeführt worden, hat sich aber sehr wenig verbreitet. Zahlreich fand ich die Weinbergschnecke im Park der Frau Etatsrat Donner in Flottbek.

Lindemann in Westerwohld.

[1]) Leunis, Synopsis der Tierkunde, 1883, I. Bd., S. 769. Möbius und Heincke, Die Fische der Ostsee, 1883, S. 208, 274 ff. Lenz, Die Fische der Travemünder Bucht in den „Mitteilungen d. Geogr. Gesellsch. u. d. Naturhist. Museums in Lübeck," 1891, S. 52 ff.

[2]) Heincke, Die Fische Helgolands in den „Wissenschaftl. Meeresuntersuchungen," I. Bd., S. 103.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 8. August 1899.

Kolding und Fridericia 1849.

Aus den Briefen eines Mitkämpfers.[1])

Kolding, den 25. April 1849.

— — Wir haben scharfen Dienst gehabt, fortwährend ohne alle Ausnahme bis gestern hin Vorpostendienst gethan, mehrere Nächte bivouakiert; dabei bin ich bis jetzt viermal im Feuer gewesen bei Hadersleben (wenig), bei Apenrade (stark von den Schiffen beschossen), bei der Einnahme von Kolding (leidender Teil, von den Dänen beschossen), bei der Schlacht von Kolding, sehr aktiv.

Hier eine Geschichte meiner Erlebnisse am 23. April. Wir hatten die Nacht vom 22.—23. die Vorposten vor Bramderup ausgestellt und hinter uns schon am 21. und 22. 500 Schritt vor der Stadt auf dem Wege nach Fridericia eine den Umständen nach starke Schanze aufgeworfen, die von der Chaussee an, und gegen dieselbe offen sich westlich eine Anhöhe hinaufzog. Vor dieser Schanze war unmittelbar an der Chaussee ein kleiner Wall (niedriger liegend, als die Schanze) aufgeworfen. — — —

Fortsetzung: Kolding, 26. April, nachts 12½ Uhr.

— — Zwischen 7 und 8 Uhr morgens am 23. April wurden wir alarmiert und besetzten sofort unsere Schanzen. Ich kam mit ca. 10 Mann in die erwähnte kleine Außenschanze und stand 5 Schritt von der Chaussee. Die Dänen rückten haufenweise zuerst nur in der Front, dann auch auf unserm linken Flügel an. Auf den Höhen vor uns hatten sie Artillerie aufgefahren. Das Schießen ging an, ihre Kanonen auf dem Berge konnten wir mit unsern Spitzkugeln nicht reichen, ihre Kolonnen desto besser. Es wiederholte sich fortwährend dasselbe Schauspiel. Die Feinde kamen vor, bekamen Salven, es fielen viele, und sie gingen zurück. So mochte das Gefecht 1½ Stunden gedauert haben, als sie ihre Kanonen in die Ebene vor uns brachten, auf und dicht an die Chaussee. Von dort ca. 800 Schritt entfernt kriegten wir durch Schießen auf die Pferde die Kanonen wieder zurück. Da geschah es, daß plötzlich Kavallerie auf der Chaussee sich zeigte. Es mochten ca. 40 Husaren sein. Sie ritten bis 500 Schritt vor uns Trab, gefolgt von großen Haufen hinter ihnen herlaufender Jäger. Wir setzten Bajonett auf. Es fiel kein Schuß mehr von unserer Seite. Die Kavallerie setzte in Galopp und bald in Karriere um. Die dänischen Jäger mit Laufen und Hurra hinterdrein. Die wahrhaft entsetzliche Schönheit der nun folgenden Scene vermag ich

[1]) Von einem hochverehrten Freunde unserer Zeitschrift sind uns nachstehende Auszüge aus Briefen zur Verfügung gestellt worden, die vor 50 Jahren von einem Mitkämpfer geschrieben worden sind. Sie schildern die Kämpfe um Kolding und Fridericia, gleichzeitig aber auch die Seelenstimmungen derer, die dort für das Recht stritten, mit so lebhaften Farben, daß sie allgemeines Interesse erregen müssen.

nicht genügend zu beschreiben. — Die tapfere Gardehusaren-Abteilung kam bis auf 15 Schritt an uns heran, und dieselbe Sekunde, in welcher ich zum ersten Male ihre bleichen bärtigen Gesichter, ihre über den Köpfen geschwungenen Säbel, ihre herrlichen Rosse in unmittelbarster Nähe sah, diese Sekunde war noch nicht verschwunden, als sie alle von unsern Schüssen über einander fallend uns einen leeren Raum da sehen ließen, wohin sie ihre tollkühne Tapferkeit zur unglücklichen Stunde geführt hatte. Ich bin empfänglich für solche Eindrücke, und in jedem Augenblicke der Ruhe tritt unwillkürlich jenes entsetzliche Bild vor meine Seele. — Fünf, sechs scheu gewordene, herrenlose Pferde rannten auf Kolding zu, zwei Husaren liefen zurück, die andern alle (4 oder 5 wurden gefangen) lagen, meist zum Tode getroffen auf der Chaussee, unter und neben ihren Pferden. Und zwischen ihnen durch ging, scheinbar unverwundet, der Leutnant Castenschiold, der sie geführt, den Weg zurück. Zur Ehre unserer Jäger sei es gesagt, keiner legte auf den tapferen Feind, der zu den Seinen zurückkehrte, an. Wie die Husaren gefallen waren, blieben sie liegen; die Jäger hinter ihnen aber liefen, was sie konnten, zurück, und von neuem begann das Gefecht. Sie hätten mit allen ihren Bataillonen uns nicht aus unsern Schanzen herausgekriegt, aber in unserm Rücken verließ der zu unserer Aufnahme am Ausgange der Stadt stehende Major seinen Posten, und das zu gleichem Zwecke dort postierte 9. Bataillon entwich bis über die Süderbrücke der Stadt zurück. So kam es, daß die Dänen am Schloßteich von Veile her unsern linken Flügel umgingen, und als sie, von den Bürgern durch die Gärten eingelassen, bereits den Marktplatz der Stadt in unserm Rücken erreicht hatten, ward für uns Retirieren geblasen, und unter dem heftigsten Granatfeuer gingen wir an der östlichen Lisière der Stadt durch und über die Königsau dem Süderausgange der Stadt zu. Hier hatte Hauptmann v. Wrangel einem Trommler des 9. Bataillons die Trommel genommen, und selbst zum Angriff trommelnd das Bataillon wiederum mit der Front gegen den Feind gesammelt. Wir zogen zur Stadt hinaus, ich schwer beladen mit Leutnant Castenschiolds Pistolen, einem Karabiner und einem blutbefleckten Husarenpallasch, Waffenstücke, die ich, von Zeit zu Zeit aus den Schanzen springend, mir von der Chaussee geholt hatte. Unser Adjutant Ahlmann war geblieben, d. h. wie ich jetzt höre, verwundet gefangen genommen, und zwei Stunden nachher spielte ich, bis über die Knie kotig, ohne Strippen, ungewaschen, Adjutant des Korps auf feurigem Rosse. — Von da ab ist meine Geschichte eine Leidensgeschichte. Tag und Nacht auf dem Pferde (zwei habe ich), vom 24. morgens ab Platzmajor von Kolding mit der Aufgabe, eine Stadtverwaltung zu schaffen, nicht aus den Kleidern, mit leider immer noch kranken Augen. — — Die Geschichte des Montagnachmittags ist dir bekannt; als ich nach nachts 12 Uhr von einer Tour nach Wonsild zurückkam und bei Bellevue haltend, die vor mir liegende Scenerie betrachtete, mußte ich mir gestehen, nie etwas Ähnliches und, Gott verzeih' mir's, nie etwas Schöneres gesehen zu haben, selbst den Hamburger Brand nicht ausgenommen. Aus dem Flammenmeer Koldings trat scharf das alte dunkle Schloß hervor, und Hunderte, Tausende möcht' ich sagen, von kleinen Wachtfeuern bezeichneten an den Bergesabhängen die Stellen, wo unsere bivouakierende Mannschaft ihr Essen kochte. — In der Stadt lagen Leichen auf den Straßen, Flyttgut aller Art und stürzende Häuser sperrten die Wege. — — Noch in der Nacht marschierten wir nach Bramdrup, am Morgen jedoch schon wieder nach Kolding zurück, wo wir bis jetzt liegen. Gersdorff ist Kommandant, und ich habe in dieser Stadt ohne Ärzte, ohne Beamte, ohne Fensterscheiben, ja, fast ohne Einwohner alle Kommandanturgeschäfte zu besorgen. Der Plünderung haben wir ein Ende mit Schrecken gemacht, unsere braven Husaren und unsere eigenen Kameraden, unter ihnen den

armen Zeise, heute nachmittag feierlich begraben. — Castenschiolds Pistolen habe ich durch ein reizend schönes Fräulein Sommer, die unter Strömen von Thränen von mir Wagen und Post nach Aarhus erhielt, ihm zugestellt. Wir liegen in der Apotheke hier, es ist aber kein Mensch drin, nicht mal ein Lehrling, und ein Jäger und ein Dragoner pharmazieren unten für die Lazarette, während ich oben in Fräulein Elise Filskovs Stube Adjutantur und Kommandantur betreibe und, jetzt schon mit Stiefeln und Sporn, des Nachts auf meinem roten Divan liege mit Gersdorffs zottigem Pelze zugedeckt, aber regelmäßig mehrere Male heraus muß, entweder auf die Wache oder zum Bürgermeister oder hierhin oder dahin. — Trotz Grundrechten und Staatsgrundgesetz und Prozeßgrundsätzen lasse ich deutsche marodierende Herumtreiber durchhauen und per Zwangspaß spedieren. So werde ich morgen auch O. G. zum Teufel schicken, der seit gestern in Altonaer Uniform hier herumsteigt und nirgends bis jetzt hingehört; ich will ihn im Korps nicht gerne haben, und er scheint auch nicht viele Lust zu haben, bei uns gerade einzutreten. — —

21. Mai 1849.

In Kolding in den Lazaretten liegen sehr viele unserer Verwundeten, und leider sterben manche von denselben. Aus den täglichen Rapporten über ihren Zustand und ihre Bedürfnisse ersehe ich heute abend, daß unter den Armen eine leider fast nicht zu befriedigende Sehnsucht nach Apfelsinen existiert. Bei der Menge in Kolding Liegender haben bisher wenigstens von unsern Verwundeten nur ganz einzelne diesen Genuß gehabt. Wenn es Dir nun möglich wäre, ein Kistchen von ca. 100 Apfelsinen an das erste Jägerkorps zu besorgen, so würdest Du dazu beitragen, ein sehr gutes Werk zu thun. Das Korps würde eine solche Sendung seinen Verwundeten in Kolding zukommen lassen, während eine Sendung direkt an die Lazarette unsern speziellen Schützlingen wenig zugute kommen würde, da sie im allgemeinen zu verteilen wäre. Obgleich dieses ganze Ansinnen etwas partikularistisch-egoistisch aussieht, so habe ich doch, nach den mündlichen Berichten unsers soeben aus Kolding zurückgekehrten Dr. Wachs nicht unterlassen wollen, den Inhalt desselben zu Deiner Kunde kommen zu lassen. Deine Mutter, von welcher Du damals schriebst, daß sie zunächst wohl über dergleichen zu disponieren Gelegenheit habe, und die ja demnach vorzugsweise im speziellen Interesse des 1. Jägerkorps in Anspruch genommen werden würde, bitte ich mit Rücksicht auf das große und wohlverdiente Mitleid, welches das Dutzend unserer durchweg schwerverwundeten Koldinger Kameraden verdient, es zu entschuldigen, daß ich so frei bin, eine Verwendung von Liebesgaben zu befürworten, die, wie gesagt, etwas partikularistisch ist. — —

Damgaard, 2. Juli 1849.

— Vor allen Dingen will ich, wenn auch spät, der Überbringer eines aufrichtigen Dankes an Deine geehrte Mutter sein. Von den einigen 30 Verwundeten, welche wir Ende Mai noch in Kolding hatten, und denen die Apfelsinen zur Erquickung gedient haben, ist leider die große Mehrzahl, einige 20, bis jetzt gestorben. — Unter ihnen war mancher brave Kerl, dem die ehrenvolle Kugel wohl zu gönnen war.

Du wirst nicht von mir erwarten, daß ich in Geschichtchen oder Renommagen „aus Eritsö," „vor Fridericia" mich ergehen soll. — Diese unselige Belagerung, leichtsinnig angefangen, ohne Mittel und ohne Energie bisher fortgeführt, hat dergleichen Proben einer langweiligen Muße schon hinlänglich in die Blätter spediert. — Thatsache ist, daß wir alle fortwährend unter den Kanonen von Fridericia und Fühnen liegen, daß es zu verwundern ist, daß wir nicht zehnmal soviel verlieren, als wir thun, und unser Verlust war nicht geringe bisher, endlich,

daß die Dänen mit leichter Mühe durch einen energischen Angriff, zu dem sie freilich nicht imstande zu sein scheinen, uns über alle Berge jagen könnten. — —

Trotzdem daß der „Merkur" gelegentlich die Gegend zwischen Kolding und Fridericia als „arm" bezeichnet, ist hier ein wahres Paradies. In diesem Paradiese habe ich von der ganzen Armee unbestritten das schönste Quartier; in diesem Quartier bei dem Hofjägermeister v. Ahlefeld und seiner schönen, geistreichen Frau bin ich, glaube ich, sehr gut angeschrieben. Ich bin den Tag über meistens sehr stark beschäftigt, aber des Abends geht's entweder nach Eritsö ins große Zelt oder zum L'hombre, zu Gersdorff oder Schöning oder anderswohin. Unsere Landeszeitung lasse ich mir kommen, aber ich entnehme wenig Trost daraus. Denn die Heere sind es, die augenblicklich entscheiden, und unser Heer kennt keine Landesversammlung und keine Statthalterschaft, sondern lediglich ein Generalkommando, welches alles besorgt, alles kann, welches Unterstützungen, Beförderungen usw. bewilligt und abschlägt, ohne daß irgend eine sonst dazu berufene konstitutionelle Behörde irgend ein entscheidendes Wort einwenden dürfte. — —

K. sagt: Komm nach Hause, nähre dich redlich! Gersdorff sagt: Bleiben Sie bei mir, und wenn wir hier Frieden haben, und es dann in Deutschland nicht besser aussieht, so begleiten Sie mich nach Grönland und Island, da wollen wir ein paar Jahre wegbleiben, und die Esel in der Armee, unsere jeunesse dorée, die mitgehen, um ihrer eigenen Langeweile zu entlaufen und für sich, um ein ganz kleines Hardesvogteichen zu erhaschen, daheim die elendesten Künste üben, die machen sich lustig und meinen, weder der König von Preußen noch die neue Distriktseinteilung von Rathgen werden ihnen ihren Gehalt nehmen können, vorausgesetzt, daß sie erst einen haben. — Weißt Du was, ich gönne den Jungens von Lumpen ihre Gehalte und ihre Stellen und ihre Weiber und alles, was niet- und nagelfest an ihnen ist, also vorzugsweise ihre Köpfe, aber ich verachte sie und ihre gesamte Sippschaft so gründlich, daß ich mich fast davor fürchte, wieder in ihre ruhige Mitte zurückzukehren. — Da lebe ich lieber mit Dr. Wachs, diesem getreuen Abklatsch meiner Persönlichkeit, meinen Pferden, die vor Freude wiehern, wenn ich morgens mit Zucker in den Stall komme, mit meinem Burschen, der keinen Hals hat und kein Wort Hochdeutsch kann, der aber wenigstens fürs Vieh ein Herz besitzt. — —

Vorposten Smidstrup, 9. Juli 1849.

— — Das Spaßen ist mir für die nächste Zeit ganz und gar vergangen. Wir hatten (bei dem Leichtsinn, mit welchem man im Generalkommando die Dänen verachtete) unsere Prügel redlich verdient, und wir wenigstens hatten uns schon lange gewundert, daß wir sie noch immer nicht gekriegt hätten; aber daß wir sie so, daß wir sie auf diese gräßliche Weise kriegen würden, hat niemand, niemand gefürchtet. Am 7. Juli betrug unser Verlust: 1. Brigade: 36 Offiziere, 144 Unteroffiziere, 1794 Gemeine; 2. Brigade: 26 Offiziere, 90 Unteroffiziere, ca. 900 Gemeine, wobei wir, die Avantgarde und die Reiterei als vollkommen intakt zu betrachten sind. Ich kann mich einer gewissen Wehmut nicht erwehren, wenn ich an das zersprengte und geschlagene schöne junge Heer zurückdenke, und mehr noch, wenn ich die Hurras wiedertönen höre, mit denen Bonin in allen Biwaks empfangen wird. — Unsere kampffähige Armee: 1., 2. Jägerkorps, 9., 10. Bataillon, dazu 4 Eskadrons, 1 Batterie, werden jetzt als eine Division von Gersdorff unter Prittwitz' Oberbefehl kommandiert. — Bonin und Zastrow sind für den Augenblick vollständig delogiert und liegen mit den Resten der beiden andern Brigaden in Veile. — Der einzige Wunsch auf Erden, den ich diesen Augenblick habe, fängt an in Erfüllung zu gehen; wir sind heute neben den Hessen unter Spangenberg und den Weimaranern, Lippe-Detmoldern usw. unter Diederichs wiederum

gegen Fridericia vorgerückt und haben das Zentrum inne. Noch melden unsere Patrouillen, daß bis jetzt die Bredstrup-Gudsöer Position von den Dänen nicht verlassen ist, und ich mag die Befürchtung nicht in mir wach werden lassen, daß sie dieselbe ohne Gefecht räumen. Mich dürstet nach dem Angriffe, damit dieser unbändigen Wut, die verzehrender wirkt als Strapazen, Raum gegeben werde. — Auf den Feldern von Fridericia liegt unsere politische Existenz, man wird uns in Europa unser Dasein nicht verzeihen, wenn wir nicht den allerentschiedensten Anteil an den folgenden Kämpfen für uns nehmen. — Nur das laß mich erleben, daß diese Kämpfe stattfinden!

Als sicher nehme ich an, daß wir morgen oder spätestens übermorgen den Feind, wenn er standhält, angreifen werden, und aus diesem Grunde will ich mit der Beantwortung Deines Briefes keinen Augenblick länger zögern. — Ich muß von vornherein vollkommen darauf verzichten, ein Brief zu schreiben, so wie Dein letzter war. Ich suche alle möglichen Leute auf, um mit ihnen von demselben zu sprechen, ich lese ihn vor, sogar an S., ich bin gespannt auf Tetens Bemerkungen, der ihn erst halb gelesen und jetzt von mir geliehen hat, kurzum ich bin förmlich dankbar für den Brief, der mir Dein altes ehrliches Gesicht auf Stunden, auf Tage wieder vor die Seele gerufen hat. Aber ich kann nicht in demselben Stile antworten, ich bin augenblicklich unfähig, über diese Dinge geordnet und vernünftig zu denken, und ich bin immer froh, wenn mir meine eigensten, innersten Gedanken über diese Gegenstände so rund und fertig vorgetragen werden, wie das von Dir geschehen.

Darum will ich Deine Neugierde befriedigen und mich der Aufgabe unterziehen, Dir das Bild von dem Überfall bei Fridericia zu geben, was ich selbst davon im Kopfe trage. — Die Landkarte belehrt Dich, daß von den drei Halbinseln Snoghoi, Langrodde, Fridericia, die dritte diejenige gewesen ist, welche die Dänen gegen einen Angriff vom Lande her befestigt haben. Ich erwähne das, weil Fridericia bekanntlich ursprünglich nur ein Seefort war, und weil die Dänen wirklich lange gezweifelt haben, welchen von diesen drei Punkten sie befestigen wollten. Von Fridericia aus gesehen, geht südöstlich von dieser Festung von Gudsö anfangend ein Abschnitt über Stonstrup, Bredstrup und den kleinen Randsfjord und bildet die natürliche äußere Verteidigungslinie für Fridericia. Diese Linie aufzugeben wurden die Dänen durch die Schlacht bei Gudsö gezwungen; sie mußten also in die Festung hinein und das ganze Terrain zwischen jenem Abschnitte und der Festung räumen. Die schleswig-holsteinische Armee zog ihren Halbkreis um die Festung von Eritsö anfangend über Bredstrup und südöstlich von Randsfjord nach Veilby hin. — Während nun von diesem Halbkreise aus in den verflossenen zwei Monaten durch Anlegung von Redouten immer näher an die Festung hinan operiert wurde, suchte man auch außerhalb dieses Halbkreises durch die Aufstellung des 1. Jägerkorps von Snoghoi bis Gudsö-Bucht eine Sicherung vor etwaigen feindlichen Landungen in der Flanke oder im Rücken der Armee. — Die Geschichte der letzten zwei Monate besteht nun darin, daß man fortwährend Batterien näher an die Festung hinanzuschieben suchte, und dies geschah zuletzt vorzüglich am linken Flügel der Armee von Eritsö aus, später aber (ungefähr seit Delius' Tode, nachdem die babylonische Verwirrung in die jungen Leute gekommen war, die unserm Generalstab angehören) vorzugsweise im Norden und Nordwesten der Festung. Die Ausführung und die Sicherung dieser Arbeiten und eine solche Stellung für eine Armee von ca. 10000 Mann ohne alle Reserven ist schwierig, aber sie ist möglich, wenn alles prompt auf seinem Platze ist, und wenn man Recht darin hat, daß man dem Feinde nicht die Energie zuzutrauen braucht, welche zu einem Angriff auf eine Reihe wohlbesetzter Redouten gehört.

Man wußte außerdem, daß von der dänischen Armee die Brigaden Meza und Rye, erstere auf Alsen, letztere in Jütland beschäftigt seien. So mochte das Ding passieren. Aber, aber, es mochte auch nur unter den angeführten Voraussetzungen passieren und mit dem Wegfall dieser Voraussetzungen mußte das Ding notwendig ein anderes werden. Die Voraussetzungen fielen weg; vor unsern Augen wurde die ganze dänische Armee von überallher nach Fridericia gebracht. In täglichen kleinen Ausfällen zeigte sie uns, daß sie die Lage unserer Schanzen rekognoszierte und daß sie Mut und Willen genug hätte, ernste Angriffe zu thun. Ihre Schiffe fingen an, im kleinen Belt zu kreuzen. — Dabei wußten wir so gut wie die Dänen, daß wir für den Fall eines Angriffs in den ersten acht Stunden bei der damaligen Stellung der Reichstruppen keine nennenswerte Hülfe erwarten konnten. — Man sah den Angriff 4, 5, 6 Tage lang voraus, man mußte ihn, man glaubte ihn erwarten und abweisen zu können, — und konzentrierte die Armee nicht. Nach der Aufstellung war es klar, daß, wenn es den Dänen gelingen würde, an einer Stelle durchzubrechen, sie alsdann nach rechts und links die Truppenteile aufrollen konnten. Aber man war sicher: sie würden nicht durchbrechen. Und diese Meinung läßt sich bei einer so braven Armee wie die schleswig-holsteinische hören. Dann aber mußte man diese Armee unter Waffen halten, während der ganzen Nacht und hinter den Redouten und Batterien geschlossen aufgestellt halten. Dies ist nur bei der Avantgarde geschehen, und hier liegt der Fehler, der, wenn er Bonin und namentlich Zastrow, dem Kommandeur der Infanterie, verziehen werden kann wegen ihrer außerordentlichen Tapferkeit und nach den Anstrengungen während einer durch diese Fehler von vornherein verlorenen Schlacht verziehen werden muß. Wir wollen, weil wir im Unglück sind, verzeihen und besser machen.

Um 1½ Uhr in der Nacht begann der Angriff nord-nordwestlich von der Stadt und kam, ein wunderbar schöner Anblick, ihre Flottille in Schlachtordnung manövrierend an die Landungsstelle des kleinen Belts, Granaten speiend. Ans Land kamen oder vielmehr gingen sie nicht, aber bei Christinenberg durchbrachen die Feinde unsere Batterie, die vierfache Kartätschenladungen auf 300 Schritt auf sie gaben, und schlugen in den Schanzen mit Kolben und Bajonetten mit unsern Feldwachen und kleinen Bedeckungen sich herum.

Was halfen nun alle Heldenthaten, was half es, daß die umgangenen Batterien von ihren Kommandeuren zum großen Teil in die Luft gesprengt, die Kanonen vernagelt wurden, was half das Bemühen, den abgeschnittenen Rückzug zu Lande durch das Wasser des Randsfjords zu erzwingen! Tod durch Erschießen, Tod durch Ertrinken war die grausige Alternative. — Als nun um 5 Uhr morgens der allgemeine Rückzug auf Stonsstrup kommandiert ward, da kamen nicht die Bataillone der Brigaden, nur ihre Überbleibsel; und als auch hier nicht die Hoffnung in Erfüllung ging, daß man die ganzen Bataillone der Avantgarde zum Angriff vorführte, da blieb nichts übrig, als mit Verlust der Festungsgeschütze, Feldkanonen, des Parks und der Munitionskolonne von Stonsstrup den Rückzug fechtend fortzusetzen. Das haben wir, 2. und 1. Jägerkorps, gethan.

Am 6. abends bezog das 1. Jägerkorps die Vorposten vor Veile. Am 7. blieben wir so stehen bis zum 8. abends, da bivouakierte alles bei Vindinge; heute nach Smidstrup wieder vorwärts. Was morgen geschieht? Dio sà!

Nicht die schöner als je prangende Gegend von Veile, nicht die anerkennenden Worte Prittwitzens, nicht die rührende Herzlichkeit, mit welcher die Hessen, namentlich die Husaren in Veile, uns empfingen, vermochten die trüben Eindrücke zu verwischen, den tiefen Kummer zu lindern, der uns allen das Herz abdrückt. Ich werde nie den Anblick der Bivouaks der beiden Brigaden nördlich von Veile

Digitized by Google

vergessen. und als der erste frohe Schimmer gestern abend, der Befehl zum Vorwärtsgehen, kam, da sang unter dem italienischen Himmel wohl das schöne von Breckling, Heckscher, Raumer und Wachs gebildete Quartett, aber es sang O sanctissima, und ein schwermütiges Lied folgte dem andern.

Major Woniger ist amputiert, Major Roeques gestern begraben, Staffeldt verwundet gefangen, Schmidt verwundet, alle Kompanieführer des 1., drei des 2., drei des 4. usw. fehlen, meist verwundet, gefangen.

Dänischerseits ist, ziemlich zuverlässigen Nachrichten zufolge, General Rye gestern begraben, und Veiler Bürger geben den Verlust der Dänen auf 80 Offiziere und 2000 Mann, annähernd, an.

In wenig Tagen werde ich wohl ein Leutnantspatent erhalten, und unser jetziger General Gersdorff sprach heute mit mir darüber, daß er mich zum Brigadeadjutanten machen wollte.

Es hat meiner Eitelkeit etwas geschmeichelt, daß Sandrart mich in einem günstigen Berichte einen geborenen Soldaten, der durch Begabung seinen Mangel an Erfahrung ersetze, höheren Orts genannt hat. — —

Geschichtliche Entwicklung des Herzogtums Schleswig bis zu seiner Vereinigung mit Holstein.

Von H. E. Hoff in Kiel.

V. Die Schauenburger erwerben das Herzogtum Schleswig.

Im 14. Jahrhundert drang das deutsche Element sowohl im Osten als auch im Norden siegreich vor und gewann weite Gebiete zurück, die einst für das Deutschtum verloren gegangen waren. Anfangs schien es allerdings, als ob in unserer Nordmark der dänische Einfluß an Ausdehnung und Stärke gewinnen sollte, denn in König Erich Menved waren die Traditionen dänischer Herrschaft über die Ostsee und ihre Küstenländer lebendig, und manchen Erfolg hatte er in dieser Richtung zu verzeichnen. Kaiser Albrecht I. hatte 1304 die Metzer Urkunde vom Jahre 1214 förmlich bestätigt und somit auf die Gebiete nördlich von der Elbe Verzicht geleistet, obgleich diese längst nicht mehr im dänischen Besitze waren. Lübeck begab sich drei Jahre später freiwillig unter des Königs Schirmvogtei und zahlte ihm dafür jährlich zum Johannis-Termin 750 Mark Lübisch. Rostock war der dänischen Macht unterworfen, und die Grafen von Holstein schlossen mit dem Dänenkönig Hülfsverträge ab und verschmähten es nicht, ihn um ihres Vorteils willen ihren „Oberherrn" zu nennen. Der dänische Glanz hatte aber eine starke Schattenseite: „Die letzte Kraft des Reiches wurde aufgewandt, um das äußere Ansehen zu behaupten; den Gewinn trugen am Ende doch andere davon." (Waitz.) In der That war damals manches faul im Staate Dänemark. Das Reich war verschuldet, große Gebiete waren verpfändet, die Großen des Reiches übermütig, und eine allgemeine Mißstimmung und Unzufriedenheit herrschte im Lande, wie sie einer Katastrophe im Staate voranzugehen pflegt. Als Erich Menved im Jahre 1319 die Augen schloß, da war es um die dänische Macht geschehen, denn nun entwickelte sich die Kraft des deutschen Volkes im Norden in großartiger Weise, so daß Dänemark sich bald dem deutschen Einflusse beugen mußte. Nicht das Kaisertum war Träger deutscher Machtentfaltung im Norden, es hatte vielmehr genugsam bewiesen, daß es kein Verständnis für die wichtigen nationalen Interessen in Nordalbingien und den Ostseeländern besaß; sondern das Deutschtum fand hier

seine Stärke in dem Zusammenschluß der Städte und der Thatkraft einzelner Fürsten. Die Hansa beherrschte die Ostsee im Handel und Verkehr, und deutsche Bildung und Kultur wurden durch sie weit nach Norden getragen. Unter den Fürsten aber ragte bald im deutschen Norden weit empor Graf Gerhard der Große, in welchem das Schauenburger Haus den Höhepunkt seiner Macht erklomm. — Durch Erbteilungen war in dem vergangenen Jahrhundert die Kraft Holsteins sehr geschwächt worden, so daß man zuletzt fünf regierende Linien zählte; nachdem aber im Jahre 1308 die Segeberger, 13 Jahre später auch die Kieler Linie erloschen war, gab es im Lande selbst, wenn man die Pinneberger Herrschaft der Schauenburger unberücksichtigt läßt, nur zwei regierende Herren: Gerhard III. von der Rendsburger und Johann von der Plöner Linie, den man den Milden, d. i. den Freigebigen nannte. Letzterer war ein Halbbruder Erich Menveds, denn er war ein Sohn jener Agnes von Brandenburg, die in erster Ehe mit König Erich Glipping, in zweiter Ehe aber mit Johanns Vater, Gerhard dem Blinden, vermählt gewesen war. Gerhard III. war der Sohn des Grafen Heinrich, der in Rendsburg residierte, und folgte diesem im Jahre 1304 in der Regierung. Die Sage hat sich frühzeitig des Helden bemächtigt. Sie stellt Gerhards Jugend als ärmlich und elend dar, um seine späteren glänzenden Erfolge in um so hellerem Licht erstrahlen zu lassen

Bereits im Kampfe erprobt, unternahm es Gerhard, die Dithmarscher zur Unterwerfung zu bringen. In Oldenwöhrden verwandelten die durch Gerhards grausame Härte zur Verzweiflung getriebenen Bauern den anfänglichen Sieg in eine blutige Niederlage, 1319. Gerhard suchte sich dann ein anderes Gebiet für seine Thatkraft auf; es war das Herzogtum Schleswig.

Erich Menved war gestorben; von seinen 14 Kindern war keines groß geworden, der nächste Erbe war also sein Bruder Christoph, vor dessen Wahl der König aber sterbend die Großen des Reiches gewarnt haben soll. Viele, welche Christophs schlechten Charakter kannten, empfahlen die Wahl Herzog Erichs von Schleswig, „damit das Fürstentum wieder an die Krone komme." Dieser Vorschlag gefiel nun freilich den Grafen von Holstein sehr wenig. Johann der Milde trat offen für die Wahl seines Halbbruders Christoph ein, und dieser wurde gewählt, nachdem er in einer „Handfeste," der ersten Wahlkapitulation der Dänen, dem Adel und der Geistlichkeit bedeutende Zugeständnisse gemacht hatte, die er weder halten konnte, noch überhaupt zu halten gesonnen war. Bald darnach finden wir daher Adel und Geistlichkeit in hellem Aufruhr gegen den wortbrüchigen König, allein Christoph II. wußte sich zu behaupten. „Hätte er sich nur nicht an Schleswig gewagt! Ein wahres Verhängnis scheint die Dänen stets getrieben zu haben, an die Behauptung oder den Erwerb eines Landes ihre beste Kraft zu setzen, das ihrer einmal nicht begehrt." (Cajus Möller.)

Herzog Erich II. von Schleswig, der mit Gerhards Schwester Adelheid vermählt war, starb im Jahre 1325 und hinterließ einen minderjährigen Sohn Waldemar. Christoph II. beanspruchte die Vormundschaft, besetzte sofort das Land und schickte sich an, Schloß Gottorp zu belagern. Jetzt war die Stunde gekommen, wo Gerhard seine ungestüme Kraft an den Dänen messen konnte. Als Beschützer seiner Schwester und ihres jungen Sohnes erschien er vor Schleswig mit Johann dem Milden im Bunde, dem Christoph das ihm bei der Wahl versprochene Fehmarn vorenthalten hatte, und brachte diesem am Hesterberge eine vollständige Niederlage bei. Dieser Sieg führte Christophs Untergang herbei; denn als die Grafen von Holstein nun in Dänemark einfielen, wo das Volk sich einmütig gegen den König und seinen bereits gekrönten Sohn Erich erhob, da ließ Christoph Krone und Reich im Stich und floh mit seinen beiden jüngeren Söhnen Otto und Waldemar nach Rostock, König Erich in der Gefangenschaft zu Hadersleben zurücklassend.

Die Dänen sahen sich nach einem neuen König um, niemand aber hatte ein größeres Anrecht auf die Krone als der junge Herzog Waldemar von Schleswig. Auf dem Parlament zu Viborg wurde Waldemar auf Gerhards Vorschlag am 7. Juni 1326 zum König gewählt, nachdem er eine „Wahlhandfeste" beschworen hatte; da er aber erst 12 Jahre alt war, so wurde sein Oheim Graf Gerhard zum Reichsverweser und „vormund des rikes to Denemarken" bestellt. Gerhard, den günstige Umstände so hoch erhoben hatten, wußte seine führende Stellung in Dänemark klug zu benutzen, um seine Ziele zu fördern. In einer besonderen Urkunde, welche in die Handfeste des Königs aufgenommen wurde, ward die Versicherung gegeben, daß das Herzogtum Süderjütland niemals wieder mit dem Reiche und der Krone Dänemark vereinigt noch verbunden werden solle, so daß ein Herr über beide sei. Das ist die berühmte Constitutio Waldemariana, deren Echtheit mit Unrecht von den Dänen bestritten worden ist. Das Lehnsverhältnis Schleswigs zu Dänemark wurde darin nicht angefochten, aber die Einziehung des Lehens sollte verhindert werden. Damit war das nächste Ziel der Schauenburger Politik klar gekennzeichnet, für den Augenblick aber war noch weit mehr erreicht. Zu Nyborg auf versammeltem Reichstage geschah unter Zustimmung der Großen des Reiches die Belehnung Gerhards und seiner Erben mit dem ganzen Herzogtum Jütland samt allen seinen Grenzen, Gebieten und Inseln sowie allen Regalien als einem Fahnenlehn; nur das Recht der Oberherrlichkeit und der Belehnung blieb dem Könige vorbehalten. 15. August 1326. — Ein gewaltiger Schritt vorwärts in der geschichtlichen Entwicklung des Herzogtums! Wenn auch das Herzogtum vorerst auf die Dauer nicht behauptet werden konnte, so war doch das große Ziel, die Vereinigung Schleswigs mit Holstein, für alle Zeiten festgelegt und konnte von den Schauenburgern nicht mehr vergessen noch ihnen verdunkelt werden.

Auch Johann der Milde ging nicht leer aus, ihm wurde jetzt die Insel Fehmarn zuerkannt; außerdem erhielt er Laaland und Falster zu Lehen, Fünen war ihm verpfändet. Andere Teile des Reiches wurden ebenfalls in Lehen verwandelt, so daß es schien, als ob Dänemark sich in verschiedene Fürstentümer auflösen würde.

Daß die Dänen sich bei der Neuordnung der Dinge nicht lange wohl fühlen würden, ist leicht einzusehen. Die Deutschen schalteten als die Herren im Reich, und Handel und Verkehr wurden von den deutschen Städten völlig beherrscht. „Man war in Dänemark in einen unnatürlichen Zustand unversehens hineingeraten, beherrscht von den Holsteinern, die man in besseren Tagen beherrscht hatte; das empfanden hinterher selbst die wenigen, die ihren großen Gewinn rasch in Sicherheit gebracht hatten, um wie viel mehr die vielen, die nichts erhalten und nichts zu hoffen hatten," sagt Dahlmann. Vorläufig hatten die Grafen die Macht, und nach Lage der Dinge mußten sie sie behalten, so lange sie einig blieben. Christoph war indes unablässig bemüht, die Krone wieder zu gewinnen. Die Ermahnungen des deutschen Kaisers Ludwig von Bayern, die dieser an Gerhard richtete, nützten ihm weniger als die Hülfe seines Halbbruders Johann, den er durch große Versprechungen auf seine Seite brachte. Im Jahre 1329 setzte der vertriebene König seinen Fuß wieder auf dänischen Boden, und Gerhard sah schließlich ein, daß der bisherige Zustand unhaltbar geworden war. „Graf Johanns Bemühen brachte es dahin, daß Waldemar den Königstitel ablegte und wieder Herzog von Südjütland ward. Der Vormund hatte die Krone gegeben, der Vormund nahm sie wieder." 25. Februar 1330.

In besonderen Verträgen wurde die Entschädigung Gerhards festgesetzt. Zunächst wird ihm die Summe von 40 000 Mark lötigen Silbers zugesprochen,

wofür ihm der Pfandbesitz von fast ganz Nordjütland zufällt. Sodann erhält er die erbliche Belehnung mit Fünen auf ewige Zeiten mit der Maßgabe, daß, wenn Herzog Waldemar V. unbeerbt sterbe, Gerhard und seine Erben das Herzogtum Schleswig wieder erlangen sollen, wogegen dann Fünen an die Krone zurückfalle. Man sieht, daß Gerhard sein Ziel, Schleswig für sein Haus zu gewinnen, fest im Auge behält und die Erreichung dieses Ziels nach Möglichkeit vorbereitet.

Nur kurze Zeit ruhten die Waffen, dann verfeindeten sich die beiden Grafen, wahrscheinlich weil Johann die Überlegenheit seines Vetters nicht ertragen konnte. Christoph II. ergriff sofort die Partei Johanns. Mit einem Heere zogen Christoph und sein Sohn Erich aus Jütland heran, Gerhard aber stellte sich ihnen mit geringerer Mannschaft entgegen. Nördlich vom Danewerk kam es am 29. November 1331 zur Schlacht. Im scharfen Kampfe stürzte Gerhard vom Pferde; ein Bauer aus der Wilstermarsch half ihm wieder hinauf, indem er sagte: „Bruk nu wedder dine vörrigen Kräft." Als die Holsten ihren Führer wieder sahen, drangen sie siegreich vor. Christoph II. floh mit wenigen Begleitern nach Kiel. Eben dahin ward Erich gebracht, blutig und ganz zerschlagen, denn er hatte, wie der Lübecker Chronist Detmar erzählt, auf der Flucht einen schweren Fall vom Danewerk gethan. Johann vermittelte den Frieden, nach welchem Gerhard dem Großen Nordjütland und Fünen sowie das Gebiet der Königsfriesen für 100 000 Mark Silber verpfändet wurden, „die auf einmal zu zahlen sind, wenn die Lösung stattfinden soll, die aber in damaliger Zeit kein dänischer König mehr aufbringen konnte." Die Vettern versprachen sich gegenseitige Hülfe zur Verteidigung ihrer Besitzungen; soweit man sah, war aber niemand da, der ihnen die Herrschaft in Holstein und in Dänemark streitig machen konnte.

Der junge König Erich starb in Kiel an seinen Wunden, und auch Christoph II. hatte seine unrühmliche Rolle ausgespielt. In Laaland gewährte ihm Johann der Milde eine letzte Zufluchtsstätte; hier starb er arm und verlassen im Jahre 1332, „der schlechteste und unglücklichste König, welcher auf Dänemarks Thron gesessen hat." Sein Sohn Otto machte einen vergeblichen Versuch, das Reich zu gewinnen. Er wurde von Gerhard auf der Tapheide geschlagen und gefangen genommen. Der dritte Sohn, Waldemar, der noch eine große Rolle in Dänemark spielen sollte, wartete am Hofe Kaiser Ludwigs seine Zeit ab.

Das Königtum wurde nicht wieder hergestellt; acht Jahre lang bis zum Tode des großen Grafen dauerte das dänische Interregnum, und während der ganzen Zeit waren die Holsten die Herren im Reiche. Gerhard hielt gewöhnlich Hof zu Gottorp, während Herzog Waldemar in Sonderburg residierte. Erst als dieser 21 Jahre alt war, trat er wirklich die Regierung an, die bis dahin Gerhard geführt hatte; allein er blieb fortwährend abhängig von seinem Oheim. Dieser bewog ihn schließlich zu einem Tauschvertrage, wonach Waldemar Nordjütland für das Herzogtum, Alsen ausgenommen, erhalten sollte. Auf Umwegen war Gerhard also doch wieder in den Besitz des Herzogtums Schleswig gekommen. Doch jetzt stand der große Graf „an den Marken seines Lebens."

Mit einem Heere von 10 000 Mann, meist Söldnern aus dem deutschen Reich, zog Gerhard nach Jütland, wo das Volk sich gegen ihn erhob. Mit 4000 Mann kam er nach Randers, woselbst ihn eine schwere Krankheit überfiel, so daß er bereits die letzte Ölung empfing. Die Dänen erhofften seinen Tod, doch der Graf schien sich zu erholen. Da beschlossen 60 Dänen unter Führung des Niels Ebbesen, den Grafen zu töten. In der Dunkelheit schlichen sie in die Stadt, bahnten sich einen Weg zum Gemache des Grafen und erschlugen ihn auf seinem Bette in der Nacht zum 1. April 1340. So fand der mächtige Graf den Tod durch elenden Meuchelmord, noch nicht 50 Jahre alt. — Gerhard war ohne

Zweifel der bedeutendste Mann, den das Schauenburger Haus hervorgebracht hat. Die Dänen preisen Niels Ebbesen als ihren Befreier, wenn er auch zunächst nur persönliche Rache befriedigte, sie haben aber den „kahlen" oder „schwarzen" Grafen so bald nicht vergessen. Im Gedächtnis der Schleswig-Holsteiner aber lebte der große Graf fort als ein gewaltiger Held. — Daß er mit Rücksichtslosigkeit und Härte vorging, braucht nicht verschwiegen zu werden; seine Gegner waren gewiß nicht besser. Niemals erlahmte seine Thatkraft, und mit weitem Blick erkannte er den Weg, den die Entwicklung in Schleswig zu nehmen hatte. Wenn Schleswig für das Deutschtum wiedergewonnen wurde, so ist das zunächst das Verdienst Gerhards des Großen.

Gerhards Söhne, Heinrich und Klaus, setzten das Werk des Vaters fort. Heinrich, vom Volk seit 1342 der „Eiserne" genannt, war ein gewaltiger Kriegsmann, der als solcher europäische Berühmtheit erlangte, seine Kraft aber leider häufig dem Vaterlande entzog. Klaus war anders geartet, aber als tüchtiger Mann bekannt und wegen seiner Klugheit und Besonnenheit von jedermann geachtet.

Das dänische Interregnum hörte jetzt auf. Waldemar, Christophs jüngster Sohn, begab sich vom Hofe des Kaisers nach Lübeck, um sich mit den Grafen zu vergleichen. Diese konnten oder wollten seine Wahl nicht hindern, nachdem der ältere Bruder Otto, der nun seiner Haft entlassen wurde, zu seinen Gunsten verzichtet hatte. Waldemar heiratete zu Pfingsten Heilwig, die Schwester Herzog Waldemars von Schleswig, zog dann von Sonderburg, wo die Hochzeit stattgefunden hatte, mit seinem Schwager nach Viborg, woselbst ihm als König gehuldigt wurde. Von den 100 000 Mark, wofür Jütland erst an Gerhard, dann an den Herzog verpfändet war, wurden 24 000 Mark als Mitgift der Heilwig abgezogen und dem Könige dafür das Schloß Aalborg samt den drei nördlichsten Syssels überlassen. Der Rest von Jütland sowie die Insel Alsen verblieben dem Herzog; das Herzogtum Schleswig aber nebst Fünen und Arroe bekamen die Grafen Heinrich und Klaus als Pfandherrschaft mit der Bestimmung, daß die Verpfändung für 32 000 Mark galt und Schloß Gottorp mit den Städten und Vogteien Schleswig, Flensburg und Eckernförde zuletzt ausgelöst werden sollten. Somit blieben die Grafen die Herren im Herzogtum Schleswig.

König Waldemar war trotz seiner Treulosigkeit, List und Verschlagenheit ohne Zweifel ein bedeutender Mann. „Atterdag" nannte man ihn nach seiner beliebten Redensart; Atterdag, d. h. „wieder Tag!" — sagen andere, denn nun wich die Nacht, welche das alte berühmte Dänemark so lange verdunkelt hatte. In einem Zeitraum von 20 Jahren gelang es ihm, das dänische Reich wieder aufzurichten, indem er die Holsten von den dänischen Inseln vertrieb und Schonen, Halland und Blekingen den Schweden abgewann.

Da Waldemar Atterdag gegen das an die Grafen verpfändete Schleswig nichts unternehmen konnte, so suchte er wenigstens die Friesen der Krone wieder zu unterwerfen. Das herkömmliche Landgeld war in dieser stürmischen Zeit lange unbezahlt geblieben, und kein königlicher Staller wagte sich ins Land. Als nun der König 1344 in Friesland erschien, da fehlte den Friesen die Einigkeit, die allein den Widerstand hätte erfolgreich machen können. Sie wurden besiegt und unterworfen, trugen aber in der Folgezeit mit Unwillen das harte dänische Joch. — Herzog Waldemar schwankte zwischen dem Könige und den Grafen hin und her, und als er sich dann herbeiließ, im Jahre 1345 den König für den Todesfall zum Vormund seiner Kinder zu ernennen und ihm die Huldigung seiner Vasallen zuzusichern, da nahmen die Grafen ihn auf der Jagd gefangen und ließen ihn nicht eher frei, bis er den Vertrag mit dem Könige widerrufen hatte.

In den Jahren 1349 und 1350 wütete in unserm Lande jene schreckliche

Seuche, welche der „Schwarze Tod" genannt wurde. Die Pest gebot auch den Waffen Ruhe, doch kaum war diese Landplage gewichen, so loderte der Kampf von neuem auf. Diesmal galt es dem Könige, gegen den sich die Grafen, Herzog Waldemar und der unzufriedene jütische Adel verbündet hatten. Wir können dem wechselvollen Kriege in seinen Einzelheiten nicht folgen. Im Verlaufe desselben eroberte König Waldemar Alsen, plünderte Angeln und Schwansen, fuhr dann nach Fehmarn hinüber, eroberte die ganze Insel nebst dem Schlosse Glambek und erschien endlich vor Flensburg. „Und überall," schreibt ein dänischer Chronist, „trieb er Leistungen ein, Geld, Schiffe und anderes, was seine Augen begehrten, so daß Furcht und Schrecken und Erstarren über alle kam, wo er durchzog. Denn er züchtigte alle maßlos genug mit dem Schwerte, mit Brand, Gefangenschaft und Tod, bis sie sich seinem Willen beugten." — „Kann man sich wundern," so fragt G. Waitz, „daß in dem Herzogtum die Abneigung wider die Dänen stieg, und daß die Bande, welche die Bewohner früher verknüpft hatten, bald völlig zerrissen wurden?" — Der Herzog machte seinen Frieden mit dem Könige und ist einige Jahre später gestorben; der Krieg mit den Grafen aber zog sich in die Länge, besonders weil auch die Hansa, die den Fall Wisbys auf Gotland an dem Könige zu rächen hatte, in denselben eingriff. Im Jahre 1365 ward Friede, der im wesentlichen alles beim alten ließ, wenigstens behaupteten die Grafen ihre Stellung in Schleswig.

In den folgenden Jahren reizte der übermütig gewordene König durch unberechtigte Abgaben die Hansa, so daß sich ein übermächtiger Bund gegen ihn bildete, dem sich auch die Grafen von Holstein und Herzog Heinrich von Schleswig anschlossen. 77 Fehdebriefe trafen auf einmal bei König Waldemar im Frühjahr 1368 ein. „Als Waldemar vernahm, es sei schließlich zu Rostock ausgemacht, am 1. Ostertage, den 9. April, solle jedermann zu Hause fertig und am 16. jedermann an der Küste von Seeland sein, da schiffte er am Grünen Donnerstag mit großen Schätzen aus seinem Königreiche davon, unköniglich, aber schlau wie immer. Er ließ ein Feuer in sich ausbrennen, welches er nicht zu löschen vermochte. Aber welcher Frevel, es anzuzünden!" (Dahlmann.)

Was Waldemar gewonnen hatte, das ging nun alles mit einem Schlage wieder verloren. Die Grafen Heinrich und Klaus eroberten Jütland und schienen nicht übel Lust zu haben, die Stellung ihres Vaters in Dänemark wieder einzunehmen. Sie waren die „Domini Jutiae" und stellten Privilegien aus, in welchen sie von „ihrem Reiche" sprachen. Im Jahre 1370 schloß der Marschall Henning Pudbns, den der König vor seiner Abfahrt zum Vorsteher des Reiches ernannt hatte, mit der Hansa einen schimpflichen Frieden, den der König später bestätigen mußte. Die Hansa hatte in diesem Augenblick den Höhepunkt ihrer Macht im Norden erklommen.

Die Hanseaten hatten unrühmlicher Weise die Holsten im Stiche gelassen, und daher dauerte der Kriegszustand zwischen diesen und den Dänen noch fort, als Waldemar 1372 in sein Reich zurückkehrte. Am 24. Januar des folgenden Jahres wurde in Flensburg endlich Friede geschlossen, der den Grafen wenigstens ihr Pfandrecht auf den größeren Teil von Schleswig sicherte. Der Flensburger Friede ist indes nichts anderes als ein Waffenstillstand; die Entscheidung über das Schicksal des Herzogtums blieb einer späteren Zeit vorbehalten, die bald kommen mußte, da Herzog Heinrich, auf den niemand bei den letzten Verhandlungen Rücksicht genommen hatte, kränklich war und kinderlos dahinlebte. — Inzwischen bemühte sich der König, von dem Herzoge verpfändete Gebiete einzulösen. Die Grafen verweigerten die Einlösung ihrer Pfandschaften, ebenfalls die Limbecks, die im Besitze von Törning waren. Die Nordfriesen aber mußten einen neuen

Angriff des Königs erfahren, da sie das ihnen als Buße auferlegte Hausgeld nicht bezahlt hatten. Sie erlagen um so leichter, weil ihr Land durch schwere Sturmfluten, „de grote Mandrenken," heimgesucht worden war.

Im Jahre 1375 starb Herzog Heinrich von Schleswig, und mit ihm war Abels Geschlecht erloschen. Als nun der König sich anschickte, seine Hand über Schleswig auszustrecken, da starb auch er noch in demselben Jahre, „nachdem er 20 Jahre lang mit wunderbarem Erfolge gebaut, 10 andere Jahre an seinem Werk wieder niedergerissen und 5 Jahre dafür gebüßt hatte." Das alte dänische Königshaus Sven Estrithsons war nunmehr im Mannesstamme beider Linien, der herzoglichen und der königlichen, ausgestorben. Jetzt mußte in Erfüllung gehen, was Gerhard der Große vorbereitet hatte: die Verbindung von Schleswig und Holstein. Zwar war nicht Waldemar V. von Schleswig, sondern sein Sohn kinderlos gestorben, die Dänen konnten daher behaupten, daß dem Wortlaute des Vertrages nach die Grafen nicht erbberechtigt wären; allein die Meinung war schwerlich anders gewesen, wie die Grafen jetzt behaupteten, und um keinen Preis wollten sie Schleswig fahren lassen. Rasch entschlossen setzten sie sich in den Besitz von Alsen und Nordschleswig und warteten nun in Ruhe ab, was die Feinde gegen sie unternehmen würden.

Die Dänen sahen sich zunächst nach einem neuen König um. Waldemar Atterdag, dessen einziger Sohn Christoph in jungen Jahren infolge einer auf einer Heerfahrt erlittenen Verwnndung gestorben war, hatte zwei Töchter hinterlassen. Die ältere, Ingeborg, vermählt mit Herzog Heinrich von Mecklenburg, hatte einen Sohn Albrecht, für den der Kaiser sowie auch die Grafen Heinrich und Klaus eintraten, nachdem er letzteren den völligen Besitz von Schleswig nebst Friesland versprochen hatte. Margareta, die zweite Tochter, war vermählt mit König Hakon von Norwegen und beanspruchte für ihren jungen Sohn Oluf die Krone. Dieser wurde von den Dänen gewählt, und seiner Mutter Margareta die Vormundschaft übertragen. Gegen seine Wahl konnte Albrecht nicht aufkommen, zumal die Hansa sie anerkannte.

Königin Margareta versuchte vergeblich, die Grafen von Holstein gegen Erstattung der Pfandsumme zur Räumung des Herzogtums zu veranlassen; sie befestigten ihre Stellung vielmehr dadurch, daß sie die Friesen zur Erbhuldigung veranlaßten und Hadersleben und Tondern eroberten. Der herrschsüchtigen und thatkräftigen Königin aber eröffnete sich um diese Zeit die glänzende Aussicht, zu den Kronen von Dänemark und Norwegen (König Hakon starb 1380) auch die schwedische Königskrone zu gewinnen und somit die Union der drei nordischen Reiche durchzusetzen. Konnte sie es unter diesen Umständen wagen, die Schauenburger Grafen aus Schleswig zu vertreiben? Im Süden mußte sie Ruhe haben, wenn sie im Norden ihre Pläne verwirklichen wollte. Sie entschloß sich also, das Herzogtum Schleswig, wenigstens vorläufig, aufzugeben und die Grafen von Schauenburg mit diesem Lande zu belehnen.

Heinrich der Eiserne war gestorben und hatte drei Söhne: Gerhard, Albrecht und Heinrich, hinterlassen. Graf Klaus, der keine Söhne hatte, übertrug nun seine Ansprüche auf den ältesten Sohn seines Bruders, Gerhard VI., und dieser empfing dann zu Nyborg auf Fünen am 15. August 1386 die Belehnung mit dem Herzogtum Schleswig, genau 60 Jahre nach der ersten Belehnung Gerhards des Großen an demselben Orte. „König Oluf und die Königin-Mutter saßen auf einem prächtigen Throne, umgeben von den Erzbischöfen von Lund und Drontheim, fünf anderen Bischöfen und vielen geistlichen und weltlichen Herren. Graf Gerhard kniete an den Stufen des Thrones nieder, leistete den Lehnseid und empfing von dem jungen König Oluf durch Überreichung einer Fahne die

Belehnung. Auch der alte Graf Klaus und die Brüder des Herzogs leisteten den Eid der Treue.“ Es war ein geschichtlich bedeutsamer Moment. Die Schauenburger hatten erreicht, was ihnen lange als Ziel vorgeschwebt hatte, und wofür sie Gut und Blut in schwierigen Kämpfen geopfert hatten. — Die Urkunde der Belehnung ist verloren gegangen, aber der Inhalt derselben ist bestimmt und ausführlich überliefert worden. Die Lübsche Chronik zählt die Punkte auf, die in Nyborg vereinbart worden waren. Es sind nach Waitz die folgenden: „Zum ersten, daß die Holstenherren sollen besitzen das Herzogtum zu Schleswig, Kindeskind zu erben, und davon sollen sie Mannschaft und Dienst dem Reiche thun. Das andere war, daß von der Herrschaft der Holsten nur einer solle ein regierender Herr heißen und Herzog zu Schleswig. Das dritte, daß sie beiderseits keinen Krieg mehr haben sollen: wenn Unfriede entstehe, sollen die Dänen zwei aus dem Rat der Holsten wählen, und die Holsten zwei aus dem Rat des Reiches, diese vier sollen den Zwist vergleichen oder einen Obmann ernennen, bei dessen Ausspruch es sein Bewenden haben soll. Das vierte betraf den Besitz des Schlosses Tranekjær mit Langeland; dafür ward den Holsten die Herrschaft der Friesen zuerkannt, vorläufig auf drei Jahre; nach Ablauf dieser Zeit konnte es so bleiben oder zu einem Austausch kommen. Endlich fünftens wurde gegenseitige Unterstützung gegen Feinde und ein Landfrieden gegen Räuber bedungen.“

Das Volk zu Schleswig trat bereitwillig unter die Herrschaft der Schauenburger, die ihnen seit lange keine Fremdherrschaft mehr war, während sie sich mehr und mehr von Dänemark abgewendet hatten.

Der neue Herzog residierte in Schloß Gottorp bei der alten Stadt, die dem ganzen Lande den Namen gab, und in deren Nähe so mancher harte Kampf zwischen Deutschen und Dänen ausgefochten worden war. An eine Teilung des Herzogtums, wie sie in Holstein gebräuchlich war, dachte niemand; vielmehr sahen die Schauenburger dieses schöne Land als ein gemeinsames Besitztum ihres Hauses an. Als Senior des Geschlechts lebte noch bis zum Jahre 1397 Graf Klaus, der Freund der Bedrückten, insonderheit der Bauern, der weise Berater seines Hauses, den selbst einmal die Königin Margareta schmeichelnd ihren Vater genannt haben soll. Als er die Augen schloß, da war sein Haus festgegründet und stark; denn fast ganz Holstein war wieder vereinigt und Schleswig für das Schauenburger Haus gewonnen, dessen Bestand für lange Zeit gesichert erschien.

Ein Ausflug nach Sylt.[1])

Von Christian Jensen.

Wer heute zur Sommerszeit die Nordseebäder auf der nordfriesischen Insel Sylt aufsucht, erreicht als Endstation der Westbahn oder der Zweigbahn Tingleff-Tondern das Städtchen Tondern, das durch seine Anlagen und Baumgänge hier im Norden des meerumrauschten Schleswig-Holstein auf den Besucher vom Süden einen freundlichen Eindruck macht. Einst war es eine friesische Seestadt, dann eine von dänischen Elementen durchsetzte Stadt, heute sind die freundlichen Bewohner Tonderns gut deutsch, wenn auch noch hin und wieder dänisch gesprochen wird. Wir eilen, dem Wanderzuge folgend, in die

[1]) Die Abbildungen zu diesem Artikel sind mit gütiger Erlaubnis der Verlagsanstalt dem Buche desselben Verfassers entnommen: „Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt. Mit besonder Berücksichtigung der Sitten und Gebräuche der Bewohner bearbeitet von Christian Jensen. 2. Aufl. Mit einigen 60 Abbildungen, einer Karte und 27 vielfarbigen Trachtenbildern auf 7 Tafeln. Geh. 8 M., geb. 10 M. Hamburg 1899. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

westlichen Teile der Stadt, wo seit einigen Jahren neue, prächtige Gebäude entstanden sind. Bald setzt sich der Zug in Bewegung nach der Hoyerschleuse, dem Landungsplatze des Dampfschiffes, das uns nach der Nordseeinsel führen soll. Links und rechts korntragende Felder, prächtige Weiden und Gehöfte, Baumgruppen, Kirchtürme, Dörfer und Dorfteile — alles lebenerfüllt, morgenfrisch, sonnig und farbenprächtig. Ackerbau und Viehzucht geben reiche Erträge in diesen Landstrichen, welche sich zwischen Tondern und dem Deiche am Rande des Wattenmeeres, das uns von Sylt trennt, ausbreiten. Auf dem Deiche erhalten wir den Blick frei über das Meer. Am Fuße des Deiches zunächst ein grüner Saum, dann graue Flächen mit spärlichem Grün, dann das stille, silberglänzende Meer, in das zu beiden Seiten des Kanals grüne Lahnungen wie lange Finger hineinreichen, zwischen denen das Dampfschiff „Nordsee" menschenerfüllt gen Westen steuert. Fröhliche Stimmung überall, erhöht von der Meeresfrische und von wechselvollen Szenen in naher und ferner Umgebung. Denn wohin auch das Auge reichen mag, es tauchen tausenderlei Dinge zur Betrachtung auf. Dort die schmucke Bergente mit ihren flinken Jungen, die hinwegeilen und minutenlang untertauchen, um an entfernter Stelle auf der sanftgewiegten Wasserfläche zu erscheinen; hier ist der Austernfresser geschäftig, die Schalen der Muscheln umzuwenden, während flinke Strandläufer davoneilen, schreiend, pfeifend, und die Möwen auf dem Schlick, der sich in den letzten Jahren zu beiden Seiten des Kanals so erheblich erhöht hat, daß er binnen kurzem Grasland sein wird, halten Rat bei ihrer schmackhaften Mahlzeit, die die frühere Flut für sie zurückließ, ob jener Reiher in ihrer Mitte, der stolz in einer Rinne dahinschreitet, noch lange diese Gefilde bewohnen wird, auf denen Menschenhand parallele Gräben zog, daß sie die Sinkstoffe der Meereswelle festhalten möchten. Bald erheben sie sich schreiend und streben einzeln unserm Schiffe nach, das inzwischen mit etwas verändertem Kurse eine Tiefe zu erreichen sucht, wo am 12. Februar 1894 die Sturmflut Sand- und Schlickmassen in das Fahrwasser wälzte, die Menschenhand nur mit großer Mühe und mit großen Kosten fortbringen konnte. Zum Zeichen für fremde Schiffer sind hier Baken, d. h. im Schlick befestigte Baumstämme, aufgestellt; die an ihnen befestigten Besen sind das Zeichen geringer Tiefe, wo das Fahrzeug auf Grund gerät. Unsere fahrwasserkundigen, gebräunten und sturmgewohnten Sylter Seeleute wissen mit sicherer Hand die Untiefen zu vermeiden, sodaß wir ungefährdet in tieferem Wasser der Insel zusteuern, die in dunklen Umrissen mit ihren höheren Partien, dem Morsumkliff, dem Keitumkliff, der Keitumkirche, dem Leuchtturm und den malerischen Dünen des Listlandes vor uns aus dem Wasser auftaucht.

Ehe wir uns versehen, liegt unser Schiff an der Brücke des Landungsplatzes Munkmarsch; vor uns liegt Sylt, welches wir betreten, um verschiedene Ausflüge zu unternehmen, für die es dort merkwürdigerweise so viele interessante Zielpunkte giebt. Die größte Zahl der Besucher eilt mit der Spurbahn dem Badeorte Westerland zu, während andere Kampen oder Wenningstedt und das Rote Kliff aufsuchen. Für manche ist Keitum und das Morsumkliff eines Besuches wert. Uns zog das Meer am Strande von Sylt an. Wir eilten deshalb zunächst über die Heide den Dünen und dem Roten Kliff zu, um von hier aus einen Ausblick über die Insel und ihre nächste Umgebung zu gewinnen und später den Badeorten Wenningstedt und Westerland zuzustreben. Als wir über die Heide dahinschritten, lag sie im „warmen Mittagssonnenstrahle," „ein rosenroter Schimmer" flog um „ihre alten Grabermale," die in großer Zahl vor uns und um uns erschienen, und es wurden unsere Gedanken abgelenkt aus der Gegenwart in die fernsten Zeiten. Wir betreten nämlich hier „altheidnisches Feld, auf welchem die anwohnenden Volksstämme vor Jahrtausenden sich vielfältig herumgetummelt, Schlachten geliefert und ihre Helden in Grabhügeln begraben haben." Man hat daher nicht selten die ganze große Norddörfer Heide mit einem riesigen altnordischen Kirchhofe im Meere verglichen. Die Hügel und Hügelgruppen haben fast alle noch heute im Volksmunde lebende Namen, an welche sich die Sagen der grauen Vorzeit knüpfen. Im Anschauen der bräunlichgrünen Heide mit ihren Blütenglöckchen, über welchen der Blumenduft liegt, dem die Bienlein nacheilen, erscheinen vor unserem geistigen Auge die lustigen Zwerge mit ihren Käpplein, ihrem Singsang und ihrer Streitlust, bewaffnet, behende, kühn, herausfordernd. Aus ihren Hügeln klingt der alte Wiegengesang, und in den Schluchten der Heide spielen die Zwergkinder. Neben ihnen ersteht eine Schar buntbewaffneter riesenhafter Gestalten, die auf ihrer Grabstätte, den langen Gräbern, Waffenübung halten. Es klirrt durch die linde Luft; die Zwerge halten dort vor uns rechts vom Wege, der nach dem Kampener Leuchtturm führt, auf dem „Reisehügel," der Residenz des Zwergkönigs Finn, ihre Beratung und ziehen aus zum Kampfe. Trotz aller Tapferkeit müssen die kleinen Helden unterliegen. — Jetzt bewohnen Friesen die ganze Insel, die kleinere finnische Bevölkerung der Sage ist ganz verschwunden. Nur wenn ich über die Heide gehe und ihre einstigen Wohnungen, die Grabhügel sehe, steigen sie vor mir auf, und ich weile gerne einen Augenblick bei ihnen, bis andere Dinge erscheinen, die in die Wirklichkeit zurückversetzen. Hier auf den Hügeln ist es schön, die blühende Heide, durchwirkt von blauen Glockenblumen und gelbem Löwenzahn, von Veilchen und buntblütigen

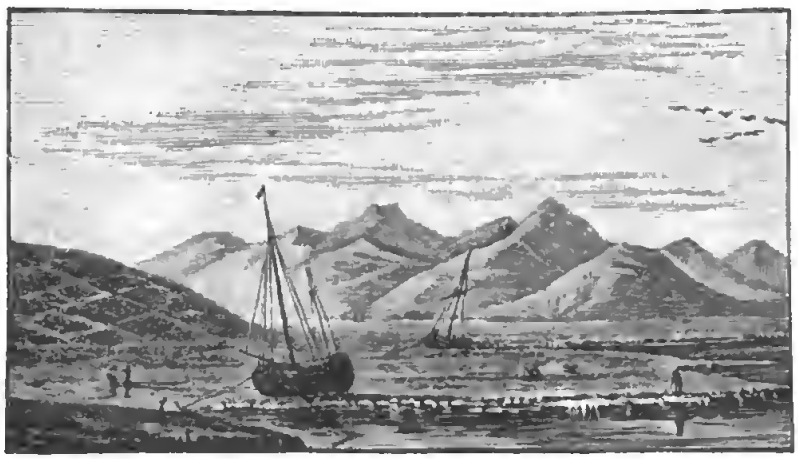
Kräutern aller Art, dazwischen hin und her zerstreut ein Roggenfeld mit blauen Kornblumen, ein Hafer- oder Kartoffelfeld, in der Ferne der Lornsenhain und der Viktoriahain, jene schattigen Plätze, die einst Uwe Jens Lornsens Vater (um 1820) mit gleichgesinnten Landsleuten vereint, die erheblichen Kosten nicht scheuend, anlegte, und aus den Schluchten und Niederungen, durch welche wir von verschiedenen Stationen unserer Wanderung hindurchblicken können, schauen schmucke Häuser, von Grün umrahmt, ganze Dorfteile, ein Kirchlein, ein Turm, ein Stück der malerischen Dünen, ein Abschnitt des blauen Meeres, über welches wir herkamen — sonnig ausgebreitet liegt das alles da, aber es zieht von Westen her die köstliche Meeresfrische zu uns herüber, sie weitet uns die Brust, während wir, allerdings müde, dem Dorfe Kampen und dem Roten Kliff zueilen, auf welchem 1855 der 31 m hohe Leuchtturm errichtet wurde, der neben dem großen Brönshügel, dem Grabe des Königs Bröns, weit hinausleuchtet in die Nacht, dem Schiffer sagend, daß trotz Grab und Hügel des einstigen Königs dennoch Wache gehalten werde über das Schiffervolk, das Insel und Meer bewohnt. Gar schön ist die Aussicht, welche man von der hohen Warte des Leuchtturms genießt, doch wenden wir uns heute zu einem vielbesuchten Punkte, dem neuen „Kurhaus Kampen," welches der frühere Besitzer des Seebades Westerland, Herr Haberhauffe in Kampen, mit großen Kosten auf dem Roten Kliff aufführen ließ. Denn auch von hier aus giebt's schöne Aussicht und daneben freundliche Bewirtung. Fast am Nordende des etwa ½ Meile nach Süden sich erstreckenden Roten Kliffes belegen, nimmt

Die Thinghügel

sich das Kurhaus Kampen prächtig aus. Vor seiner Front plätschert der Springbrunnen, die übrige Umgebung sind die Dünen und das weite Meer. Wie lohnend ist hier der Ausblick auf das Lister Dünengebirge; grau-, braun- und weißgestreifte Kegel wechseln mit langgezogenen, gestrüppbewachsenen Längendünen; wie eine Oase erscheint im dunklen Grün die Vogelkoje am östlichen Dünenfuß. Nach Osten hin überblickt man das ganze Wattenmeer mit seinen grauen Thonmassen, die einst Land waren, mit seinen Sandbänken, auf denen sich die Seehunde sonnen, mit seinen Muschel- und Austerbänken, die so schmackhafte Produkte liefern, daß einem der Mund wässert, wenn man nur daran denkt, mit seinen zur Ebbezeit erscheinenden Silberstreifen Wassers und den geschäftigen Möwen und Enten und Austerfressern, mit seinen Seglern und Dampfern, die hierhin und dorthin nach allen Richtungen von Insel zu Insel oder von dort zum Festlande eilen.

Blickt man nach Südost, so liegt die östliche Halbinsel Sylts in ihrer ganzen malerischen Schönheit vor dem Auge ausgebreitet. Man merkt deutlich, daß Sylt Landflächen der verschiedensten Bildung aufzuweisen hat. Wie wechselnd erscheinen uns die Farben der Heide gegenüber denjenigen der üppigen Kornfelder der Geestländereien, die sich zwischen Keitum und Westerland ausbreiten. Zwischendurch schimmert hin und wieder eine grüne Wiese, neben ihr steht das zusammengebrachte Heu in Diemen — im Hintergrunde das silberglänzende Meer. Das an seiner blauen Bucht des Wattenmeeres fast träumerisch

belegene Keitum erscheint uns von hier aus mit seinen grünen Bäumen im Thale liegend, im Vordergrunde die Kirche, welche als Wahrzeichen für die Wattenschiffer von großer Bedeutung ist und in der Kirchengeschichte Nordfrieslands eine bedeutende Rolle spielt, da sie von demselben Baumeister einst gleichzeitig mit der Johanniskirche auf Föhr und der Salvatorkirche auf Pellworm als erste Kirche in dieser Gegend erbaut sein soll. Keitum war noch 1868 Hafenort der Insel — heute indessen haben die Watten an der Ostseite Sylts sich so erhöht, daß von dem Hafen nichts mehr zu erkennen ist und das Meer hier nur noch mit flachgehenden Booten befahren werden kann. Der Hauptverkehr hat sich nach Munkmarsch, wo wir landeten, gezogen, wo allerdings das Fahrwasser mit vieler Mühe in genügender Tiefe erhalten werden muß, daß nicht auch hier die Landung der Schiffe unmöglich wird. Für die Einsegelung sind unlängst Dämme ins Watt hineingeführt und Signallaternen errichtet worden. Über Keitum hinaus, ganz in der Ferne, schimmert das Morsumkliff mit seinen verschiedenen Gebilden der tertiären Formation. Vor diesen Höhen liegen weite Strecken öder Watten entblößt, die sich bald in Land verwandeln würden, wenn einige Vorrichtungen für den Landgewinn gemacht werden könnten. Unsere Beobachtungen auf den Watten führen zu dem Ergebnis, daß ein Verbindungsdamm von Rösse (Ostspitze des Morsumkliff) bis zum Festlande von unberechenbar günstigen Folgen für den Landgewinn im Bereiche des Wattenmeeres sein wird; wir nehmen deshalb Gelegenheit, hervorzuheben, daß auch in der Gegend von Keitum das Watt sich bedeutend erhöht hat. Nach Süden ausblickend, sehen wir den Leuchtturm, dahinter Wenningstedt und Westerland und im Hintergrunde die sagenumwobenen Dünen von Hörnum. Die lange Dünenreihe liegt wild-romantisch wie ein Finger nach Süden ausgestreckt: Zerstörung und Untergang



Dünen und Watten während der Ebbe.
(Nach einer Zeichnung von C. P. Haufen.)

an ihren Abhängen, heute lebenerfüllt in sommerlicher Frische, die Fremden aus nah und fern zur Dünenwanderung einladend, von der sie den beliebten Meerstrandsmännertreu und Produkte des Meeres als Beute heimbringen. Nach kurzer Wanderung vom Kurhaus Kampen westwärts erreichen wir, über grüne Halmbüschel dahinschreitend, den Rand des Roten Kliffs. Hier tritt uns die zerstörende Wirkung des Windes und der Flut sehr deutlich entgegen. Trotz der sandfestigenden Eigenschaft der Halmwurzeln liegen sie hier entblößt, nachdem Wind und Flut vereint den Sand entfernten. Auch Steinblöcke sind hinuntergestürzt an den Fuß des Kliffs. Flintsteine sind's, die wir mit Hilfe des Hammers spalten, um die herrlichen Dendriten — Landschaftsbilder im Stein — zu betrachten und für unsere Sammlung aufzuheben. Heute ist das Meer zu unseren Füßen merkwürdig ruhig, es brandet nur leise; anders ist es dagegen, wenn der Sturm es aufregt. Dann macht die brechende See an steilen Küstengeländen einen gewaltigen Eindruck. Dann hat Heinrich Heine recht, wenn er sagt: „Der Sturm spielt auf zum Tanze, er pfeift und saust und brüllt; heisa, wie springt das Schifflein! Die Nacht ist lustig und wild ..."

Wir wenden uns am Strande südwärts, um am Südende des Roten Kliffs eine Schlucht zu benutzen, welche vom Strande in die Dünen hineinführt. Sie hat den Namen Riesgap (Riesenloch), eine Bezeichnung, welche die Sage mit der Einschiffung der Angelsachsen und Friesen nach England um 449 in Verbindung bringt. Diese Schlucht war damals, als die Westküste Sylts sich noch viel weiter ins Meer erstreckte, der innerste

Winkel des alten Friesenhafens südlich von der Handelsstadt Wendingstadt, die um 1362 in einer Sturmflut unterging. Von hier stießen nach der Sage die Bevölkerer Englands ab. Heute steigen wir in die Dünen hinein aus dem Meere, um neugekräftigt nach der Meerfahrt zu neuer Arbeit heimzukehren. Wir sind in Wenningstedt, das hinter seinen prächtig geformten Dünen um einen Teich gruppiert, den Fremden freundlichen Aufenthalt bietet und deshalb viel besucht ist. Besondere Beachtung verdient hier das geöffnete Hünengrab, der Denghoog, ein prächtiger Gangbau, in welchem Professor Dr. Wibel 1868 bei der Aufdeckung wichtige Funde machte. Bei einer Länge von 17 Fuß, einer Breite von 10, einer Tiefe von 5 Fuß faßte die von drei mächtigen Granitblöcken gedeckte Steinkammer, von der ein 27 Fuß langer Gang nach Süd-Südost hinausführt, sehr viele schöne Urnen und seltene Steinsachen und Bernsteinperlen, und die Leiche eines kleinen Menschen, vielleicht des letzten Bewohners der Höhle, lag daneben. Jetzt kann man von oben in den Hügel hineinsteigen, eine Gelegenheit, die so häufig benutzt wird, daß sich nach dem Urteile Dr. Handelmanns „keins von allen Denkmälern auf unserer cimbrischen Halbinsel an Frequenz mit dem Denghoog messen kann, der seit seiner Aufdeckung im Herbst 1868 eine Wallfahrtsstätte der Touristen und Badegäste geworden ist.“ An den neuen Hotels abseits von unserm Wege dahinschreitend, gelangen wir bald nach dem Hauptbadeorte Sylts, nach Westerland, welches mit seinen palastähnlichen Gebäuden, die eins über das andere hinausragen, das Aussehen einer neuen, sauber eingerichteten Stadt erhalten hat. Vor Jahren nichts als Sand, jetzt breite Fußwege aus Mauersteinen zu beiden Seiten der geraden Straßen, die zu jeder Tageszeit von dem Fremdenverkehr belebt sind. Die ganze breite Landfläche, welche sich früher unbebaut zwischen dem Strande und dem alten Dorf Westerland ausbreitete, ist jetzt dicht von Häusern erfüllt: seit 1880 entstanden hier 150 neue Wohnhäuser und Hotels. In den Sandstraßen findet man Laden neben Laden. Der Verkehr ist so gewachsen, daß z. B. schon 1894 im Durchschnitt täglich mehr als 1300 Briefe von hier abgingen. Das neue Postgebäude, die Apotheke, die Elektrizitätswerke sind sehenswert. Das Badeleben aber, welches wir zu betrachten suchen, entfaltet sich hauptsächlich am Strande. Auf bequemen Treppen und Brettergängen gelangt man zwischen der endlosen Restaurationshallenreihe hindurch an den neutralen Strand. Das südliche Ende desselben ist gegenwärtig bedeckt mit Sandwällen, -Burgen, -Festungen usw., die zumeist von Kinderhand aufgeworfen worden sind. Über all diesen Bauwerken flattern Fahnen und Fähnlein, die Farben aller Nationen zeigend. Endlos ist die Reihe der Strandzelte zu den Füßen der Strandpromenade, der sog. Trampelbahn — auch hier flattern die Fahnen; unzählbar sind die Strandkörbe und Strandstühle, die das Auge des in der Menge weilenden Wanderers kaum zu überschauen vermag. Bunter aber als alle die leblosen Dinge sind, treiben es die Menschen, welche hier auf das ruhelose Meer schauen. An den Burgen usw. giebt es täglich neue Beschäftigung, denn wenn die Flut kommt, zerstört sie allzuschnell das Werk der Menschenhand: da wird ausgebessert, geändert, zerstört, hier sieht man vor den Zelten plaudernde Gruppen, dort liegen der Deutsche und der Franzose, der Russe und der Türke usw. friedlich im Sande nebeneinander, halb oder teilweise im Meeressande vergraben. Am meisten vorgerückt gegen das Meer sind Kinder thätig — sie füttern die fast gezähmten Möwen, andere stellen sich auf den ins Bereich der Wellen vorgeschobenen Stuhl, auf welchem sie sich zu halten suchen, bis der Gischt der Wellen sie forttreibt; noch andere suchen barfuß und barhaupt Krebse, Seesterne und Muscheln zu erhaschen, oder sie klettern in das bei ruhigem Wetter vor dem Strande liegende Boot. Ihr Gesang schallt herüber:

„Schön ist's auf den wilden Wellen, wenn der Sturm die Barke wiegt,
wenn das Schiff mit Windeseile nach der teuren Heimat fliegt!“

Noch liegt freilich das Meer ruhig — in tiefer Bläne unabsehbar vor uns, während einzelne Wellen am Strande überschlagend den Schaum hinaufrollen auf den weichen Sand, den allzukühnen Wanderern die Füße netzend. Nun aber erhebt sich der Westwind zur frischen Brise, die die Segel schwellt. Die Färbung des Meeres erscheint anders: grünlich-blau und über den sich bildenden Wellen zeigen sich in der Ferne die Schaumkämme — die den frischen Hauch des Meeres forttragend, willkommen geheißen werden, wo sie schaumspritzend überschlagen und mit einem Wasserschwall Burgwälle und Schanzen erfüllen und die allzukühnen watenden Kinder und die Bewohner der Strandlöcher und Strandkörbe zurücktreiben. Die weichende Welle entführt vom Strande den losen Sand in die Tiefe des Meeres zurück, indem sie die Fußstapfen der Menschen verwischt, die eben erst entstanden sind. Bei dem geschäftigen Treiben der Wellen erheben sich schreiend die Möwen, während die flinken Segler, welche soeben noch sanft geschaukelt an einem Orte verweilten, mit geschwellten Segeln von der Brandung hochgehoben und hinabgetaucht das Weite suchen und am Horizont verschwinden, um später bei List oder Hörnum das Wattenmeer und den Hafen von Munkmarsch aufzusuchen. Auch wir beeilen uns, das gleiche Ziel zu erreichen, denn die Stunde unserer Abfahrt von der Insel, auf welcher wir uns glücklich fühlten, ist gekommen.

In 12 Minuten trägt uns das Dampfroß über die Heide mit ihren Grabhügeln zum Landungsplatz. Hier sammeln sich mittlerweile auch andere Teilnehmer an der Fahrt nach Sylt, alle des gleichen Lobes voll der herrlichen Eigenschaften, welche die gütige Natur der kühlen Frieslandsinsel gab; niemand kehrt unbefriedigt heim. Die fröhlichen Kreise der Besucher aber geben dieser glücklichen Stimmung Ausdruck, indem es aus ihrer Mitte vielstimmig widerhallt:

„Hoch leb' das Bad am Strandel Und hoch die Insel Sylt!"

Bericht über Meteorbeobachtungen in Schleswig-Holstein.

Von **Alfred Paris.**

Im Jahre 1893 hatte ich im Heft Nr. 7 der „Heimat" auf Grund der Schriften, die Herr Gymnasiallehrer Plaßmann in Warendorf in Westfalen über diesen Gegenstand herausgegeben hat, die allgemeinen Regeln zusammengestellt, welche man zu beachten hat, um die Beobachtung eines Meteors oder einer Sternschnuppe praktisch verwertbar zu machen, sei es, daß man diese Beobachtung durch Zufall, sei es, daß man sie systematisch betreibe. Im Anschluß daran hatte ich zur Beteiligung aufgefordert, um den großen Schwarm der Perseiden systematisch zu beobachten, der alljährlich zwischen dem 10. und 13. August erscheint und seinen Namen deswegen führt, weil diese Meteore aus dem Sternbilde des „Perseus" ihren Ursprung nehmen, und zwar in Verbindung mit anderen Beobachtern, Mitgliedern der Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik, welche gleichzeitig an anderen Orten Deutschlands sich denselben Beobachtungen widmen wollten.

Es war mir gelungen, in Hamburg-Altona dafür zu gewinnen die Herren R. Mutz, W. und H. Kubasek, J. Volkert und meinen Bruder W. Paris; ferner beobachtete in Lauenburg (Elbe) Herr Gymn.-Oberlehrer Witte und in Tellingstedt b. Heide Herr Apotheker Hartmann.

Diesen Herren und ebenso anderen Mitgliedern des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, welche mir gelegentlich Einzelbeobachtungen einsendeten, bin ich noch den Bericht über ihre Verwertung schuldig geblieben.

Die Beobachtung der Augustmeteore des Jahres 1893 ist, da vom Wetter begünstigt, sehr erfolgreich gewesen; das mir eingesendete und von mir gesammelte Material wurde an die Geschäftsstelle der Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik in Berlin weitergegeben, wo Herr Astronom Dr. Tetens die weitere Bearbeitung mit dem gleichzeitig aus 8 anderen Orten Deutschlands eingegangenen Material übernahm; die Berichte über dieselben erschienen erst 1894 und 1895 in der „Zeitschr. d. Ver. v. Freund. d. Astr. u. kosm. Physik." Eine kurze Zusammenstellung war von mir an die „Astron. Nachr." eingesendet, welche sie im Band 134 Nr. 3193 des Jahres 1893 zum Abdruck brachten.

Wenn ein Bericht meinerseits auch in der „Heimat" bisher unterblieb, so muß ich dieserhalb um Entschuldigung bitten, da ich im Herbst 1893 Schleswig-Holstein verließ, und mein Freund Kubasek, der die Leitung der Beobachtungen fortsetzen wollte, im Frühjahr des folgenden Jahres plötzlich starb; sehr gerne wäre ich persönlich auf der Generalversammlung erschienen, um den Bericht zu erstatten und gleichzeitig neue Teilnehmer zu werben, namentlich für die Beobachtungen im Jahre 1899, wo aller Voraussicht nach der Augustschwarm wieder ebenso großartig auftreten wird wie 1866 und 1833. Doch bin ich geschäftlich verhindert gewesen und muß bitten, mit diesem kurzen Bericht vorlieb zu nehmen.

In Hamburg-Altona hatten wir bereits 1890 mit regelmäßigen Beobachtungen, an denen sich immer 2 oder mehrere Beobachter beteiligten, begonnen und so bis 1893 bereits einige Übung im Einzeichnen der Bahnen und Aufnahme der Notizen erlangt. Bis dahin hatten wir uns der Sternkarten aus Plaßmanns Vademecum Astronomiae bedient; für die August-Meteore 1893 waren ebenfalls diese Plaßmannschen Karten benutzt worden. Die zugehörigen Anfangs- und Endpunkte der Bahnen wurden von mir mittels aufgelegten Gradnetzes abgelesen, nachdem ich alle Karten wieder zurückerhalten.

Unsere ersten Beobachtungen sind enthalten in Plaßmanns Zweitem Verzeichnis von Meteorbahnen, Köln 1891.

Für eine von mir gemeldete Beobachtung vom 14. September 1892 fand sich eine andere, von Herrn Dr. P. G. Krause in Marburg eingesendete, um die gleiche Zeit gemacht und notiert. Herr Dr. Körber-Berlin hat diese beiden berechnet und darüber in den „Mittlg. d. V. v. Fr. d. A. u. kosm. Ph." 1893 Heft 10 berichtet: Es ergab sich, daß das Meteor ungefähr in der Richtung Altona-Marburg geflogen sein muß; der Hemmungspunkt, d. h. derjenige, an welchem die Eigenbewegung aufhörte, muß in der Nähe von Rastadt gewesen sein, in einer Höhe von ca. 74 km; die Länge der Flugbahn betrug ca. 60 km; das Meteor hat sich auf einer hyperbolischen Bahn mit der Geschwindigkeit von ca. 65 km bewegt.

Bei dem Bericht über die Beobachtungen des Augustschwarms 1893 will ich mich den Ausführungen des Herrn Dr. Tetens darüber in den „Mittlg. d. V. v. Fr. d. A. u. kosm. Ph." 1894 Heft 5 und 1895 Heft 2 anschließen.

In Hamburg wurde beobachtet an 7 Abenden, in Lauenburg an 5 und in Tellingstedt an 4 Abenden. Die durchschnittliche stündliche Zahl der beobachteten Meteore betrug in Hamburg-Altona 36, in Tellingstedt 15, in Lauenburg 12. In Hamburg wurden über 400, in Tellingstedt 72, in Lauenburg 38 Meteore beobachtet; die durchschnittliche Beobachtungszeit beträgt für Hamburg 2 Stunden, für Tellingstedt 1 Stunde und für Lauenburg ½ Stunde den Abend.

In Verbindung mit den acht anderen Orten in Deutschland wurden zusammen 1567 Meteore notiert; von 1446 lagen genauere Aufzeichnungen vor.

Bei der Kennzeichnung der beobachteten Meteore wurde die Form, die Helligkeit, die Farbe, ferner die Dauer der Bahnbewegung und die Form der Bahn, weiter die Schweifbildung, die Länge, Dauer und Bewegung des Schweifes berücksichtigt. In Tellingstedt wurden von 34 Meteoren 31 als klein, 2 als größer bezeichnet und 1 als sehr hell; dies letztere mag wohl die Helligkeit der Venus oder des Jupiter besessen haben. In Lauenburg ist kein Meteor von Jupiter- oder Venus-Größe notiert worden. Die Dauer der Meteore (nicht der Schweife) wurde in Hamburg in 2 Fällen ungefähr angegeben, auch wurden hier einige Meteore mit gebogenen, gewundenen und zickzackförmigen Bahnen angegeben.

Die Farbe der Meteore wurde in Tellingstedt und Lauenburg wohl hinzugefügt, aber es wurden fast alle Meteore von gleicher Farbe angegeben; in Tellingstedt war eins rot und eins orange, alle anderen gelb; in Lauenburg eins blau und eins rot, alle anderen weiß.

Was die Schweife anbelangt, so wurden in Tellingstedt nur 2 Meteore als geschweift bezeichnet, während in Hamburg und Lauenburg eine größere Anzahl angegeben ist. Die Dauer der Schweife wurde in Lauenburg und Hamburg z. T. angegeben. Meteore, bei denen während der Zeit ihres Aufleuchtens Ortsveränderungen nicht wahrgenommen wurden, wurden in Hamburg zwei notiert.

In Hamburg waren die Beobachtungen so eingerichtet, daß an den Abenden, wo viele Meteore zu erwarten waren, 4 Beobachter Bahnen einzeichneten; während ein Schriftführer die Uhr vor sich hatte und Notizen machte, die ihm zugerufen wurden.

Als vermutlich identisch mit Beobachtungen an anderen Orten Deutschlands wurden bezeichnet von Hamburg 8, von Lauenburg 5 und von Tellingstedt 4. Im ganzen hatten sich 149 paarweise als identisch vermutete Meteore ergeben; dadurch, daß einige von mehreren, 3 oder 4 Orten gleichzeitig notiert wurden, und durch einige andere Umstände, auf die ich hier nicht weiter eingehen will, verringerte sich die Zahl derjenigen, welche bei Berechnung der Höhe der Bahnen wahrscheinliche Werte ergaben, auf 79. Die Höhe der Mitte der Flugbahnen der Meteore ergiebt sich:

für	11	Meteore	unter	50	km		für	4	Meteore	zwischen	200	und	250 km
„	22	„	zwischen	50	und	100 km	„	5	„	„	250	„	300 „
„	25	„	„	100	„	150 „	„	1	„	„	300	„	350 „
„	11	„	„	150	„	200 „							

Alle anderen Beobachtungen, welche noch Höhen über 350 bis über 800 km ergeben haben, sind als unwahrscheinlich und unsicher verworfen worden.

Dies der kurze Bericht über die Augustmeteore, aus deren Beobachtung sich noch manches folgern ließe, namentlich wenn man bedenkt, wie man durch Beobachtung der Bewegung der Meteorschweife Aufschlüsse erhält über die Zustände und Bewegungen in den obersten Luftschichten der Atmosphäre, wo Stürme und Luftbewegungen herrschen müssen, die mit großer Geschwindigkeit fortschreiten, über deren Gesetze wir aber noch sehr wenig unterrichtet sind.

Inzwischen hat nun die Vereinigung von Freunden der Astronomie selbst Karten herausgegeben durch Herrn Dr. Rohrbach, und diese sind in Blockform zu einem sehr billigen Preise von der Geschäftsstelle, Enckeplatz 3a in Berlin, zu beziehen; diese Karten werden bei systematischen, aber auch bei Einzelbeobachtungen sehr gute Dienste thun.

Wiederholt sind mir aus der Provinz Einzelbeobachtungen zugegangen, welche ich habe nach Berlin übermitteln können, für deren Einsendung ich den betreffenden Beobachtern danke; wenn auch häufig solche Mitteilungen vereinzelt stehen bleiben, so kommt es doch gerade bei ihnen vor, daß sie verhältnismäßig interessante Aufschlüsse gewähren, wenn von verschiedenen Orten die Mitteilungen sich auf dasselbe Meteor beziehen, namentlich wenn dies ein helleres gewesen ist. Daher sollte aber niemand versäumen, über seine einschlägigen Beobachtungen Mitteilung zu machen; sie können von Wert sein, selbst wenn sie noch so geringfügig erscheinen mögen; denn nirgends ist man so sehr auf den zufälligen Beobachter angewiesen, wie bei den Beobachtungen von Einzelmeteoren, die plötzlich und unerwartet in unsere Atmosphäre hineingeraten.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 9. September 1899.

Die Fische und sonstigen Nutztiere des Kaiser Wilhelm-Kanals mit besonderer Berücksichtigung der Lebensverhältnisse des Herings.

Vortrag vom Königlichen Oberfischmeister **A. Hinkelmann** in Kiel, gehalten auf der Generalversammlung unseres Vereins zu Husum am 24. Mai 1899.

Vom Vorstande des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein usw. wurde ich ersucht, für die diesjährige Generalversammlung einen Vortrag über die Resultate meiner seit 1896 auf dem Kaiser Wilhelm-Kanal betriebenen Versuchsfischerei zu übernehmen. Ich bin dieser Aufforderung um so lieber gefolgt, weil einerseits durch die diesjährige Versuchsfischerei meine Arbeit zu einem vorläufigen Abschluß gelangt ist, und weil ich zum andern daraus ersehe, daß die Kanalfahrten über meine Berufskreise hinaus ein gewisses Interesse gefunden haben.

Über die Bedeutung des Kanals in Krieg und Frieden brauche ich in dieser Versammlung kein Wort zu verlieren; dies Riesenwerk als eine Frucht deutschen Geistes und Fleißes spricht für sich selbst. — An den Nutzen, den der Kanal der Fischerei gebracht hat, wurde nicht gedacht, weil niemand ihn ahnen konnte: der Kanal wurde ein Schonrevier vieler unserer Nutzfische der Ostsee und, was noch wichtiger ist, ein Laichplatz für Heringe. Das ist das praktische Resultat der seit 1896 betriebenen Versuchsfischerei. Angesichts dieser Thatsache müssen jene nach Eröffnung des Kanals laut gewordenen Klagen über den schädlichen Einfluß des salzigen Wassers für die Binnenfischerei verstummen.

Neben dieser praktischen Bedeutung hat die Kanalfischerei auch noch einen theoretischen Wert, insofern nämlich der Kanal ein Versuchsfeld biologischer Forschung geworden ist. Bereits im Eröffnungsjahre 1895 unternahm Professor Dr. Brandt in Kiel seine erste Untersuchungsfahrt durch den ganzen Kanal, um festzustellen, wie weit die Tiere der Ostsee, speziell des Kieler Hafens mit dem salzigen Wasser vorgedrungen waren. Die Resultate dieser Exkursion wurden von Herrn Professor Dr. Brandt in der Dezembersitzung des naturwissenschaftlichen Vereins vorgeführt. Angeregt durch diesen lehrreichen Vortrag, reifte in mir der Entschluß, den schon länger gehegten Gedanken, den Kanal in Bezug auf das Vorkommen nutzbarer Fische zu untersuchen, baldmöglichst zu verwirklichen. Nach Rücksprache mit dem Dezernenten für Fischerei-Angelegenheiten, Herrn Geheimen Regierungsrat Petersen in Schleswig, wandte ich mich an die Königliche Regierung, die der Sache das lebhafteste Interesse entgegenbrachte.

Im ganzen habe ich seit 1896 elf Fahrten unternommen, welche sich mit

einer einzigen Ausnahme über den östlichen Teil des Kanals, zwischen Holtenau und Rendsburg, beschränkten, also auf jene Strecke, die wegen ihres größeren Salzgehalts die Fischerei in erster Linie interessiert. Weil das Fischen in der Fahrrinne wegen des regen Schiffsverkehrs nicht angängig ist, war ich genötigt, die Ausbuchtungen des Kanals aufzusuchen; als solche kommen vor allem der Audorfer und Schiernauer See in Betracht. Das beste Versuchsfeld ist jedoch der Flemhuder See, dessen Wasser, trotzdem das Becken von dem Kanal nur berührt wird und durch die vom Ringkanal 7 m tief herabstürzende Eider reichliche Mengen Süßwassers empfängt, einen verhältnismäßig hohen Grad von Salzwasser aufzuweisen hat, der dem Prozentsatz des Kieler Hafens (1,9 %) annähernd entspricht. Dasselbe gilt von dem ganzen östlichen Teil des Kanals bis nach Rendsburg. Der verhältnismäßig hohe Salzgehalt dieser Strecke ist eine Folge des Eindringens von Meerwasser aus dem Kieler Hafen.

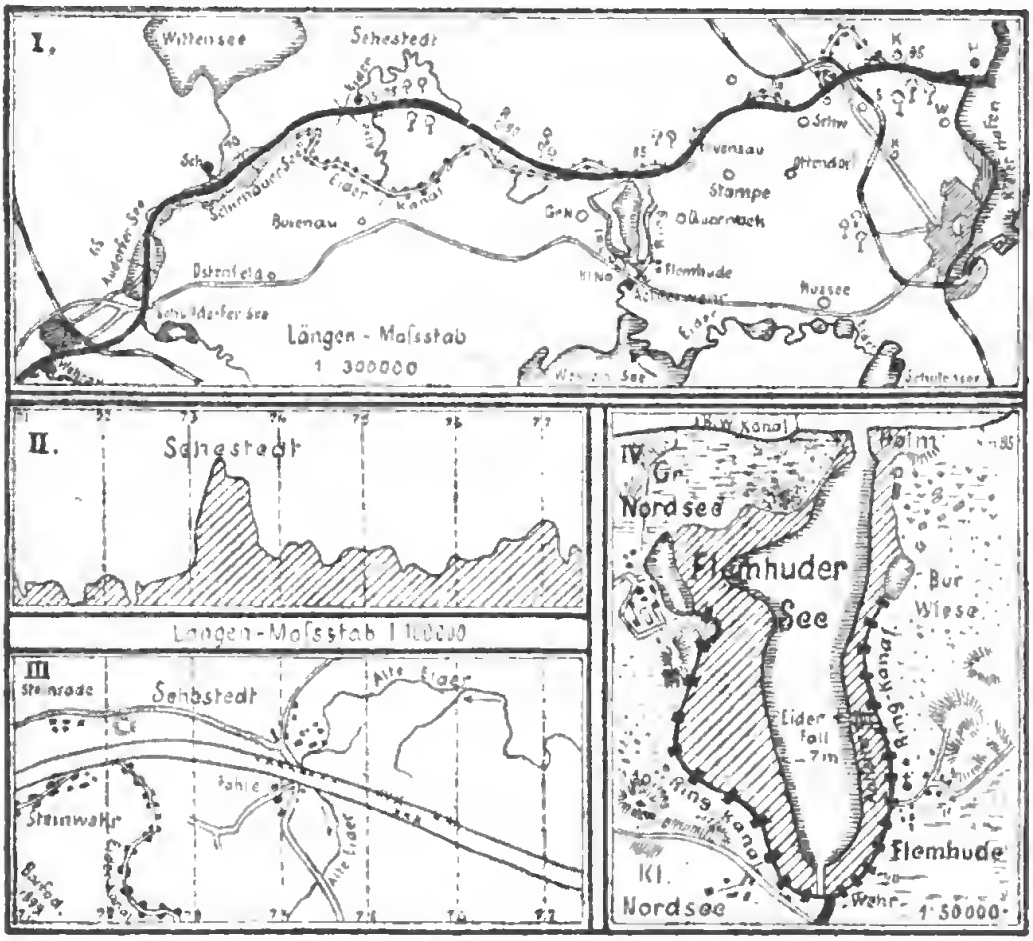
Die dadurch entstehende Strömung ist natürlich ein nicht zu unterschätzender Faktor für das Vordringen von Lebewesen. Bei der Versuchsfischerei in den ersten Jahren benutzte ich das Dienstfahrzeug „Nordfriesland," das in diesem Jahre durch den „Neptun" abgelöst wurde. Die Ausrüstung des Fahrzeugs bestand aus einer kleinen, engmaschigen Wade von 17 m Länge und einer Tiefe von 400 Maschen à 13 mm, einem Hamen von 3 m Länge, 1,5 m Breite und einer Maschenweite von 14 mm, ferner aus einigen Stellnetzen von 60 bezw. 80 mm Maschenweite. Das Schleppnetz und der Hamen waren für den Fang kleiner Fische, die Stellnetze für größere Platt- und Rundfische, insbesondere auch für die Fischerei auf Lachs (Salmoniden) bestimmt.

Die Vegetation des Kanals ist stellenweise noch sehr dürftig. Die erste größere Ansiedelung des Seegrases wurde von mir erst im Sommer 1898 beobachtet, das Auftreten von Blasentang erst in diesem Jahre. Mithin ist Aussicht vorhanden, daß zunächst wenigstens die kleinen Seegrastiere (Krebse usw.), die ein Hauptfutter der Fische bilden, in größerer Zahl sich ansiedeln werden. Auffallend ist es, daß die im Seegrase lebenden Seenadeln trotz ihres häufigen Auftretens in den Jahren 1896 und 1897 plötzlich wieder verschwunden sind. Sollte die Vegetation des Seegrases in Zukunft fortschreiten, so wird dadurch auch der Ostseekrabbe ein gutes Fortkommen gesichert. Auf der Julifahrt vorigen Jahres wurden sowohl im Flemhuder als im Schiernauer See einige Exemplare dieser Art gefangen, im letztgenannten See sogar ein Individuum mit reifen Eiern. Die Ihnen allen bekannte Nordseekrabbe oder Garneele hat infolge des muddigen Untergrundes von Anfang an ihr zusagende Lebensbedingungen gefunden und wurde auf allen Fahrten und an allen Stationen in großer Menge gefangen. Das Vordringen der Miesmuschel wurde bereits im Eröffnungsjahre durch Herrn Professor Brandt konstatiert. Von km 85 abwärts nach Holtenau sind die Miesmuscheln in großer Zahl und stattlichen Exemplaren vertreten. So wurden bei Holtenau solche von 9 cm Länge gemessen. Beachtung verdient das Zurücktreten der Miesmuschel zu Gunsten der Seepocke (Balanus improvisus), die jetzt die Pfähle der Landungsbrücken im Flemhuder und Schiernauer See besetzt halten. Taschenkrebse sind im Kanal außerordentlich zahlreich vertreten. Allein im Audorfer See wurden auf der Oktoberfahrt 1898 ca. 50 Krebse gefangen, von denen viele auf dem Rücken mit 3—4 cm großen Miesmuscheln besetzt waren.

Mit vorgenannten Tieren wäre die Zahl der im Kanal gefangenen Nutztiere (ausgenommen die Fische) so ziemlich erschöpft. Bevor ich mich nun zum Fischbestande des Kanals wende, möchte ich mir noch gestatten, eine Zusammenstellung der wichtigsten der von mir gefangenen Tiere des Kanals zu geben. Es sind dies folgende: Aal, Hering, Sprott, Hecht, Stint, Meerforelle, Ziege, Rapfen,

Blicke, Brassen, Karpfen, Rotauge, Plötz, Schlangennadel, Seenadel, Strufbutt, Goldbutt, Dorsch, Stichling, Seestichling, Meergrundel, Seeskorpion, Zander, Kaulbarsch, Barsch, Aalquappe, Schmerle, Froschquappe, Nordseekrabbe, Ostseekrabbe, Taschenkrebs.

Welches Schicksal erlebten nun zunächst die Süßwasserfische? Wie schon einleitend erwähnt, wurden unmittelbar nach Eröffnung des Kanals Klagen über den schädlichen Einfluß des vordringenden salzigen Wassers für die Binnenfischerei laut, d. h. also: die Süßwasserfische konnten dem plötzlichen Wechsel der Lebensbedingungen nicht widerstehen und gingen zu Grunde. Tote Hechte trieben in großer Zahl an der Oberfläche, die noch am Leben gebliebenen waren erblindet.



I. Karteuskizze des Kaiser Wilhelm-Kanals von Holtenau bis Rendsburg (km 60—98,6).
II. Längenprofil und III. Skizze vom Laichplatz der Heringe bei Sehestedt (km 74—76).
IV. Karte vom Flemhuder See (km 85) mit Ringkanal.
Zeichenerklärung: XXX Heringslaichplätze. + Aalleiter.

Dasselbe galt von den meisten übrigen Süßwasserfischen, so daß ich für die ersten beiden Jahre der Versuchsfischerei die Vernichtung des Bestandes an Süßwasserfischen im östlichen Teile des Kanals konstatieren mußte.

Aber schon 1898 wendete sich das Blatt. Das Kanalwasser war so salzig wie vordem, und trotzdem wurden Hechte, Barsche, Brassen, Schleie, Zander, Rotaugen, Plötze, Uklei usw. nicht nur in großer Zahl und in allen Größen gefangen, sondern alle waren auch wohl genährt, mußten also jetzt günstige Lebensbedingungen

gefunden haben. Richtiger muß man wohl sagen, daß sie sich dem Wechsel der Existenzbedingungen angepaßt hatten.

Doch nun zu dem Bestand an Salzwasserfischen. Ich beginne meine Betrachtung mit dem Aal, der auf beiderlei Elemente angewiesen ist. Durch besonderen Reichtum an Aalen thut sich der Flemhuder See hervor. Auf der Julifahrt 1898 wurden durch einige Züge mit der Wade nicht weniger als 46 Aale gefangen. Die Mehrzahl derselben hatte eine Länge von 50—60 cm. Ihre Farbe variierte zwischen silbergrau und zitronengelb. Die Nahrung besteht hauptsächlich aus kleinen Krebsen; so war der Magen eines 57 cm langen Aals mit zahlreichen Individuen aus der Gattung der Flohkrebse (Gammarus) angefüllt. Wiederholt hatte ich Gelegenheit, vor der Aalleiter am Ringkanal bei Flemhude und der Aalleiter bei der Schiernauer Mühle das Aufsteigen der Aalmontée zu beobachten. Im Juni wimmelte es förmlich von kleinen ca. 10 cm langen Aalen. Vor Flemhude beobachtete ich das seltene Schauspiel, daß drei Aale von 47, 51 und 55 cm Länge im Begriff waren, die Aalleiter zu erklimmen. Ich fand diese zwischen Steinen ca. 4 m über der Oberfläche des Sees. — Ohne auf die Bedeutung dieser und der übrigen am Kanal angelegten Aalleitern weiter einzugehen, will ich nur erwähnen, daß in dem Aalwehr am Ausflusse des Westensees bei Achterwehr einmal in fünf Septembernächten 8000 Stück Aal im Gewicht von ca. 6000 Pfund gefangen worden sind.

Den Tieren ist auf ihrer Wanderung im Meer außerordentlich schwer beizukommen. Auch das Auffinden der charakteristischen Merkmale der männlichen Aale macht vielen, selbst Fachleuten, nicht geringe Schwierigkeiten. Im Kaiser Wilhelm-Kanal habe ich bis jetzt noch keine männlichen Aale gefunden, doch ist anzunehmen, daß sie auch hier nicht fehlen werden. Für das Gedeihen der Aale sind die Verhältnisse im Kanal außerordentlich günstig, und es steht zu erwarten, daß der Aalbestand mit den Jahren eine erhebliche Zunahme erfahren wird.

Ein vorzügliches Gedeihen zeigten die Strufbutt, welche mit Stellnetzen ganz bis Rendsburg hinauf zahlreich gefangen wurden. Sie waren in allen Größen von 3,2 cm bis 37 cm aufwärts vorhanden. Auffallend war das häufige Vorkommen der linksköpfigen Exemplare. Unter 14 im Flemhuder See gefangenen Strufbutt von 25—37 cm Länge waren 6 links- und 8 rechtsköpfige Exemplare, d. h. 6 hatten die Kiemen auf der linken und 8 auf der rechten Körperseite. Auf der Reede von Rendsburg wurden 43 Exemplare von 24—36 cm Länge gefangen; unter diesen waren 15 linksköpfig. Auffallend war ferner die große Zahl der sog. „Blendlinge," welche nur mit einer rauhen Rückennaht versehen, im übrigen aber völlig glatt sind, außerdem eine mehr gestreckte Körperform besitzen und auf dem Rücken rotbraune Flecke zeigen. Genaue Messungen ergaben, daß die „Blendlinge" ca. 20 mm schmäler sind als die eigentlichen Flundern von derselben Größe. Unter den vor Rendsburg gefangenen 43 Strufbutt wurden 38 „Blendlinge" gezählt. — Der Goldbutt ist bisher nur in wenigen Exemplaren beobachtet worden.

Von sonstigen Nutzfischen ist der Dorsch am zahlreichsten vertreten. Dorsch von ½—3 kg Gewicht wurden häufig gefangen; sie scheinen den östlichen Teil des Kanals im Herbst in Schwärmen zu durchziehen.

Unter den Stint befand sich ein auffallend großes Exemplar von 24 cm Länge.

Salmoniden wurden mit der einzigen Ausnahme einer im Juni (1898) im Flemhuder See gefangenen Meerforelle nicht beobachtet, so daß die Annahme berechtigt erscheint, daß diese an und für sich scheuen Fische durch den regen Schiffsverkehr verscheucht werden.

Mein größtes Interesse beanspruchten das Vorkommen und die Lebensverhältnisse des Herings. Bereits auf meiner ersten Fahrt im Juni 1896 wurden

bei km 70 im Schiernauer See mit der Wade zahlreiche Heringe und Sprott gefangen. Die Heringe waren abgelaicht und hatten die Größe der gewöhnlichen Küstenheringe. Sie waren in keiner Weise von den an der Ostküste gefangenen Heringen verschieden. Auffallend war auch das zahlreiche Auftreten von Sprott. Auf der Rückfahrt nach Holtenau bemerkte ich am 7. Juni bei Knoop große Heringsschwärme an der Oberfläche des Kanals „stümen."

Das überraschendste Resultat lieferten am 12. August die Wadenzüge im Audorfer See, in dem Heringslarven in großer Menge gefangen wurden. Diese waren von der Größe eines Streichholzes und müssen damals dort in großer Zahl vorhanden gewesen sein, da die bei der Fischerei benutzte Wade mit 13 mm Maschenweite für den Fang so kleiner Fische garnicht geeignet war, und die allermeisten durch die Maschen entschlüpften. Nur dem Umstande, daß sich im Audorfer See eine Menge Algen usw. befand, welche die Maschen der Wade gleichsam verklebten, ist es zuzuschreiben, daß der Fang so reich war. Schiernauer und Audorfer See stehen in engster Verbindung, denn beide werden von der Fahrrinne durchschnitten. Damals schon habe ich in meinem amtlichen Bericht die Vermutung ausgesprochen, daß die am 12. August (1896) im Audorfer See gefangenen Heringslarven von den Anfang Juni im Schiernauer See gefangenen abgelaichten Heringen stammten. Als dann im folgenden Jahre Larven in noch größerer Zahl gefangen wurden, gewann meine Vermutung immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Im Oktober wurden von den jungen Heringen im Kanal nur wenige gefangen. Die meisten hatten ihn bereits verlassen und waren dem Meere zugewandert. Am 17. Oktober 1897 bemerkte ich bei Holtenau große Schwärme junger Heringe, die der Ostsee zustrebten. Im Jahre 1898 wiederholte sich dasselbe Spiel. Alle Anzeichen sprachen dafür, daß durch den Kanal neue Laichplätze für Heringe erschlossen worden seien. Die günstige Wirkung des Kanals trat immer deutlicher hervor. An den schönen, windstillen Tagen Ende September und Anfang Oktober wimmelte es in der Umgebung der Kanalmündung von Sprott und Heringen, welche „stümend" an die Oberfläche kamen. Mit den Waden wurden um diese Zeit unter Voßbrook usw. oft 1000—1500 Wall Sprott und Heringe an einem Tage gefangen.

Ein mit Heringseiern besetzter Stein aus dem Kaiser Wilhelm-Kanal. (Länge ca. 25 cm.) Gefunden bei km 74 am 17. April 1899.[1])

Als die schönste Frucht meiner diesjährigen Versuchsfischerei muß ich die Feststellung von Heringslaichplätzen im Kanal ansehen. Bei km 74 zwischen Sehestedt und dem Schiernauer See fand ich am 17. April d. J. Heringseier in großer Zahl. Zu Millionen hafteten sie den Pflanzen und Steinen der Böschung an; der dunkle Untergrund war förmlich von ihnen übersäet und glich einem

[1]) Von der Redaktion der „Mitteilungen des Deutschen Seefischerei-Vereins" freundlichst zur Verfügung gestellt.

Ackerfeld, über das eine Hagelböe dahingegangen ist. Um Ihnen eine Vorstellung von der großen Zahl der abgelegten Eier zu geben, will ich bemerken, daß auf einer Fläche von 10 cm im Quadrat 5500 Eier gezählt wurden.

Lassen Sie mich noch einen Augenblick am Laichplatz verweilen. Die Örtlichkeit ist für diesen Zweck wie geschaffen. Das hohe Ufer wird von der Sonne erwärmt. Die Oberfläche des Kanals ist spiegelblank. Die Ziegelsteine der Böschung sind mit grünen Algen dicht besetzt. Zu beiden Seiten stürzt das Wasser des alten Eiderbettes aus einer Höhe von etwa 2 m mit donnerndem Getöse in den Kanal. So fand ich hier alles: erwärmtes, brakiges Wasser und Pflanzen zum Anheften der Eier. Ich stand am Ufer des Kanals und hatte die Freude, die Heringe beim Laichgeschäft unmittelbar zu beobachten. Deutlicher hätte ich das interessante Spiel in keinem Aquarium beobachten können, wie hier in Gottes freier Natur. Unmittelbar über dem Grunde schwammen die weiblichen Heringe dahin. Unter zitternder Bewegung wurde der fließende Laich an Pflanzen und Steinen abgesetzt. Kreuz und quer, in schnellem Lauf schossen die Männchen über das Laichfeld dahin, um sich der Milch zu entledigen. Lange schaute ich dem interessanten Schauspiel zu. In so unmittelbarer Nähe und mit solcher Klarheit das Laichen zu beobachten, war mir bis dahin noch nie vergönnt gewesen. Wohl giebt die Schlei ihre Laichplätze durch Trübung des Wassers und einen süßlichen Geruch zu erkennen. Aber in diesem Wasser auf muddigem Untergrund bleiben die Laicher selbst dem Auge meistens verborgen.

Von den bei Seehestedt gefangenen Heringen war ein Teil bereits abgelaicht, bei andern entleerte sich der Rogen nach dem Fange. — Unter 100 Individuen wurden durchschnittlich 47 Männchen gezählt.

Für die Küstenfischerei hat der Kaiser Wilhelms-Kanal durch die Laichplätze der Heringe eine eminente Bedeutung erlangt. Als Schonrevier kam er längst in Frage. Ich gebe zu, daß eine große Zahl von Eiern durch den Schiffsverkehr und die Niveauschwankungen des Kanals und vielleicht auch noch durch andere Umstände vernichtet wird. Millionen und abermals Millionen jedoch gelangen zur Reife. Das beweisen die großen Schwärme von Heringslarven und jungen Heringen, die im Hochsommer und Herbst den Kanal verlassen und der Ostsee zustreben. Diese Wanderung habe ich seit Jahren beobachtet. Für mich steht die Thatsache fest, daß die reichen Fischzüge der jüngsten Zeit in der Kieler Bucht auf die Laichplätze des Herings im Kanal zurückzuführen sind.

Ich habe in jungen Jahren die Fischerei selbst betrieben; ich weiß, wie der Fischer kämpfen muß mit den Elementen, um diesen oft nur das Dürftige zum Lebensunterhalt abzuringen. Welche Freude für mich, ihnen den Nachweis erbracht zu haben, daß durch den Kaiser Wilhelm-Kanal eine neue Segensquelle erschlossen ist. Wer wollte sie wohl um diesen Gewinn beneiden, der weiten Kreisen unserer Bevölkerung zum Segen gereicht!

Der Flöter von St. Margarethen.[1])

Daß sehr viel Unwahres von der Geschichte berichtet, daß diese selbst aus Sagen hervorgegangen ist und noch sehr viel Geschehenes im Munde des Volkes eine andere Gestalt annimmt, wird allgemein zugegeben. Die Unklarheit der Anschauung und der Auffassung, die Lust zu übertreiben, die irre geleitete Phantasie verleitet zu unberechtigten Mutmaßungen, die Kleines ver-

[1]) Abgedruckt aus der „Kieler Zeitung" Nr. 18979 (24. Jan. 1899).

größern, Fragliches unter- und einschieben und endlich als ausgemacht hinstellen, was durchaus unentschieden, höchstens einigermaßen wahrscheinlich ist. Als Beweis für diese Behauptung kann auch die Geschichte von dem Flöter in St. Margarethen dienen, der im Anfange dieses Jahrhunderts alle Köpfe meiner lieben Heimat in Bewegung brachte, Leute aus der Umgegend nach dem Schauplatze seiner Wirksamkeit trieb und noch über ein Vierteljahrhundert nach seinem Verschwinden sehr oft Gegenstand der Unterhaltung war. Auch mir wurde in meinen Jugendjahren so viel von dem Flöter und seinen Thaten erzählt, daß ich mir den Hof und das Haus seiner einstigen Thätigkeit sehr oft ansah, die Familie des damaligen Besitzers, eines Schwiegersohnes des von dem Flöter beleidigten, genau kennen lernte, wiederholt mit den Kindern über die Vorgänge sprach und überhaupt in so hohem Grade durch das Vernommene interessiert wurde, daß ich, als Professor Karl Müllenhoff 1842 zur Mitteilung von vaterländischen Sagen und Märchen aufforderte, außer anderen auch die von dem Flöter einsandte. Da der Professor aus Marne, also aus der Nähe St. Margarethens stammte, war auch ihm die Erzählung wohl bekannt, und er hat selbst nach mündlichem Bericht aus St. Margarethen in seinen „Sagen, Märchen und Liedern der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg" S. 336 unter Num. CDL fast ganz dasselbe mitgeteilt, was mir in meiner Kindheit berichtet wurde. Dort steht:

„Vor etwa vierzig Jahren fand sich auf einem Hofe im Kirchspiel St. Margarethen, der in der Nähe der Elbe lag, ein Spuk sehr sonderbarer Art ein. Viele Leute aus der Nähe und Ferne haben sich davon überzeugt, und die Kinder des Hofbesitzers leben noch jetzt; die Sache ist noch in gutem Andenken. Zu Süden des Hauses, im Kohlgarten, wo auch einige Obstbäume stehen, ließ sich zu einer Zeit ein Wesen hören, das sich durch beständiges Flöten kundgab. Bald näherte es sich dem Hause, und allmählich drängte es sich ein. Das Haus ward nun seine gewöhnliche Wohnung, und auf dem Boden, im Keller, in den Zimmern, überall ließ sich der Flöter hören. Zuweilen machte er auch auf der Nachbarschaft Besuche. Die Leute wurden ganz vertraut mit ihm; wollten die Kinder im Hause oder Knechte und Mädchen tanzen, so sagten sie nur: „Spęl uns en Walzer so un so," oder „nu Hopsa so un so" und gaben nur die Melodie an, dann spielte er gleich auf. Wenn das Mädchen im Keller war bei der Milch, so sagte sie oft: „Spęl my ins enen, myn Jung, da, schast ok en Appel hebben!" Dann war ihr der Apfel gleich aus der Hand weg, und das lustigste Stückchen ward aufgespielt. Niemand konnte das wunderliche Wesen zu Gesichte kriegen, wenn es gleich lange Zeit auf dem Hofe sich aufhielt und es sich, sobald einer ihn nur aufforderte, auch sogleich hören ließ. Zuletzt aber ward der Flöter immer zudringlicher, und oft zeigte sich seine üble Laune. Er konnte in einer Nacht alle Fenster einschlagen, brach in Küche, Keller und Kammer und stellte alles auf den Kopf, und mittags, wenn die Leute bei Tische saßen, machte er mit unsichtbaren Händen die Schüssel vor ihnen leer in einem Nu. Wenn sie dann nach ihm schlugen und ihn auf alle Weise verfolgten, so oft sie glaubten, ihn eben in einer Ecke fest zu haben, so pfiff er ihnen zum Hohn schon in der anderen. Es war zuletzt nicht mehr mit ihm hauszuhalten. Der Bauer sprach allenthalben den Wunsch aus, daß sich einer finden möchte, der ihn von der Plage befreie; er wollte ihm ein gut Stück Geld geben. Endlich erbot sich ein Mann aus Wilster, den Flöter ihm in seiner wirklichen Gestalt oder als Pudel zu zeigen und zu vertreiben. Der Bauer aber sagte, er wolle garnichts sehen, hier habe er zehn Thaler, er solle nur machen, daß der Unhold fortkäme. Durch sonderbare Sprüche und Zeremonieen hat der Mann nun den Geist fortgeschafft, und keiner hat darnach im Hause wieder gepfiffen."

Bei weiteren Nachfragen wurde mir in meiner Kindheit noch erzählt, auch der Kirchspielvogt in St. Margarethen, Bendixen, habe sich den Vorgang auf dem Hofe angesehen und sich bemüht, den Flöter zu entdecken, wäre in Begleitung von Leuten, die mit Heuforken und anderen einfachen Waffen versehen waren, durch das ganze Haus gegangen, durch das Flöten geleitet, auf den Boden gestiegen, man habe das Heu durchstochen, jeden Winkel durchsucht, dann aber wäre plötzlich die Stimme des Flöters unten im Hause oder im Garten vernommen worden, und die getäuschte Schar habe sich dahin begeben, um sich zu überzeugen, daß er auch dort nicht sei. Es ward noch hinzugefügt, jener Geisterbanner aus Wilster, von dem Professor Müllenhoff berichtet, von Holdt, habe den Hofbesitzer Jakob Voß gefragt, ob er den Flöter lebendig oder tot sehen wolle, und als Voß weder das eine noch das andere gewünscht, sei jener unter furchtbarem Geräusch durch eine Seitenthür getrieben, wobei ein dickes Brett derselben in die Erde gerammt sei. Auch später ließ der sagenhafte Bericht des Vorgefallenen mich nicht ruhen; ich lenkte immer wieder, wenn ich in meinem Vaterdorfe war, das Gespräch auf den Flöter, erkundigte mich bei den Kindern des alten Jakob Voß sorgfältig, um das, was die Fama in so dicken Farben aufgetragen, auf den wahren Sachverhalt zurückzuführen, und behielt mir vor, als ich in sehr eigentümlicher Weise den Schlüssel zur Erklärung fand, bei einer neuen Auflage des interessanten und lehrreichen Müllenhoffschen Buches dort die gewonnene Aufklärung zu geben. Da dies nun aber unverändert abgedruckt, die letzte 91 Jahre alt gewordene Tochter des Jakob Voß auch heimgegangen und ein zweites Menschengeschlecht seit jenem Ereignis vom irdischen Schauplatze abgetreten ist, will ich, wiederholt dazu aufgefordert, bevor ich selber abgerufen werde, hier erzählen, was ich von der 1890 verstorbenen Frau Margarethe Haack erfahren und was ich selbst in dieser Sache erlebt habe.

Vor 83 Jahren war eine wandernde Schauspieler-Gesellschaft in St. Margarethen, deren Vorstellnngen auch von den Bewohnern jenes Hofes, der unmittelbar am Kirchdorfe lag, besucht wurden. Als eines Abends wieder einige derselben zur Komödie gewesen waren, zeigte sich beim Hause ein unbekannter Mann, der ein rotes Tuch vor dem Munde hatte und Lärm vor der Küchenthür machte. Wenn auch dieser Unbekannte, als der Bauer die Thür öffnete, verschwunden war, so wiederholte sich doch das Lärmen und der Spektakel jede Viertelstunde. Gleichwohl beunruhigte dies den Hausvater anfangs nicht sonderlich, vielmehr scherzte er mit seinen Töchtern, sie hätten wohl Verbindung mit einem der Komödianten angeknüpft. Das Haus ward aber volle drei Wochen auf diese Weise beunruhigt, es wurden häufig Steine durch die kleinen Luken (Öffnungen in der Bretterwand des Hinterhauses) in den Viehstall geworfen; ja, eines Morgens fand man gar eine Menge Äpfel und Blei in der nachts offen stehenden Milchkammer. Als man nun, die Thätigkeit jenes Unbekannten voraussetzend, rief: „Wollt Du ook en paar Appeln hebbn, min Jung?“ vernahm man das schon oft gehörte Flöten. Viele Bewohner des Dorfes haben auch am hellen Tage, wenn sie auf dem Hofe waren, ein Flöten, nicht selten ganze Melodieen und Tanzlieder gehört; man hat sogar nach seinem Flöten wirklich getanzt. Der Unbekannte ward allmählich immer zudringlicher. Nachdem er sich drei Wochen außerhalb des Hauses hatte hören lassen und der Hausherr eines Tages abwesend gewesen war, vernahm man fünf Tage lang das Flöten auch im Hause, besonders auf dem Boden desselben; er hat aber weder jemals Klöße aus dem Teller genommen, noch Äpfel von den Bäumen geschüttelt. Als nun sämtlichen Hausgenossen, vor allen dem Bauer selbst die Sache immer unheimlicher wurde, ging letzterer auf den Rat seines Freundes Gehrt Borchers vom Stuven zu einem gewissen von Holdt in Wilster, der sich

denn auch zur Vertreibung des Flöters bereit erklärte. Zur Ausführung seines Auftrages kam von Holdt auf einem schwarzen Pferde auf den Hof geritten und veranlaßte, daß mit Ausnahme des Hausvaters sich sämtliche Bewohner aus dem Hause entfernten. Über die nun angewendeten Mittel, wie überhaupt über alles, was diese Vertreibung irgendwie beleuchten könnte, ist nie ein Wort von Voß geäußert worden; nur in seiner Todesstunde hat er einer seiner Töchter offenbart, er wisse, wer der Flöter gewesen sei. Die Sache scheint ihn aber noch damals so angegriffen zu haben, daß ihn seine Kräfte verließen und er das Geheimnis mit in die Ewigkeit nahm. Als ich zuletzt mit jener erst kürzlich verstorbenen Tochter des Jakob Voß sprach, meinte sie, der Flöter sei erst am folgenden Tage, während die Kinder auf der großen Diele spielten, durch eine Seitenthür verschwunden, wobei ein Brett dieser Thür in die Erde gerammt wäre.

Natürlich haben Zeitgenossen und Epigonen viel über diese Vorgänge nachgedacht und ihrer viele sie auf Bauchrednerei zurückgeführt, zumal, da man annahm, es habe der Hof dem Jakob Voß, der ihn wirklich bald verkaufte, dadurch verleidet werden sollen. Über den Flöter selbst blieb alles dunkel, bis er sich am 12. August 1855 auf einem Rheindampfschiff an der holländischen Grenze, wie ich nachstehend berichten werde, in höchst eigentümlicher Weise selbst entdeckte.

Am 11. August 1855 hatte ich früh morgens Hohenfelde verlassen, um in Begleitung meines Freundes H. Chr. Petersen aus Horst über Holland und Belgien zur großen Industrie-Ausstellung nach Paris zu reisen. Über Hamburg, Hannover, Minden, Dortmund, Oberhausen kamen wir am 12. August morgens früh bei Ruhrort an den Rhein und begaben uns nach dem Rat und unter Führung eines Dortmunder Müllers vom Ruhrorter Bahnhofe nach dem Hotel „Luftballon," etwas außerhalb der Stadt, wo die Rheindampfschiffe ihre Passagiere aufnahmen. So behaglich der Aufenthalt in der von Linden beschatteten Wirtschaft war, so fest wir auf den Rat jenes Müllers beschlossen hatten, nicht mit dem niederländischen, sondern mit dem Köln-Mindener Dampfschiffe zu fahren, so bestiegen wir doch nach langem Warten das erste Dampfschiff, das im Nebel stromabwärts fahrend beim „Luftballon" ankam, es war der „Drusus" der „Niederländischen Stromboot-Maatschappy Ryn en Yssel." Die Fahrt auf dem belebten Rhein, an Orsoy, Wesel, Xanten, Rees, Emmerich vorbei, fesselte unseren Blick und ließ uns wenig Notiz von einem ältlichen großen, sonnengebräunten Manne nehmen, der bald auf Morgenschuhen längs dem Verdeck spazierte, bald sich zum Schlafe in die Sonne legte, dann wieder mit irgend jemand ein Gespräch anknüpfte, stets aufgelegt und auf dem Schiffe als zur Mannschaft gehörig erschien. Bei Wesel zog er allerdings die Aufmerksamkeit der Mitreisenden auf sich, als er bei der Abfahrt des Dampfschiffes, das hier eine längere Zeit verweilt hatte, sich verspätete und nun mit jugendlicher Gewandtheit, über verschiedene schaukelnde Boote hinwegeilend, sich auf den Bord des bereits abgestoßenen Schiffes schwang. Erst bei Lobith, der holländischen Grenzstation, als niederländische Zoll- und Postbeamte an Bord kamen, unsere Effekten ansahen, den Paß visierten und mit uns in Unterhaltung traten, näherte sich auch jener große Unbekannte, der mit den Beamten sehr gut bekannt zu sein schien, indem er mit ihnen über den Zoll für seine Apfelsinen scherzte, und fragte uns dann plötzlich in deutscher Sprache: „Woher sind denn die Herren, wenn ich fragen darf?" Als er erfuhr, wir seien Schleswig-Holsteiner, schien er sich sehr für uns zu interessieren, erkundigte sich näher nach unserem Wohnorte, und als er erfahren hatte, daß wir aus der Umgegend von Itzehoe wären, fuhr er lebhaft fort: „Das ist nicht weit von Brunsbüttel, da bin ich vor etwa fünfzig Jahren gewesen, habe dort ein Vierteljahr in dem großen Wirtshause gewohnt." Hierauf erwiderte ich, daß ich Brunsbüttel,

weil meine Heimat nur eine Meile davon entfernt liege, sehr wohl kenne, auch die Wirtshäuser dort, und fragte nun, in welchem er denn logiert habe. Er antwortete: „Ich entsinne mich des Namens des Wirtes nicht mehr; ich kam aus dem Kronprinzenkooge, wo ich mich vorher bei meinen dort wohnenden Landsleuten aufgehalten hatte. Ich bin nämlich Ostfriese und liebe die Ostfriesen mehr als die Holländer, unter denen ich jetzt wohne. Aber welches ist denn Ihre Heimat?" Als ich ihm gesagt, daß ich in Sankt Margarethen zu Hause wäre, fuhr er auf: „St. Margarethen? Dann müssen sie von mir gehört haben!" Auf meine Bemerkung, ich wisse nicht, wo ich das Vergnügen gehabt hätte, entgegnete er: „Haben Sie nicht gehört, daß vor vielen Jahren dort jemand gepfiffen hat?" Auf meine in größter Erregung hervorgebrachte Antwort: „Meine Großmutter und meine Eltern haben mir viel davon erzählt," fuhr er fort: „Ja, das war ich." In sichtbarer Erregung erzählte ich nun: „Ich kenne den Hof, habe auch den alten Jakob Voß und dessen Frau noch gekannt; sie sind beide vor etwa 20 Jahren in Dürftigkeit gestorben. Der Hof wurde bald nach Ihrer Abreise von ihnen verkauft." Diese Nachricht schien ihn zu erschüttern; er ward stille, beantwortete meine Fragen nur kurz und äußerte sich ungefähr in folgenden Worten: „Ich heiße Friedrich Staudt, wohne in Wierden bei Almelo in Holland, bin aber aus Ostfriesland gebürtig, war früher Bauchredner, habe aber diese Kunst längst aufgegeben, zeige sie aber noch mitunter in befreundeten Kreisen. Jetzt bin ich Graveur und Verfertiger chemischer Tinten, die auf den meisten Büreaus in dieser Gegend gebraucht werden; in dieser Veranlassung reise ich noch jetzt, aber nicht als Bauchredner. Ich bin evangelisch, liebe das Katholische nicht, lebe aber unter fast lauter Katholischen in Frieden. Ich habe fast ganz Europa bereist. Meine Frau hat mich in Siebenbürgen, wie an der spanischen Grenze befallen (Kinder geboren). Ich habe sieben Kinder, von denen einige auch Graveure geworden sind."

Meine Versuche, das Gespräch wieder auf den Flöter in St. Margarethen zu bringen, erwiesen sich als vergeblich; vielleicht strafte ihn sein Gewissen, vielleicht fürchtete er, daß ich weitere Nachfrage zu strafrechtlicher Verfolgung anstellen wolle; ich war zu hastig gewesen, hatte mich zu interessiert gezeigt. Er blieb sehr freundlich, dienstfertig, wich aber allen meinen eindringlicher werdenden Fragen aus, zeigte uns die Verheerungen, die der Rhein bei den letzten Überschwemmungen und den Deichbrüchen angerichtet hatte, machte uns auf die Gehöfte und Gebäude am Ufer aufmerksam, wiederholte, daß er die Bauchrednerei nur mitunter noch einmal in Freundeskreisen ausübe, daß er aber noch oft reisen müsse, daß sein Schwager Heizer auf diesem Dampfschiffe „Drusus" sei, mit dem er morgen weiter nach Kampen fahre. Er empfahl uns eine Anzahl von Wirtshäusern in Holland, Belgien und Frankreich, in denen er logiert habe, von denen wir freilich, nachdem wir das erste in Amsterdam gesehen hatten, absahen, die sich jedoch, wie wir uns in Paris davon überzeugten, auf der von ihm angegebenen Stelle befanden. Er versprach, uns am Abend, oder doch am nächsten Morgen bei ten Bosch in Arnheim, wo wir gut wohnen würden, zu besuchen, begleitete uns vom Schiffe aus noch eine Strecke bis in die Nähe dieses Gasthofs und erwarb sich durch sein ganzes freundliches, zutrauliches Benehmen Ansprüche auf unsere herzliche Dankbarkeit. Wir haben ihn nicht wiedergesehen. Wohl hatte ich ruhig überlegt, wonach ich ihn genauer fragen wolle, wohl erwarteten wir ihn noch am andern Morgen bis kurz vor Abgang des Eisenbahnzuges nach Utrecht; er stellte sich nicht ein, und da wir noch zum Napoleonstage in Paris sein wollten, durften wir nicht wieder zum „Drusus," der auch vielleicht schon abgefahren war, zurückkehren. Das merkwürdige Zusammentreffen und das ungesuchte Bekenntnis des früheren Bauchredners berichtete ich sogleich meiner Schwester, und als ich im

Digitized by Google

September in die Heimat zurückgekehrt war, fand ich, daß die Nachricht, wie ich freilich auch erwartet hatte, in St. Margarethen große Sensation erregt habe. Als nun nicht nur hier, sondern auch in der Umgegend, unter anderem von einem bekannten Arzte, Dr. Christiani in Brunsbüttel, dessen Vater zur Zeit des Flötens Pastor in St. Margarethen gewesen war, weitergehende Fragen an mich gerichtet wurden und ich zu meiner eigenen Befriedigung gerne weitere Aufklärung über die Sache haben, namentlich gerne wissen wollte, ob Staudt etwa als Tagelöhner in das bewußte Haus eingetreten wäre, schrieb ich von Hohenfelde aus an Staudt, gab ihm die Versicherung, daß nur reines Interesse an der Sache mich leite, daß ich der betroffenen Familie in keiner Beziehung angehöre, daß ich die von ihm erbetenen Aufklärungen mit der größten Diskretion behandeln und nur soweit er es gestatte, bekannt machen wolle, doch ist die Antwort, wie einst der Besuch in Arnheim, ausgeblieben. Da der interessante Mann damals 72 Jahre alt war, jetzt also, reichlich 35 Jahre später, seinen unsteten Pilgerlauf höchstwahrscheinlich vollendet hat, so wird eine weitere Aufklärung des im ganzen freilich genügend erhellten Vorganges nicht zu erwarten sein, und es muß der Versuch zur vollständigen Ermittelung des Zusammenhanges dem Verstande und der Phantasie überlassen bleiben. Die erwähnte Frau Margaretha Haack, geborene Voß, erinnerte nicht, daß ein Ostfriese Staudt aus dem Kronprinzenkooge, wohl aber, daß damals ein gewisser Hans Bauman aus Marne bei ihnen auf dem Hof gewesen sei. Der Kronprinzenkoog gehörte damals zum Kirchspiel Marne. Hat Fr. Staudt für die Zeit den Namen Hans Baumann angenommen?

Kiel, den 23. Dezember 1890.

1894, als das Manuskript einige Jahre im Pulte geruht hatte, gedachte ich auf einer Reise nach Metz von Münster aus einen Abstecher nach Wierden zu machen, um persönlich nähere Erkundigungen über den fraglichen Staudt einzuziehen. Da Umstände mich veranlaßten, die Tour nach Holland aufzugeben, wandte ich mich schriftlich an den Herrn Bürgermeister Warnaars zu Wierden, der in sehr entgegenkommender Weise meiner Bitte entsprach, indem er mir über die dort noch existierende Familie Staudts ausführlich soviel mitteilte, daß die Wahrheit der Aussage jenes Stammvaters, des Flöters, völlig erwiesen ist.

Kiel, den 20. Januar 1899. C. Heinrich, Rektor.

Das Geschlecht der Wittorf und ihr Meierhof Brammer.

Von Dr. J. Erichsen in Kiel.

Im Verhältnis zu der Menge der Städtebilder, die in Werken des 17. Jahrhunderts sich finden, ist die Zahl der bildlichen Darstellungen ländlicher Wohnplätze aus jener Zeit nur gering, und um so freudiger kann man eine solche Darstellung begrüßen, wenn man aus den Umständen schließen kann, daß sie nicht rein aus der Phantasie heraus gezeichnet ist.

Die umstehende Abbildung stellt das jetzige Brammerhof bei Neumünster dar und ist, wie sich aus den Akten, wozu das Original gehört, ergiebt, im Jahre 1636 gezeichnet, offenbar, um dem Landesfürsten, der mit den Besitzern damals über Ankauf des Hofes verhandelte, nicht bloß in Worten durch eine Beschreibung, sondern auch durch eine Zeichnung das Aussehen des Hofes zu veranschaulichen; es ist demnach anzunehmen, daß die Abbildung einigermaßen richtig ist, wenn auch der Zeichner, wie der Mangel an Perspektive deutlich zeigt, gerade kein Künstler zu nennen ist.

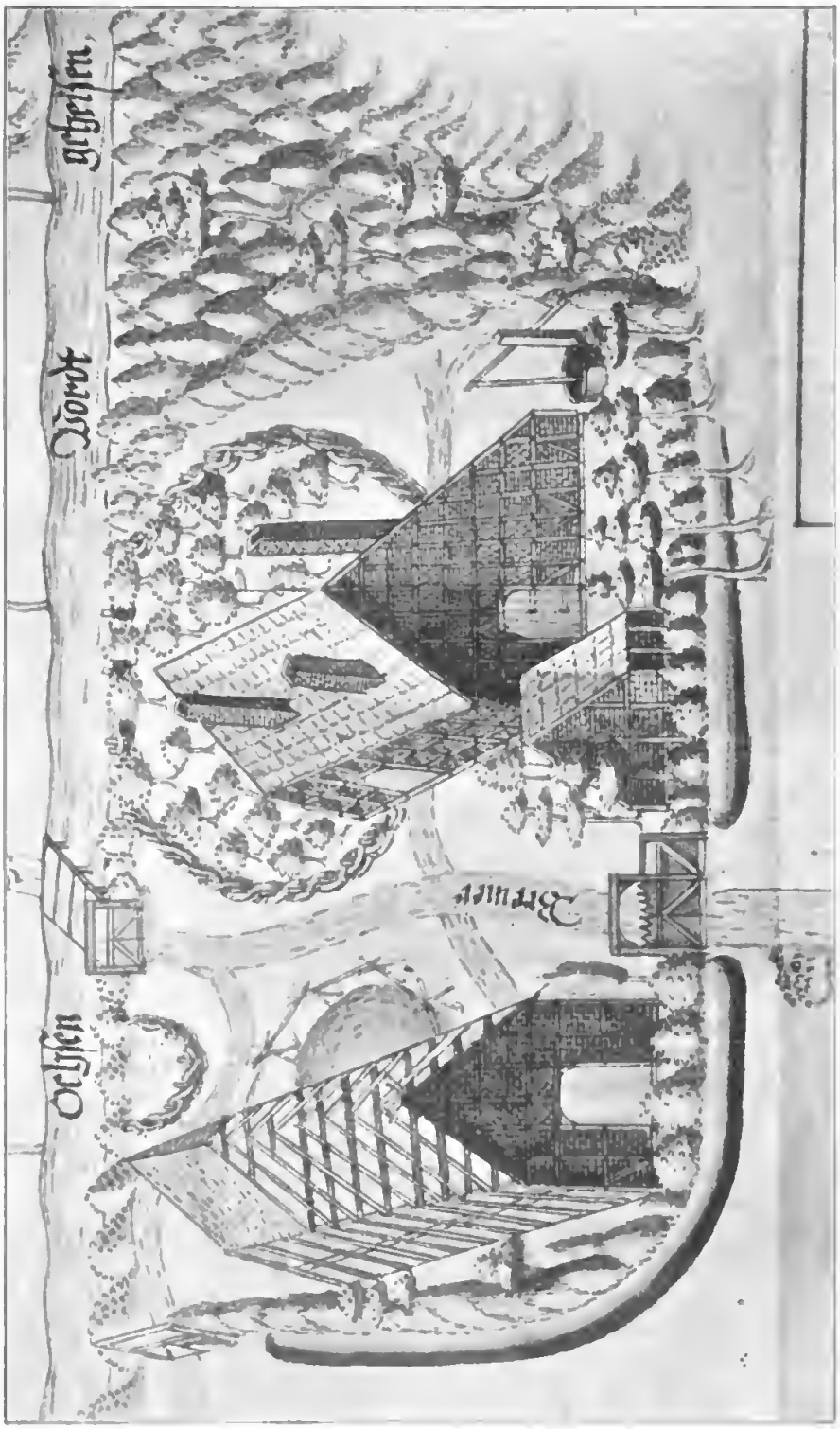
Auf den ersten Blick fallen einem auf dem Gebäude rechts die drei großen Schornsteine auf, die an den Seiten des Daches durch dies hindurchragen; es ist also nicht das altsächsische Bauernhaus ohne Schornstein, das wir hier finden; Brammerhof oder, wie es damals hieß, Brammer — die Form Bremer auf der Mitte des Bildes beruht auf einem Schreibfehler — war auch kein Bauernhaus, sondern ein Meierhof der adligen Familie

Wittorf, die ihren Hauptsitz in Neumünster selbst hatte; auch andere Meierhöfe jener Zeit, wie z. B. der Hof Sprenge im Bordesholmischen, waren, wie wir aus gleichzeitigen Akten ersehen, mit Schornsteinen versehen. Das Dach des Hauses besteht, soweit man sehen kann, aus Ziegeln, nach einer etwas späteren Beschreibung teils aus Ziegeln, teils aus Stroh; auffallend ist die verschiedene Höhe der Mauer auf der Vorder- und der Rückseite. Das Haus ist aus Fachwerk gebaut, 8 Fach ist seine Größe, während die gegenüberliegende Scheune 11 Fach hat. Nicht zu erkennen sind die gläsernen Fenster, deren Zahl auf der Diele vorn im Hause 22, in der „Dörnße" 18 (darunter ein Bogenfenster, „das man aufmachen kann") und in der Küche 8 beträgt. Außer den erwähnten Räumlichkeiten enthielt das Haus 1 Speisekammer, 1 „große Kammer," 1 Milchkammer und 3 andere Kammern. Der Fußboden in der Dörnße, die auch mit einem Kachelofen ausgestattet war, bestand aus ganzen und halben Ziegelsteinen, der der übrigen Räume, wie es scheint, nur aus Lehm. Aus Eichenholz war das Gebälk sowie die Hauptthür.

An dem vorderen Ende des Wohnhauses erblicken wir außer dem Ziehbrunnen ein kleineres Haus, dessen Wände 1646 aus Lehm erbaut sind und das mit Holz und Ziegeln durcheinander gedeckt war. Von den eingefriedigten Räumen ist der Platz an der Au vermutlich ein Immenhof, der besonders erwähnt wird, während die größere Einfriedigung, die an das Wohnhaus und die kleine Hölzung im Süden sich anlehnt, der Hausgarten ist. Erwähnung verdient, daß der Name Ochsenvordt für die Au östlich vom Hofe heute verschwunden ist; nach den jetzigen Karten heißt das Gewässer oberhalb von Brammer Wohlbach, unterhalb des Hofes Brammerau.

Die erwähnte Zeichnung aus dem Jahre 1636 enthält auch zwei Abbildungen der benachbarten Dörfer Tasdorf und Bönebüttel, die aber reine Phantasiegebilde zu sein scheinen; nur soviel geht aus diesen Zeichnungen hervor, daß die Bauernhäuser mit Stroh gedeckt sind und keine Schornsteine haben; dagegen finden sich anscheinend bei allen am Giebel Pferdeköpfe ebenso wie bei der Scheune auf Brammer.

Das adlige Geschlecht der Wittorf, dem Brammer gehörte, hat offenbar seinen Namen nach dem Dorfe Wittorf bei Neumünster, wo noch heutzutage an dem Zusammenfluß von Schwale und Stör ein Burgplatz sich findet und wo die Familie noch im 17. Jahrhundert eine Hufe besaß, zu der auch die Wiese „Borgwisch" gehörte. Ob irgend ein Zusammenhang zwischen den neumünsterschen Wittorfs und den gleichnamigen Adelsfamilien besteht, die in Lauenburg und im Hannöverschen im 13. und 14. Jahrhundert häufig vorkommen, muß dahingestellt bleiben. In Kiel und Neumünster und Umgegend war der Name im Mittelalter häufig auch für bürgerliche und bäuerliche Familien. 1461 verpfändete ein Tideke Wittorf mit seinem Sohn Detlev ein Gut in Gadeland an das Kloster Preetz, wo seine Tochter Beke Konventualin war; demnach scheinen diese Wittorfs Adlige zu sein. Tideke Wittorf kommt auch unter den Revisoren der Jahresrechnungen des Preetzer Klosters vor, Detlev Wittorf wird 1474 als Kirchspielvogt erwähnt. Als solcher suchte er Besitzungen des Bordesholmer Klosters in seine Hände zu bringen; ein Streben, das ihm wie seinem Enkel nur zum Teil gelang. Auch sein Sohn Joachim, der 1519 starb, war Vogt in Neumünster. Als solcher folgte ihm sein Sohn Jasper, der 1530 als Amtmann von Neumünster bezeichnet wird; er kaufte Bordesholmer Besitzungen von dem Propsten Bernhard und wird 1543 auch als Besitzer von Projensdorf bei Kiel genannt Er scheint ein gewaltthätiger Mann gewesen zu sein; so vertrieb er einen Bönebütteler Hufner, der in der klösterlichen Hölzung einen Baum gefällt hatte und diesen zersägte, aus dem Walde und nahm das Gehölz selbst in Besitz; auch eine Bordesholmer Hufe in Bönebüttel eignete er sich an, nachdem schon sein Großvater von einer wüsten Hufe dort Besitz ergriffen hatte. Eigentümlich erscheint nach den Gerichtsverhandlungen die Art und Weise, wie er zu der Bordesholmer Hufe kam; fast könnte man annehmen, daß die Pächter nicht gewußt haben, wem das Eigentumsrecht ihrer Hufen zustand. Der betreffende Bordesholmer Pächter in Bönebüttel, der zugleich die Hälfte der erwähnten wüsten Wittorfer Hufe gepachtet hatte, geriet auf der Gilde zu Groß-Harrie in Trunkenheit mit Jasper Wittorf in Streit und kündigte ihm die Pachtung und zwar offenbar auch für die klösterliche Hufe, für die also Jasper Wittorf schon lange die Heuer empfangen haben muß. Als die Pachtzeit abgelaufen war, wollte Jasper Wittorf den Hufner von der Hufe vertreiben, und nur mit Mühe erlangte dieser, daß der Vogt ihm die Hufe ließ. Später kam es zum Prozeß um die Hufe zwischen Bordesholm und Jasper Wittorf, und 1550 wurde die Hufe diesem gerichtlich abgesprochen. 1606 besaßen die Wittorfs nur eine Hufe in Bönebüttel; im ganzen aber hatten sie damals im Gebiet des späteren Amts Neumünster einen Besitz von 19 zerstreuten Hufen außer einigen Katen, ihrem Hause in Neumünster und dem Meierhof Brammer. Paul Wittorf, der 1584 der Besitzer der Wittorfschen Güter war, hatte schon 1593 versucht, den Besitz an den Landesherrn zu verkaufen, indes war seine Forderung von 25000 Thlr. zu hoch gewesen; auf seine Witwe Armgardt, eine geborene Ahlefeld, folgte als Besitzer Benedikt Wittorf; seine Witwe Anna heiratete später Ulrich Bitowsky v. Bitow; für die



Der Meierhof Brammer im Jahre 1636.

unmündigen Kinder Benedikts verkaufte ihr Vormund, der Gottorfer Hausvogt Paul Wittorf, im Jahre 1638 den geſamten Beſitz für 12 500 Thlr. in specie an Herzog Friedrich III.

Damit verſchwindet dieſes wenig zahlreiche Geſchlecht, das es nie zu ſolchem Anſehen und ſolchem Reichtum gebracht hat wie andere berühmte Adelsfamilien unſeres Landes, aus der Gegend von Neumünſter und bald überhaupt aus Schleswig-Holſtein. Schon um 1660 finden wir die Angabe, daß in Schleswig-Holſtein keine Wittorfs mehr exiſtieren;

in den Jahren 1674—1682 jedoch tritt noch ein Egidius v. Wittorf als Amtmann von Schwabstedt auf; ob er vielleicht ein Sohn des erwähnten Hausvogts Paul Wittorf war oder wie er mit den Neumünsterschen Wittorfs zusammenhängt, können wir nicht nachweisen, die mangelhafte Überlieferung gestattet nicht die Aufstellung einer genauen Stammtafel. Wohl dieser Egidius v. Wittorf ist es, der als letzter des Geschlechts in Neumünster zu Anfang des 18. Jahrhunderts gestorben und in der früheren Wittorfschen Grabkapelle bei der alten Kirche bestattet sein soll.

Beim Roland.

Inmitten des Marktes, vom grauen Gestein
Schaut finster der Riese, der Roland darein.
Dort schließen die Mädchen sich jubelnd zum Kreis;
Dort reden die Knaben die Köpfe sich heiß;
Dort weilen die Burschen beim labenden Trank
Und geben zum besten manch' lustigen Schwank.
Doch finster blickt immer der Riese darein,
Als werde es künftig nur stürmen und schnei'n.
Jüngst hab' ich im Lenze ihn spät noch begrüßt;
Just hatte ein Bursche sein Mädchen geküßt:
Da glänzten die Züge des Recken so hell,
Ich glaube, es lachte der alte Gesell.

J. Brüdt.

Nachrichten aus den Herzogtümern im Anfange dieses Jahrhunderts.

(Aus alten Briefen.)[1]

1800, 12. Januar. Der Umschlag hier in Kiel ist bei der starken Kälte recht still. Der Roggen gilt 16—17 ℔ Courant die Tonne, der Weizen 20 ℔ und die Kühe 15 ℔ per 100 ℔.

— **10. März.** Der strenge Winter dauert fort, und die kleinen Leute von Kroushagen betteln um Feuerung, die sie bei den hohen Preisen nicht bezahlen können. — Professor Trendelenburg hat in Kiel eine litterarische Gesellschaft eingerichtet, an der selbst Studenten teilnehmen können. Das Gouvernement hat sich aber bei diesen kritischen Zeiten die Gesetze der Gesellschaft ausgebeten. — Das Gut Schrevenborn ist von Herrn Wulff-Satjewitz für 171000 ℔ angekauft worden. — Der neue Kurator der Universität Kiel, Graf Fritz Reventlow von Emkendorf, hat einen Brief an das akademische Konsistorium erlassen, der sehr gefallen hat.

— **10. Mai.** Im Lande herrscht vielfach Dysenterie, und in der vorletzten Nacht hat es sehr stark gefroren. Die Franzosen sind über den Rhein gegangen, was man hier vielfach nicht geglaubt hat.

— **20. Mai.** In 3 Nächten hat es nun gefroren, und der Frost hat gewiß den Saaten Schaden gebracht. — Der junge Niebuhr[2] heiratet in diesen Tagen in Kiel.

— **3. Juni.** Die Witterung ist endlich besser geworden. — Nun hat uns ja der Dey von Algier den Krieg erklärt, was für unsere Finanzen nicht sehr angenehm ist.

— **29. August.** Briefe von Kopenhagen sprechen von den Vorbereitungen für die

[1]) Die obigen Auszüge aus Briefen sind zwar schon vor Jahren in einer Zeitung abgedruckt worden; sie sind aber zu beachtungswert, als daß sie der Vergessenheit übergeben werden sollten. Der mannigfaltige Inhalt politischer und wirtschaftlicher Art rechtfertigt es vielmehr, diese Auszüge aufs neue dem Publikum vorzuführen und ihnen in der „Heimat" einen Platz anzuweisen. Ob die Mitteilungen in allen Einzelheiten den Thatsachen entsprechen, mag dahingestellt bleiben; wer die neuesten Ereignisse mitzuteilen hat, wird öfters in der Lage sein, nach Hörensagen zu berichten. Daß die Mitteilungen aber tendenziös gefärbt wären oder gar auf Erfindung beruhten, kann nach der ganzen Haltung des Briefstellers nicht angenommen werden. Noch sei bemerkt, daß es ohne Zweifel von großem Nutzen ist, wenn die gegenwärtige Generation sich einmal in eine Schilderung der traurigen Zustände, welche in den ersten Jahrzehnten dieses jetzt zu Ende gehenden Jahrhunderts in unsern Herzogtümern herrschten, vertieft. B.

[2]) Barthold Georg Niebuhr, Geschichtsforscher, geb. 1776, gest. 1831.

Verteidigung des Sundes und der Hauptstadt, doch ist die Sendung des Lord Withworth ganz in Dunkel gehüllt. Hier im Lande ist auf Ordre des Landgrafen Karl von Hessen Glückstadt befestigt worden und Friedrichsort hat 60 Mann Artilleristen erhalten.

— **19. September.** In Groß-Nordsee ist eine Insurrektion ausgebrochen, und 35 Mann Infanterie sind hinbeordert, die 6 Mann gefangen haben. Der Besitzer heißt Triller.

— **10. Oktober.** Im Michaelismarkt zu Kiel war Versammlung aller Gutsbesitzer. Es handelte sich um die sog. Milizen und Einrichtung der sog. Lager für die Soldaten. Es wurde eine Kommission von 9 Mann erwählt, nämlich Propst Ahlefeld-Preetz, Rantzau-Rastorf, Buchwaldt-Fresenburg, Blome-Salzau, Baudissin-Knoop, Neergaard-Eekhof, Bokelmann-Perdoel, Hagemann und Klüver. — Komtesse Ina Holm heiratet auf Emkendorf den Emigranten Bürger Portalis, den Reventlows dort aufgenommen. — Die Butter ist in Hamburg auf 69 ℳ per Tonne gestiegen.

— **18. November.** In Mecklenburg sind sowohl in Rostock als auch in Güstrow Aufstände wegen der Teurung gewesen, und die Soldaten haben gefeuert. — Für den Winter bin ich nicht ohne Sorge, und in Kiel wird der Versuch mit der Rumfordschen Suppe gemacht.

— **9. Dezember.** Der alte Graf Holm, Amtmann in Bordesholm, der bekannte Günstling von König Christian VII., ist gestorben. — Die Königin von Frankreich hat das Schloß von Schierensee für 100 ℳ per Monat gemietet.

— **30. Dezember.** Marutendorf und Hohenschulen nebst dem Palais in Kiel sind vom Grafen Christian Schimmelmann an Wulf-Satjewitz für 236 000 ℳ verkauft. — Der Kieler Magistrat verkauft nun die Portion der Rumfordschen Suppe für 1½ ß. — Man hört nur von Morden und Diebstählen im Lande. Zum Umschlag werden die Landstraßen bewacht werden und keine Springer und Seiltänzer, auch die Bankhalter nicht zugelassen werden. Neugierig bin ich, ob Herr v. Thienen dann seine bekannte Bank in Kiel aufgiebt.

1803, 8. Januar. Die Verordnung über die neue Steuer auf den Grundbesitz ist erschienen. Grund und Boden ist auf 100 ℳ per Tonne taxiert. Der Grundzins trifft auch die Stadt Kiel sehr hart, da die Häuser sehr beschwert sind.

1804, 23. Januar. Die Geschäfte im Umschlag wickeln sich nur langsam ab, und es haben einige Gutsbesitzer noch nicht bezahlt. Das bare Geld ist knapp, und der Preis des Korns ist niedrig. Trotzdem gehen die Verkäufe und Verpachtungen der Güter fort, und es werden hohe Preise bezahlt. So bringt Dänisch-Nienhof 6 ℳ per Tonne Pacht und Panker sogar 9½ ℳ per Tonne. Das kleine Gut Hartenholm bei Segeberg, dessen Ertrag höchstens 1200 ℳ sein kann, ist für 96 880 ℳ verkauft.

— **13. Februar.** Der König hat den Professoren Schrader, Brandis und Pfaff für ein Seebad in Kiel ein Privileginm auf 20 Jahre erteilt. Die ersten Kosten werden auf 60 000 ℳ berechnet.

— **12. März.** In Hamburg sind falsche dänische 50-Thalerscheine entdeckt. — Die Kieler Professoren gehen nach Landshut und Wilna, die besser bezahlen als unser Gouvernement. — Professor Schrader hat in Kiel seine goldene Hochzeit gefeiert, und die Studenten haben dies benutzt, 14 Tage zu feiern, u. a. auch ein Hoch gebracht, bei dem sie in Uniform erschienen sind. Der Schluß der Feier war ein Ball mit Souper, bei dem der verhaftete General Moreau in Paris auch ein Hoch erhielt. In Hamburg sind mehrere Franzosen vom französischen Theater auf Requisition des Gesandten Reinhardt arretiert.

— **26. März.** In Noer und Mori bei Lübeck sind Unruhen aus Anlaß der neuen Gerichtsbarkeit und Folge der Aufhebung der Leibeigenschaft ausgebrochen. — Am 20 d. M. sind mehrere Feuerkugeln gesehen worden, und die Zeitungen berichten von großen Stürmen von Belgien und Holland. Der Wildstand hat vom langen, strengen Winter sehr gelitten, und man findet viel Wild tot auf dem Felde liegen. — Auf den Gütern reisen nun die königlichen Kommissare umher, die Angelegenheiten der Herrschaften und Insten zu ordnen. Die Insten erscheinen oft garnicht, und es erwachsen daraus große Kosten für die Gutsherrschaft.

— **22. April.** In Kiel spricht man nur von der Ankunft des Herrn Hermes aus Berlin, bekannt als Schützling des Ministers Wöllner, der zum Vorstand des Waisenhauses ernannt ist.

— **21. Mai.** In Tönningen ist ein solcher Zusammenlauf von Fremden nach der Blockade der Elbe, daß sich das deutsche Theater von Altona dorthin begiebt. Man sagt, daß der König täglich 1000 ℳ dort Einnahmen hat. Ein Controleur dort soll 200 ℳ pro Tag Einkünfte haben. — Frau v. Buchwaldt, geb. v. Hahn auf Seedorf ist gestorben und hat in 4 Wochen nicht begraben zu werden verordnet.

— **3. September.** Der französische Gesandte in Hamburg, Herr Reinhardt, hat das Bad Travemünde verlassen, weil ein Graf Bothmer das Stück: »God save the King« von der Bademusik ihm vorspielen ließ. Der Gesandte hat beim Abreisen gedroht, Travemünde mit 50 Grenadieren besetzen zu lassen.

— **17. September.** In der letzten Woche ist die Ernte beendigt. Der Preis des alten Roggens ist fast 20 ℳ. Am 14. hatten wir 22 Grad Hitze.

— **7. Oktober.** In Kiel ist vorige Nacht großes Feuer gewesen, da 3 Häuser in der Schloßstraße abgebrannt. Das Feuer kam bei einem Branntweinbrenner Schmidt aus.

— **22. Oktober.** Die Stadt Kiel wartete heute morgen auf die Ankunft des Prinzen Christian von Dänemark, der zweimal in der Nacht von Eutin bis Kiel umgeworfen war. — Der Preis des Korns ist noch hoch! Der alte Roggen gilt 7 ℳ, der Hafer 3 ℳ, der Buchweizen 4 ℳ.

— **28. Oktober.** Unter den Kanonen der Festung Friedrichsort liegt ein spanisches Schiff aus Alicante, das der Quarantäne in Kopenhagen entwischt ist. Es ist hier gleich arretiert, und niemand darf das Schiff verlassen des Gelben Fiebers wegen.

— **12. November.** Wir haben hier schon eine Art Winter gehabt, was nicht gut für die Landleute ist, die noch nicht gesäet haben. — Die Verhaftung des Engländers Rombold von Seiten Napoleons in Hamburg hat hier große Sensation gemacht.

— **18. November.** Die Kronprinzessin ist vor einigen Tagen in Kiel angekommen, und gestern abend ist schon eine Cour gewesen. Den Damen ist vom Hofchef v. Brockenhuus erlaubt, Roben von Mousseline zu tragen, wodurch die Toilette nicht so teuer wird.

(Fortsetzung folgt.)

Als ich wiederkam.

Nun schau' ich vom Berge hernieder
In dämmernder Sommernacht;
Dort unten liegt meine Heimat,
Wo das einsame Lichtlein wacht.

Ich bin zur Nachtzeit gegangen,
Ich kehre zurück in der Nacht
Und schaue mit brennenden Augen
Hinab auf die heimliche Pracht.

Ein leises Klingen und Singen
Und traumhaftes Raunen anhebt:
Das ist meine goldene Jugend,
Die über dem Dörflein schwebt.

Kiel. Wilhelm Lobsien.

Wie ein Sola-Wechsel gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts aussah.

Heutzutage, nahe am Schlusse unseres Jahrhunderts, wo Dampf und Elektrizität schon zu den gewöhnlichen Betriebsmitteln gehören und Handel und Verkehr einen vordem ungeahnten Umfang gewonnen haben, giebt es wohl — ganz abgesehen von den eigentlichen Jüngern Merkurs — recht wenige, selbst kleinere Geschäftsleute und Handwerker, die nicht schon ein Wechselformular auszufüllen oder zu unterschreiben in der Lage gewesen wären. Für die kleinste Kupfermünze kann sich der kleine Geschäftsmann, der dessen benötigt ist, ein solches Formular im nächsten Buchbinderladen erwerben und es mühelos ausfüllen.

Mit welchen Schwierigkeiten dagegen ein solches Schriftstück gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts unter Umständen zustande gebracht werden mußte, möchte ich hier in einem Beispeile zur Anschauung bringen. Vor mir liegt ein Wechsel aus dem Jahre 1774. Er ist auf ein gewöhnliches Quartblatt grauen Papieres geschrieben und, wie sein Inhalt unschwer erkennen läßt, nur mit Hülfe eines Rechtskundigen — also auch mit einem gewissen Aufwande von Kosten — hergestellt worden. Da er außer dem allgemeinen für uns auch noch ein besonderes, lokales Interesse hat, will ich ihn wortgetreu hier wiedergeben. Er lautet:

> Auf diesem meinen Sola-Wechselbrief zahle ich Endesunterschriebener auf den 16ten Maii dieses 1774sten Jahres an meinem Vetter, Herrn Martin Jensen, aus Redemis, Husumer Amts, die Summa von 90 Mark*), schreibe Neunzig Mark Lübisch cour., so ohne von ihm zu verlangte Zinsen ihn schuldig geworden. Den

*) 90 Mark Lübisch Courant = 108 jetzige deutsche Reichsmark. Daß hier früher meist nach Lübischem Courant gerechnet wurde, statt nach gleichwertigem Hamburger, mag in dem Umstande seine Erklärung finden, daß Herzöge von Holstein auch Bischöfe von Lübeck waren.

Digitized by Google

Werth habe hievon baar und richtig empfangen. Leiste dahero nach Wechsel Recht prompte und schadlose Zahlung, idque sub obstagio et hypotheka bonorum.

Flecken Branschweig, nahe bei Kiel, den 8ten Januar: 1774.

aeceptire auf mich selbst
Jochim Dirch. Hövel

Jochim Didrich Hövel

Es scheint hiernach diese hochdeutsche Schreibweise für unsere Brunswik zu jener Zeit im gewöhnlichen Leben Brauch gewesen zu sein, ob allgemein, darüber würde am besten der erwünschte Aufschluß zu erlangen sein, wenn andere Schriftstücke aus dem bürgerlichen, beziehentlich Geschäftsleben desselben Zeitabschnittes der hier zum Abdruck gekommenen hier gegenübergestellt würden.

Aber auch noch zu einer anderen Betrachtung giebt uns der Wechsel aus dem Flecken Braunschweig, nahe bei Kiel, Veranlassung. Was ist aus diesem Flecken seitdem geworden? Damals nahe bei Kiel, liegt er jetzt, nach wenig mehr als 100 Jahren, inmitten dieser Stadt, als ein schmucker, verkehrsreicher und bevölkerter Teil derselben. In der Hauptsache hat sich diese Metamorphose auch erst in den letzten 30 Jahren vollzogen. Denn wo wir im Jahre 1867 in der Brunswiker Flur noch den Pflug gehen, Kartoffeln häufeln, Vieh aller Art auf der Weide sahen, sind langgestreckte schöne Häuserzeilen errichtet, wie Schwanen- und Niemannsweg, Karlstraße, Lornsenstraße, Beseler- und Reventlou-Allee, Holtenauer Straße und viele mehr. Und wo damals die nur mit einigen baufälligen Katen stellenweise bebaute Dorfstraße sich öde hinauszog, hat sich die heutige Brunswiker Straße zu einer Hauptverkehrsader unserer Stadt emporgeschwungen und zeigt uns Prachtbauten an derselben Stelle, wo Anfang 1867 noch die Schweine auf den Misthaufen an der Straße ein von nichts und niemandem gestörtes Dasein führten.

Tempi passati! Wem es doch vergönnt wäre, einen Blick in die Zukunft thun, unser Kiel nach 100 Jahren schauen zu dürfen! Längst werden dann wohl, wie in diesem Jahrhundert Brunswik und Wik, so auch alle die Nachbarorte, die schon jetzt mehr oder weniger Vorstädte von Kiel bilden, wie beide Gaarden, Hassee, Ellerbek, Wellingdorf, Neumühlen und Dietrichsdorf in die Stadt hineingewachsen sein, die schöne Hauptstadt des Holstenlandes zu einer prächtigen Großstadt erhebend. Das walte Gott!

Kiel, August 1899. Stickel.

Mitteilungen und Fragen.

1. Ein kleiner seltener Gast der Ostsee. Zur Ergänzung der von F. Lorentzen in Kiel im Juliheft unserer „Heimat" (S. 152) gebrachten Mitteilung über den Fang einer großen Schlangennadel (Nerophis aequoreus L.) vor der Kieler Bucht kann ich hinzufügen, daß auch mir im März d. J. von einem meiner Schüler ein Exemplar dieses in der Ostsee selten vorkommenden Röhrenmäulers gebracht wurde. Der Fisch hatte eine Länge von 45 cm und war von Ellerbeker Fischern gleichfalls vor dem Kieler Hafen und zwar mit der Heringswade herausgezogen. Ich hängte die Schlangennadel vor die Heizklappe meines Schulzimmers. In kurzer Zeit war der Fisch durch die ausströmende heißtrockene Luft gedörrt und in ein wohlgelungenes Hartpräparat verwandelt. Ich empfehle diese höchst einfache Methode für Konservierung der häufig vorkommenden Seenadeln und Seesterne. Unsere Fischer und Seeleute hängen getrocknete Seenadeln als „Kompaßfische" unter die Decke ihres Wohnzimmers. Bei dieser Gelegenheit will ich es nicht unerwähnt bleiben lassen, daß mir im Juli d. J. auf dem Binnenwasser bei Neustadt i. H. von einem Fischer ein Männchen der kleinen Schlangennadel (Nerophis ophidion L.) mit der von Lorentzen bereits beschriebenen Bruttasche übergeben wurde. — Wenn ich recht erinnere, verfügt das Lübecker Naturhistorische Museum über zwei gedörrte Exemplare der zuerst genannten großen Schlangennadel, welche vor Gothenburg gefangen worden sind. Barfod.

2. Das Vorkommen von Pseudo-Gaylüssit im Marschboden Schleswig-Holsteins. Im Marschboden werden hin und wieder spitzpyramidale, oft gruppenweise verbundene, gelblichgraue, im Innern poröse Gebilde gefunden, welche eine Länge bis zu 5 cm erreichen und unter den Landleuten als „Gerstenkörner" bekannt sind. Diese werden von vielen Mineralogen für ehemaligen Gaylüssit (ein Natroncalcit) gehalten. Letzterer ist im Wasser teilweise löslich; das Natronearbonat und Wasser gehen verloren, weshalb die zurückbleibende Kalkspatsubstanz (kohlensaurer Kalk) als „Pseudo-Gaylüssit" bezeichnet wird. Man hat diese „Gerstenkörner" am Dollart beobachtet. Aus unserer Provinz ist mir das Vorkommen in dem Marschboden von Eiderstedt (bei Tating und Töning) bekannt. Ein Stück meiner Sammlung hat das Aussehen eines verwitterndeu, zweiwurzeligen Backenzahns. — Wer kann mir weitere Angaben über das Vorkommen dieser interessanten

Gebilde machen? Wer wäre bereit, mir solche „Gerstenkörner" in jeder Anzahl käuflich oder im Tausch gegen andere Mineralien zu überlassen? Barsod-Kiel.

3. Ei im Ei. Herr Kummerfeld (Bockhorst bei Wankendorf) teilt mit, er habe vor 20 Jahren in einem Bauernhause des Gutes Bothkamp ein Ei von der Größe und Form eines Eulenei's gefunden, das nach der Aussage der Bäuerin in einem Hühnerei von normaler Gestalt und Größe eingeschlossen gewesen war. Die äußere Schale war leider zum Zweck des Pfannkuchenbackens zerbrochen und beseitigt worden. Das an das Kieler zoologische Museum gesandte „Ei aus einem andern Ei" war nach einer Mitteilung Professor Hellers damals das dritte dort eingelieferte. Nach anderweitigen Berichten sind derartige Erscheinungen seitdem noch mehrfach beobachtet worden; immerhin sind sie von besonderem Interesse, und Herr Kummerfeld knüpft daher an seine Mitteilung die Bitte, die Leser der „Heimat" möchten vorkommenden Falls die betreffenden Objekte, und zwar wo möglich das eingeschlossene Ei mit seiner Umhüllung an das Kieler zoologische Museum einliefern.

4. Das Hochdeutsche und die Mundarten. In Nr. 19 der Halbmonatsschrift „Niedersachsen" wird ein beachtenswerter Ausspruch — irrtümlich dem jetzigen Finanzminister Johannes von Miquel zugeschrieben — über das Verhältnis der Mundarten zur Schriftsprache mitgeteilt, der sich in einer Schrift findet, die im Jahre 1851 von Dr. F. W. Miquél über die Frage: „Wie wird die deutsche Volksschule national?" veröffentlicht hat. Es sind dieselben Gedanken, die auch Klaus Groth in seinen Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch wie auch Hermann Krumm in seinem in Heft 1 und 2 der „Heimat" veröffentlichten Vortrage mit Nachdruck vertreten haben; da man aber gute, richtige Ideeen, die noch nicht zum Allgemeingut geworden sind, nicht oft genug verkündigen kann, so möge die beherzigenswerte Stelle auch hier — in ursprünglicher Fassung — abgedruckt werden:

„Was wird der Fall sein, wenn das Hochdeutsche allein herrscht, wie das Russische in Großrußland oder das Französische in Frankreich bis auf wenige Sprachinseln?

Das Volk wird freilich deutsch sprechen und schreiben, aber schlecht, kraftlos, wird es verderben zu einem Patois oder Slang, wenigstens auf lange Zeit hin; aber mag es alsdann auch möglich sein, nach hundert Jahren eine Generation zu haben, in der der Kuhjunge so gut wie jetzt der Tertianer, und die Viehmagd so gut wie jetzt die Pastorentochter spricht, verloren ist dann auf immer ein gutes Stück von dem Volks-Ich, verloren das, was die Sprache aus der Nationalität schöpft und ihr wiedergiebt; unser doch schon zu sehr vergeistigtes Hochdeutsch wird dann zu einer bodenlosen Allgemeinheit kommen, sich immer weiter von den Quellen des Lebens, der Natur und der sinnlichen Anschauung entfernen, wird sich stabilieren, wie das Französische unter Ludwig XIV., das Griechische im Hellenismus, und aus diesen Vorspielen möge man im voraus lernen, daß keine gelehrte Kenntnis der Sprache dann dieses schöpferische Amt übernehmen kann; — es hieße Kerzenlicht dem Tageslicht gleichsetzen; — dann werden die Scheindildung, die Wortmacherei und das Begriffsspielen mit Riesenschritten in die Gesellschaft treten und alles grau in grau färben. Seht, wie die Niederlande, diese aus dem Vaterhause ausgestoßene, in selbständigem Haushalte groß gewordene Tochter, für ihren Haushalt auch eine Nationalsprache notwendig hielt, wie Großes und Herrliches sie aus einem unserer Glieder machte, und wir sollten diesen Schatz mit so vielen seiner Brüder in den Mörser einer vor lauter Geist und Weltsinn geist- und kraftlos werdenden Wirtschaftssprache zerstampfen? Nun ja, höre ich die letzten Gegner sich noch einmal aufraffen, gerade das wollen wir; laß die Wissenschaft sich der Mundarten bemächtigen, ihre Schätze mustern und ordnen, in die Schriftsprache einführen und verschmelzen, und ihr habt alle die Tröpflein und Wässerlein, von denen ihr so viel Aufhebens macht, in den großen Strom der Nationalsprache geleitet.

Nun ja, haut die Waldungen ab und hofft noch auf Waldbächlein; schöpft die Quellen aus, stopft ihre Mündungen zu und verzichtet auf den zukünftigen Zufluß; schlagt die Fruchtbäume nieder, um die einjährigen Früchte besser pflücken zu können! Wißt ihr Thoren nicht, daß die Sprachbildung aus unversiegbaren Quellen schöpft, so lange sie in den Händen des Volkes ist, an der Mutterbrust der Natur liegt und der Vaterkraft des Lebens und seiner Erlebnisse genießt? Nein, das Hochdeutsche darf die Mundarten nicht töten, so wenig wie das Hochdeutsche über den Mundarten fehlen darf."

5. Verborgene Schätze. An dem Seerande der Marschen befinden sich in der Nähe sowohl der Seedeiche als auch der sog. „alten Deiche" zahlreiche große, oftmals sehr tiefe Wasserlöcher, deren Entstehung man meistens auf Deichbrüche bei Sturmfluten zurückführt. Diese „Wehlen" sind zum Teil mit Reet bewachsen und zeichnen sich vielfach aus durch großen Fischreichtum. — Von vielen dieser Wehlen erzählt man sich auch, daß sie in ihrer Tiefe Reste gestrandeter Schiffe bergen. Auch in den Watten außerhalb der

Außendeiche soll manches Schiff versunken sein; ging doch erst im letzten Winter durch verschiedene Lokalzeitungen Norderdithmarschens die Nachricht, daß sich in der Nähe des Wesselburner Koogs im Sande der Watten das Wrack eines befrachteten Schiffes befinde. Aus verschiedenen aufgefundenen, freilich wertlosen Sachen hatte man auf das Vorhandensein eines solchen geschlossen; doch wurde die Mühe des weiteren Suchens nicht belohnt. — Daß aber jene Gerüchte nicht vollständig anhaltslos sind, beweist uns ein Abschnitt aus den „Schleswig-Holsteinischen Provinzialberichten" von 1788, dessen Verfasser der Prediger Heinrich Wolf aus Weslingburen ist. Dort heißt es: „Wenn die Schiffe die Elbe nicht erreichen können, so sind sie bei einem heftigen Sturm in Gefahr, auf die hiesigen Sande zu geraten. Nicht leicht ist ein Herbst davon frei. — — Das Schiff macht schon durch seine Schwere eine Vertiefung im Sande, worin sich Wasser sammlet. Bei jeder Flut wird durch die Bewegung des Schiffes die Öffnung immer größer. In kurzer Zeit ist sie so tief und breit, daß niemand ohne Fahrzeug zu demselben gelangen kann; es schlägt sich eine Wehle darum. Bald sinkt das leckgewordene Schiff so sehr, daß von dessen Bord fast nichts zu sehen ist. Durch die immer zurückkehrende Ebbe und Flut wird die Tiefe zu beiden Seiten des Schiffes mit niedergeschlagenem Schlamm so ausgefüllt, daß der anwachsende Sand dem Bord des Schiffes und dem Ufer des Strandes bald gleich kommt, so daß man bei Ebbe über das begrabene Schiff hingehet. — Durch einen Zufall kam jemand auf den Gedanken, daß in einem vor vielen Jahren so verschwundenen Schiffe noch kostbare Güter verwahrt sein müßten. Um bei einem solchen vor mehr als 26 Jahren vergrabenen Schiffe in Ansehung der darauf zu verwendenden Kosten [1]) gegen alle, die an den Gütern desselben irgend einen Anspruch zu haben vermeinten, sich in Sicherheit zu setzen, brachte der Strandvogt im verwichenen Jahre ein Proklama aus. Nach dieser Vorsichtigkeit glaubte er, wenn alle Arbeit und Kosten vergeblich sein würden, darin das beste Hülfsmittel zu erblicken, daß er eine Gesellschaft entschlossener und erfahrener Leute zusammenbrachte, welche nach einem verabredeten Plane arbeiten, und zu den gefundenen Gütern zu gleichen Teilen gehen sollten. Ein jeder versah sich auf einige Zeit mit Mundprovision und mit den nötigen Instrumenten, und so ging man gemeinschaftlich an einem Tage zu Schiffe. Sie trafen nicht allein die Stelle, wo das Schiff versunken war, sondern nach einer mit vereinigten Kräften gemachten Vertiefung die Güter selbst an, darnach sie trachteten. Aber nun kam die Flut — und der Schatz verschwand. — — — Inzwischen ist es der Wahrheit gemäß, daß nicht allein auf den Außendeichen an vielen Stellen, wo man nichts als Sand siehet, unterirdische Weinkeller und wider zudringende Luft völlig gesicherte Warenlager sind, sondern daß selbst innerhalb des Seedeiches hie und da Überreste von Schiffsladungen von alten Zeiten her verborgen liegen. Diejenigen, welchen diese Behauptung fremd vorkömmt, werden mir recht geben, wenn ich sie auf den in vorigen Zeiten leider nur gar zu oft erlebten Umstand führe, da bei entstandenen Grundbrüchen mäßige Schiffe durch die Macht des Stromes hindurch getrieben und darüber so beschädiget wurden, daß sie in großen Wehlen zu Grunde gingen. — Noch vor wenig Jahren, als bei einer lang anhaltenden Dürre das Wasser außerordentlich gefallen war, ward im benachbarten Hedewigenkooge ein Teil eines solchen Schiffes sichtbar. Man wollte Nachricht haben, daß es Fliesen und andere unverderbliche Ware geladen hätte. Die Hoffnung auf Gewinn reizte den Eigentümer des Hofes, eine Anzahl junge Leute zusammenzubringen, welche durch Hülfe zweier Wasserschrauben das Wasser ableiteten. Nun ragten die Schiffsplanken so hoch hervor, daß auch ich in einem Boote hinzufuhr und sie mit eigner Hand berührte. Die Tiefe war so groß, daß man das Wasser, das sich des Nachts sammelte, am Tage nicht herausschaffen konnte, und die bevorstehende Ernte gestattete wegen des ungewissen Ausganges weitere Arbeit nicht." Ehlers.

6. Der Kanonenfutter-Ritt. (Vergl. Nr. 5, S. 102—105.) Herr H. Hansen in Flensburg hat einige Bemerkungen zu dem bezeichneten Artikel eingesandt, durch welche die letzten Annahmen und Folgerungen des Herrn Verfassers in Frage gestellt werden sollen. Zur Vereinfachung der Sache sind Herrn Hansens Mitteilungen direkt an Herrn v. Levetzow übermittelt worden; dieser hat Gegenbemerkungen dazu geschrieben, und diese Auseinandersetzungen können heute — des beschränkten Raumes wegen in abgekürzter Form — den Lesern vorgelegt werden.

a. Bemerkungen des Herrn H. Hansen:

1. Der Bauer, welcher behauptete, der König Friedrich VII. sei am 21. April 1848 in Brekendorf gewesen, muß sich geirrt haben; denn zu der Zeit lag der König krank in Fredericia, wie ich u. a. aus „Fædrelandet" vom Jahre 1848 nachweisen kann. Nach

[1]) Den zehnten Teil erhielt zunächst die Kirche in Büsum. (Gebet für guten Strand.) 1/3 der geretteten Waren erhielten die Berger, 1/3 der König, 1/3 der Eigner. Das Wrack eignet sich der Strandvogt zu, das Haupt der (mehr als 12) vereidigten Berger, mit dem sich diese desfalls abzufinden haben.

dem durchaus zuverlässigen Werke des dänischen Generalstabes: „Den dansk-tydske Krig i Aarene 1848—50" hielt der König am 10. April seinen Einzug in Flensburg und machte von da aus am 13. einen Ausflug nach Schleswig, stattete dem Heer, das bei dieser Gelegenheit im Terrain nördlich und südlich der Stadt aufgestellt war, einen Besuch ab und kehrte am selben Tage nachmittags nach Flensburg zurück. „Von hier," heißt es dort (I, 229 f.) weiter, „machte Se. Majestät eine Reise über Apenrade, Hadersleben und Kolding nach Fredericia, wo eine durch die Beschwerden der Reise verursachte Unpäßlichkeit ihn nötigte, sich einige Zeit aufzuhalten, und welches er erst am 27. April verließ, um sich über Sonderburg nach Kopenhagen zu begeben." Hiermit stimmt auch die Angabe in dem von meinem Vater, dem weil. Lehrer an der St. Marienfreischule in Flensburg, allerdings erst später nach kurzen Notizen aus dem Gedächtnis geschriebenen Berichte, daß der König am 15. April (vielleicht war es der 14.) mit der Garde zu Pferde nach Apenrade zurückgezogen sei. Danach hat der Bauer in der That nicht recht gehabt.

2. Die „offizielle Bestätigung" von seiten der dänischen Blätter wird sich demnach nicht auf ein Vorkommnis des 21. haben beziehen können, sondern allenfalls etwa auf eins des 13., wenn nicht, was mir wahrscheinlicher vorkommt, hier eine jener Fabeleien vorliegt, wie sie in jenen Zeiten alle beiderseitigen, auch die offiziösen Blätter erfüllten.

b. Gegenbemerkungen des Herrn v. Levetzow:

Was ich vom Kriegsschauplatze selbst berichtet, stützt und beschränkt sich auf eigene Erlebnisse, auf Vorkommnisse, bei denen ich als Mitkämpfer jener Zeit persönlich mitgewirkt, also auf Thatsachen, die nicht in Zweifel gezogen werden können; ein anderes ist es mit den darangeknüpften Reflexionen, worüber man ja anderer Ansicht sein kann, wenn ich auch außer dem auf dem Kriegsschauplatze selbst Erlebten recht triftige Veranlassung habe, meine Schlußfolgerungen für die zutreffenderen zu halten.

Während der damaligen kurzen dänischen Okkupation bis zum 23. April 1848 waren wir auf den Vorposten über alle Vorkommnisse auf dem von den Dänen besetzten Gebiete, in erster Linie natürlich von Schleswig, aber auch bis von Hadersleben herunter durch Deutschgesinnte stets recht genau unterrichtet. Die dänischen Zeitungen, einschließlich des von dem Herrn Hansen gegen mich zitierten „Fædrelandet," waren uns regelmäßig zugängig, und wir lasen mit vielem Vergnügen die darin enthaltenen Lügen. Daß zur Bemäntelung des widerrechtlichen Angriffes auf die Herzogtümer, wie zur Verschleierung aller Vorkommnisse, welche den auswärtigen Mächten gegenüber unbequem werden konnten, seitens der Eiderdänen-Partei nicht nur in den dänischen Zeitungen, sondern auch in offiziellen Berichten des dänischen Generalstabes in Entstellung und Ableugnung der Wahrheit Unglaubliches geleistet wurde, weiß jeder, der die damaligen Kämpfe mitgemacht. Aktenmäßige Belege dafür beizubringen, wäre mir ein Leichtes, würde aber zu weit führen für den knappen Raum, den ich für diese erzwungene Entgegnung beanspruchen darf.

Außerdem erwähne ich noch, daß meine persönlichen Familienbeziehungen während der Dauer der Kriegsjahre und der nächsten Folgezeit unmittelbar bis in die nächste Umgebung des Königs von Dänemark reichten, so daß ich wohl beanspruchen darf, über die Vorgänge am dänischen Königshofe damals wie später besser unterrichtet zu sein, als der Vater des Herrn Hansen.

Die auffallenden, vom militärischen Standpunkte sonst ganz unverständlichen Bewegungen starker dänischer Reitermassen vor Brekendorf, welche auch von dänischen Blättern mit einem „gewagten Spazierritte Friedrich VII." in Verbindung gebracht wurden, fanden genau am 21. April, an dem Tage des Gefechtes bei Altenhof, statt, in welchem, wie historisch feststeht, unter Führung von der Tann von den Deutschen die Dänen mit nicht unbeträchtlichen Verlüsten nach Eckernförde zurückgeworfen wurden. Ein dänischer Rapport über diesen ersten deutschen Sieg schließt mit den Worten: „Das Resultat des Gefechtes ist, daß die Insurgenten wiederum vollständig gesprengt wurden." In einem anderen Berichte über dasselbe Gefecht schreibt der dänische General Hedemann: „Der Feind wurde gänzlich geworfen, ohne Zweifel mit großem Verluste."

Dies zur Charakteristik der Zuverlässigkeit der dänischen Generalstabs-Berichte damaliger Zeit.

Wenn der Vater des Herrn Hansen nach seinen Aufzeichnungen behauptet, daß der König am 15. oder gar schon am 14. April mit der Garde zu Pferde nach Apenrade zurückgezogen sei, so müßte, was notorisch nicht der Fall ist, diese Garde oder mindestens ein Teil derselben ohne den König wieder auf den Kriegsschauplatz zurückgekehrt sein, da ich am 20. April bei Aschessel einer Abteilung der dänischen Garde zu Pferde Auge in Auge gegenüber gehalten, was Herr Hansen mir doch nicht abstreiten kann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 10. Oktober 1899.

Geschichtliche Entwicklung des Herzogtums Schleswig bis zu seiner Vereinigung mit Holstein.

Von H. E. Hoff in Kiel.

(Schluß.)

VI. Der Entscheidungskampf um das Herzogtum Schleswig.

Als Graf Klaus zu Pfingsten des Jahres 1397 gestorben war, stellte sich die Notwendigkeit heraus, dem drohenden Zwiste im Schauenburger Hause dadurch zu begegnen, daß man die Rechte der Erben an dem Besitz von Holstein und dem Herzogtum Schleswig aufs neue begrenzte und festsetzte. Es gelang der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, die hier zum erstenmale in der Geschichte als geschlossene Körperschaft auftrat, im August 1397 auf dem Gevierte von Bornhöved einen billigen Vergleich zustande zu bringen. Herzog Gerhard erhielt von Holstein: Wagrien mit dem Hauptorte Plön nebst Fehmarn, dazu die für die Landesverteidigung wichtige Feste Haueran mit dem zugehörigen Gebiet. Das übrige Holstein fiel seinen jüngeren Brüdern Albrecht und Heinrich zu, wurde aber von Albrecht alleine verwaltet, seitdem Heinrich Bischof von Osnabrück geworden war. Das Herzogtum Schleswig fiel ungeteilt dem Herzog Gerhard vorläufig auf 9 Jahre zu. Elisabeth, die einzige Tochter des Grafen Klaus, übertrug diesem förmlich ihre Erbansprüche auf das Herzogtum und stellte sich und ihre Besitzungen unter den Schutz des Herzogs. Das gegenseitige Erbrecht der Brüder wurde allseitig anerkannt und bestätigt.

Um dieselbe Zeit brachte die Königin Margareta endlich die Union der nordischen Reiche zustande. Zu Kalmar in Schweden waren seit Anfang des Jahres 1397 die Abgesandten der drei Reiche versammelt, um die Unionsverfassung festzustellen. Am Namenstage der Königin, dem 20. Juli 1397, wurde die vollzogene Union feierlich verkündigt. Jedes der drei Reiche sollte nach seinen eigenen Gesetzen und Gewohnheiten regiert werden, aber der König und der Feind sollten ihnen gemeinsam sein. Unionskönig war der unmündige Erich von Pommern, mütterlicherseits ein Abkömmling von Waldemar Atterdag, den Margareta nach König Olufs frühem Tode mit Zustimmung der Stände erkoren hatte; die Seele der Union aber war und blieb die kluge Margareta. Sie gebot nun über die vereinigte Macht von Dänemark, Norwegen und Schweden, — und leider sollte Schleswig diese bald an sich erfahren.

Das Schauenburger Haus wurde in den nächsten Jahren von schweren Schicksalsschlägen getroffen. Der Kampf mit den Dithmarschern brachte zwei hervorragenden Gliedern des Hauses den Tod zu einer Zeit, wo die vereinigten Lande ihrer so sehr bedurften. Graf Albrecht starb im Jahre 1403 in der

Norderhamme durch einen Sturz vom Pferde; Herzog Gerhard, sein Bruder, wurde im folgenden Jahre mit 300 Rittern in der Süderhamme erschlagen. Große Trauer herrschte im ganzen Lande, denn das Herzogshaus war völlig verwaist, und die Blüte des Adels war dahin. Albrecht war unbeerbt gestorben, und Gerhard hinterließ drei unmündige Söhne, Heinrich, Adolf und Gerhard, von denen der älteste erst sieben Jahre alt war. Das vor kurzem noch blühende Haus war nun auf drei unmündige Kinder und Bischof Heinrich von Osnabrück beschränkt. Dieser erschien alsbald in Holstein und beanspruchte für sich die Vormundschaft und einen großen Teil von Holstein. Es ist bedauerlich, daß er sich dabei in ein übles Verhältnis zu seiner Schwägerin, der verwitweten Herzogin Elisabeth, setzte, deren Stütze und Hülfe zu sein er doch vor allen Dingen berufen war. Nun folgte diese dem üblen Rat der sechs adeligen Vormünder, unter denen der Drost Erich von Krummendiek genannt wird, die der verstorbene Herzog vor seinem letzten Feldzuge für den Fall seines Todes bestellt hatte, und suchte Schutz bei der Königin Margareta. „Wie zuthätig war die Königin des Nordens da zur Hand, und wie überraschend schnell drängten sich ihre Erfolge." Die Herzogin vertraute ihr die Erziehung ihres ältesten Sohnes Heinrich an, ja, sie ließ sich herbei, die Friesen abermals der dänischen Herrschaft zu überantworten, indem sie am 19. November 1405 von Flensburg aus folgende Schrift an die „Königsfriesen" ergehen ließ:

„Wy Elyzabet van Godes gnaden Hertichynne to Sleswych bydden ju des Konynges Vresen, dat ghy hörych unde wyllich wesen unser Süster unde Vrowen der Konynghynnen van Denemarken, edder weme se ju schrift dem ghy hören unde volghen scholen van Erer weghene, unde dat ghy ere wyllen unde bot vorvolghen unde doen in aller mate als vorschreuen is. Dat is unße vullenkomen wille. Unde des to merer zekergheyt hebbe wy unße ingheseghele ghedruckit laten an dessem breff."

Die Königin veranlaßte darauf den Bischof von Schleswig, ihr seine Schlösser Schwabstedt und Stubbe zu verpfänden; Troiburg und Skinkelburg kaufte sie von den Limbecks, manchen mächtigen Adeligen zog sie in ihr Interesse, — zuletzt streckte sie gar ihre Hand nach Gottorp aus. Da gingen Elisabeth die Augen auf, so daß es im Schlosse Gottorp zwischen beiden Fürstinnen zu einem heftigen Auftritte kam. Die Herzogin rief ihren Sohn aus Dänemark zurück und suchte jetzt Hülfe bei ihrem Schwager, dem Bischof Heinrich. Dieser erschien vor König Erich zu Kolding, folgte ihm dann nach Fünen, und hier, wo der König ihn in der Gewalt hatte, mußte er ihm Flensburg und Niehuus auf ein Jahr verpfänden für 10000 Mark, die der König sich als Schaden berechnete. Sofort nahm Erich Stadt und Schloß in Besitz und erbaute dazu noch die Duborg. „Es wurde klar, daß man die Dänen nicht wieder auf friedlichen Wegen aus dem Lande schaffen werde." So begann denn der große Entscheidungskampf um Schleswig, der mit längeren Unterbrechungen im ganzen 26 Jahre gedauert hat, von 1409 bis 1435.

Die ersten Unternehmungen galten dem verhaßten Bischof von Schleswig, Johann Seondelef, der ein eifriger Anhänger der Dänen war. Er wurde von den Rittern in Flensburg überfallen, schmählich mißhandelt und auf einem hinkenden Gaul gefangen heimgeführt; seine Schlösser Schwabstedt und Stubbe wurden erobert und geschleift. Vor Schwabstedt haben die Eiderstedter jedenfalls kräftige Kriegshülfe geleistet, denn der dänische Burghauptmann Niels Iverson trieb seit 1406 mit Gewalt und Drohungen in Eiderstedt das Hausgeld ein, worauf die empörten Friesen zur Fastenzeit 1408 über das Eis vor Schwabstedt zogen und die Feste, allerdings vergeblich, angriffen. Die Friesen für ihre feindliche Gesinnung gegen

Dänemark zu züchtigen, war daher die Aufgabe eines starken dänischen Heeres, welches König Erich im Juli 1410 von Flensburg aus in die friesischen Harden schickte. — Inzwischen war Graf Adolf von Schauenburg mit Kriegsmannschaft in Schleswig erschienen, und auch die Lüneburger Herzöge, Brüder der Elisabeth, führten Hülfsmannschaft herbei. Auf der friesischen Vorgeest schlossen sich dem Heere der Holsten noch 700 Friesen an, und nun eilte man den Dänen nach. Diese hatten in Friesland keinen Widerstand gefunden und zogen eben, mit Beute beladen, in großer Unordnung über die Heide zwischen Eggebek und Jörl zurück, als sie von den Deutschen angegriffen und gänzlich geschlagen wurden am 12. August 1410. „1400 Dänen blieben auf dem Wahlplatze; sehr viele wurden zu Gefangenen gemacht. Die Beute der Sieger an Pferden, Rüstungen und anderem Gut war sehr groß und reich. Zwei der Anführer fand man unter den Gefallenen. — — Die Kosten, welche dieser verunglückte Feldzug dem Könige verursachte, hat man auf 200000 Mark angeschlagen." (Dr. Michelsen, Nordfriesland im Mittelalter.) „Dieser Sieg gab fortan den Holsten ein kühnes Herz zum Kämpfen wider die Dänen," sagt eine Chronik jener Zeit. Er richtete ihren Mut wieder auf, „der fast schon verloren gewesen war, indem man an der Rettung des Herzogtums zu verzweifeln angefangen hatte." — Die Friesen hatten sich in der Schlacht besonders ausgezeichnet, sie kämpften auch später energisch auf der Seite der Holsteiner.

Was die Waffen gutgemacht hatten, das wurde leider durch die folgenden Unterhandlungen, bei denen auch „dänisches Geld" eine Rolle spielte, wieder verdorben. Am 24. März 1411 wurde zu Kolding ein Waffenstillstand auf 5 Jahre vereinbart. Flensburg nebst Umgegend, Lütjen-Tondern sowie fast ganz Friesland sollten während dieser Zeit im Pfandbesitz der Dänen bleiben, wogegen die Holsten Alsen und Aeroe wieder bekamen, die König Erich erobert hatte. Der Bischof erhielt seine Schlösser zurück; der Streit über das Herzogtum aber, das Erich für ein verwirktes Lehen erklärte, sollte durch ein Schiedsgericht „nach dänischem Recht" entschieden werden, eventuell sollte Kaiser Sigismund die letzte Entscheidung treffen.

So standen die Sachen, als die Holsten, unzufrieden mit dem Resultat der Verhandlungen, sich durch einen kühnen Angriff unter der Führung Erichs von Krummendiek in den Besitz der Stadt Flensburg setzten, während die Dänen die Burg behaupteten. Da erschien Margareta in Flensburg. Über die Bewohner erging ein blutiges Gericht. Die Königin ließ alle aufgreifen und grausam hinrichten, die ihr als Verräter bezeichnet wurden, darunter Ratmänner der Stadt und auch zwei Priester. Einer von diesen soll auf dem Gange zum Galgen seine Unschuld beteuert und die Königin aufgefordert haben, binnen drei Tagen mit ihm vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen. Thatsache ist, daß Margareta drei Tage nach der Huldigung des Rats und der Bürgerschaft am 27. Oktober 1412 auf einem Schiffe im Flensburger Hafen plötzlich starb, noch nicht 60 Jahre alt.

So endete Margareta, die Semiramis des Nordens, nachdem sie 30 Jahre lang mit Klugheit und Verschlagenheit die Geschicke der nordischen Reiche geleitet hatte; — „in den letzten Jahren aber ward sie zumal wunderlich und verkehrt." „Auch sie bethörte der Gedanke, welcher Jahrhunderte hindurch die Dänen beherrscht und zuletzt jederzeit ins Verderben geführt hat, daß sie das aus der Verbindung wegstrebende Schleswig festhalten, das schon aufgegebene wiedergewinnen müsse," sagt Waitz. Sie lenkte damit den leidenschaftlichen, unbesonnenen und hartnäckigen König Erich in eine für ihn wie für unser Land verhängnisvolle Bahn.

Im Jahre 1413 fand zu Nyborg das Lehnsgericht statt, das in der Ge-

schichte unseres Landes eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Heinrich von Lüneburg, der als Vormund die Sache der Grafen führte, war in ihrer Leitung nicht glücklicher als früher Bischof Heinrich. Erich verweigerte entschieden die nachgesuchte Belehnung, und der Lüneburger Herzog wollte seinerseits die ernannten 12 Schiedsmänner nur „als freundliche Unterhändler" anerkennen. Der König befahl jedoch seinem Reichskanzler, dem Bischof Peter von Roeskilde, die verwitwete Herzogin, ihre Kinder und ihre Räte auf den dritten Tag vor den Reichstag zu laden. Obgleich von den Geladenen niemand erschien, ließ der König durch den Reichskanzler das Urteil verkünden, daß die Herzogin, ihre Söhne und deren Vormünder der Felonie schuldig, im unrechtmäßigen Besitz des Herzogtums und daraus zu entfernen seien. Es falle an den Lehnsherrn zurück, und aller aus dem Lande gezogene Nutzen und aller dem Könige zugefügte Schaden solle diesem ersetzt werden.

Es war ein unerhörter Richterspruch. Sowohl die Belehnung der Schauenburger im Jahre 1386 wie die ursprüngliche von 1326 waren ohne Zweifel erbliche gewesen; wenn aber bei der Lehensmutung zu Assens 1396 eine Unrichtigkeit vorgekommen war, so war diese ohne Folge geblieben, — wie konnte nun wegen angeblicher Vergehen der Vormünder unmündigen Kindern das vom Vater ererbte Recht entzogen werden! — Zwei Jahre später bestätigte Kaiser Sigismund, der Vetter König Erichs, dieses ungerechte Urteil, um dieselbe Zeit, da er Johann Huß sein Wort brach.

Der junge Herzog Heinrich II., jetzt 16 Jahre alt, machte einen vergeblichen Versuch, den König umzustimmen, indem er ihn fußfällig bat, ihm die Belehnung gegen die Verpflichtung des Lehndienstes zu erteilen. Erich verlangte zuvor die Herausgabe des Herzogtums, dann wolle er sehen, ob er ihm die Belehnung erteilen könne oder nicht. Darauf konnte der Herzog sich natürlich nicht einlassen, vielmehr war er entschlossen, die Rechte seines Hauses zu verteidigen, so gut er es vermochte. Leider ging ein Teil des schleswigschen Adels, an der Spitze Erich von Krummendiek, in dieser kritischen Zeit gegen stattliche Belohnungen zur Partei des Königs über; dafür ward dem jungen Herzog aber die Genugthuung, daß die Dreilande, Eiderstedt, Everschop und Utholm, sich ihm und seinen Brüdern Adolf und Gerhard förmlich als Unterthanen verbanden, „bei ihnen und ihren rechtmäßigen Erben allzeit zu bleiben, sie zu unterstützen und zu stärken mit aller ihrer Macht, wann und wo es denselben Bedarf sein würde wider alle, die sie beschädigen möchten und wollten," wie es in der Huldigungsurkunde vom Jahre 1414 lautet. Allerdings suchten sie sich durch die Huldigung zunächst gegen die mit Erich verbündeten Dithmarscher zu schützen, mit denen sie Händel hatten, und deren verheerenden Raubzügen sie ausgesetzt waren; allein sie bewährten sich in der Folgezeit als „die treuesten und eifrigsten Anhänger des Herzogs und seiner Brüder wider den König." Der Kampf um Schleswig entbrannte jetzt mit großer Heftigkeit, wogegen der erste Teil des Krieges nur als schwaches Vorspiel erscheint.

Die Dithmarscher und Erich von Lauenburg fielen in Holstein ein, König Erich aber erschien im Jahre 1415 mit einem großen Heere in Schleswig und bemächtigte sich fast des ganzen Herzogtums mit Ausnahme der Hauptstadt. Statt nun mit Ernst an die Eroberung dieses wichtigen Platzes zu gehen, verbrachte Erich die günstige Zeit damit, eine Reihe von Burgen anzulegen, um die Belagerung von Schleswig zu decken: die Königsburg auf einer Insel in der Schlei bei Bohnert, Lindau bei Eckernförde, Wellspang in Angeln und die Fresenburg an der Treene. Damit war der Feldzug für dieses Jahr beendigt.

Im nächsten Jahre eroberte der König zunächst Fehmarn, legte der Insel eine schwere Brandschatzung auf und führte zu seiner Sicherheit 20 Männer als

Geiseln hinweg. Nun schritt er endlich zu einer ernsthaften Belagerung von Schleswig, indem er sich zwischen Schloß Gottorp und der Stadt, sowie auf der St. Jürgensinsel festsetzte. Der junge Herzog Heinrich, im Bunde mit seinem Oheim, verteidigte sich tapfer, ja, die Holsten wagten es, nächtlicherweile den seichten Seearm bis zur Insel zu durchreiten, wo sie mehrere Schiffe nahmen, die Besatzungen niedermachten und das dänische Lager plünderten. — Um dieselbe Zeit erstürmten und schleiften die Friesen ihre Zwingfeste an der Treene. Auch die andern Festen des Königs fielen in die Hände der Holsten, und zur See machten die Vitalienbrüder, Likedeeler genannt, kühne Seefreibeuter, denen die schleswig-holsteinischen Häfen geöffnet wurden, den Dänen viel zu schaffen. Da hob Erich die Belagerung auf und trat den Rückzug an, ohne irgend eine Großthat vollbracht zu haben.

Noch im Herbst desselben Jahres brachten die Holsten durch einen Handstreich Fehmarn in ihre Gewalt. Die Bewohner vertauschten gerne die Krone in ihrem Wappen mit dem holsteinischen Nesselblatt. — Im Januar 1417 eroberten die Fürsten Lütjen-Tondern, das Erich von Krummendiek als Belohnung für seinen Abfall von der Landessache empfangen hatte, und unterwarfen die friesischen Harden, die noch in den Händen der Dänen waren. Den als Rächer heranziehenden Erich von Krummendiek schlugen die Friesen alleine aufs Haupt und zwangen ihn, ihr Gebiet zu räumen und den Raub im Stiche zu lassen. Schon fielen die herzoglichen Truppen, verstärkt durch frische Mannschaft, die Herzog Albrecht von Mecklenburg herbeiführte, in Jütland ein, als die Nachricht einlief, König Erich sammele in seinen drei Reichen ein großes Heer zum Kampfe wider Schleswig. Im Juni 1417 stach der König mit einer großen Flotte in See, allein er zögerte mit der Landung, so daß die Herzoglichen spotteten, er liege wie der Fuchs im Kraut oder wage wie der Biber nicht, den Schwanz aus dem Wasser zu ziehen. Als aber Herzog Heinrich notgedrungen einen Beutezug in das Flensburger Gebiet unternahm, da erschien Erich plötzlich in der Schlei, landete 30000 Mann zu Fuß und 1500 Reiter, während seine Schiffe die Schlei bedeckten. Nach drei Tagen übergab Albrecht von Mecklenburg die Stadt; nur Schloß Gottorp behauptete sich auch diesmal wie überhaupt während des ganzen Krieges. Albrecht machte seinen Frieden mit dem König, und zahlreiche Adelige folgte seinem Beispiel. Der König fiel darauf in Friesland ein, erzwang die Huldigung, führte „30 der Besten des Landes" als Geiseln hinweg und ließ sich eine große Menge Schlachtvieh für sein Heer liefern.

Die Lage der Holsten war verzweifelt, denn alles schien verloren zu sein. In dieser Not suchte Bischof Heinrich Hülfe in Hamburg. Es wird erzählt, daß der von der Gicht gelähmte Graf von seinem Wagen aus vor dem Rathause an der Trostesbrücke die Hamburger zur Hülfeleistung aufforderte, indem er darauf hinwies, daß es leichter sei, die Dänen vor Gottorp, das sich hielt, als vor Hamburgs Mauern zu bekämpfen. Seine Worte machten großen Eindruck; die Bürgerschaft riß den bedächtigen Rat mit sich fort, so daß dieser eilends 600 Schützen vor Gottorp schickte, denen andere Scharen folgen sollten. Auch die Herzöge von Braunschweig und Lüneburg führten Hülfsmannschaften herbei. Eine Entscheidungsschlacht schien bevorzustehen, 20000 Deutschen standen mehr als 30000 Dänen und Skandinavier gegenüber. — Allein der König fand nicht den Mut zu einer mannhaften That, sondern ließ sich in Unterhandlungen ein, die zu einem Waffenstillstand führten, der zunächst auf ein Jahr geschlossen, später bis Michaelis 1420 verlängert wurde. Das Schicksal Schleswigs sollte abermals durch ein Schiedsgericht entschieden werden, das am nächsten Johannistage stattfinden sollte. Als Unterpfand für den Frieden gab der König den Hanseaten als Friedens-

vermittlern die eroberte Stadt Schleswig in Gewahrsam, der Herzog seinerseits Lütjen-Tondern.

Die Schauenburger hatten wenig Vertrauen zum Schiedsgericht. Als die dänischen Gesandten sich einen Tag verspäteten, König Erich selbst garnicht erschien, da weigerten sie sich, dem Urteil Folge zu geben; nur einem Versuch zu gütlichem Vergleich wollten sie sich unterwerfen. Der Waffenstillstand wurde schließlich auf zwei Jahre verlängert, und da die Hanseaten dem Herzog alsbald Schleswig und Tondern wieder überließen, so konnte er mit einiger Ruhe den kommenden Ereignissen entgegensehen.

Der eigensinnige und hartnäckige König Erich gab den einmal gefaßten Gedanken der Eroberung Schleswigs nicht auf, vielmehr artete seine Kriegsführung jetzt in unmenschliche Grausamkeit aus, wie die Eroberung von Fehmarn im Jahre 1420 zeigt.

Der erste Angriff auf die Insel ward glücklich abgeschlagen. Da warf der König 3000 Mann und 800 Reiter an die wagrische Küste. Oldenburg ging in Flammen auf, Heiligenhafen wurde schwer heimgesucht; die Fehmarner aber sangen:

„Wenn de Ko kann Side spinnen,
Schall Koning Erich unse Land gewinnen!"

Sie hatten sich bitter getäuscht. Der König landete mit kleinen Fahrzeugen, überwand den tapferen Widerstand der Holsten und Insulaner und eroberte die Burg Glambek. Wie ein blutgieriger Tyrann hauste er nun auf der Insel und schonte weder Alter noch Geschlecht. Dreihundert Bewohner, die in eine Kirche geflüchtet waren, wurden vor den Augen des Königs niedergemacht, „daß das Blut wie ein Bach über die Straßen floß." Der Sage nach sollen nur drei Männer am Leben geblieben sein, jedenfalls aber war die Unmenschlichkeit des Königs groß. Es schien, als ob er seine Rache sättigen wollte an einem Lande, das er doch nicht behaupten konnte.

Auf dem Festlande blieben die Holsten im Vorteil. Neben Herzog Heinrich traten jetzt auch seine Brüder Adolf und Gerhard tapfer in den Kampf für die Rechte ihres Hauses ein. Als ein dänisches Heer von Hadersleben nach Tondern vorzudringen suchte, wurde es bei Immervad vollständig geschlagen. „Bei Immervad kam Dänemark in des Teufels Bad," so reimte der Volksmund.

Diesmal vermittelte der Bischof von Lübeck einen Waffenstillstand bis Michaelis 1421, und Friedensunterhandlungen wurden angeknüpft. „Der König legte seinen Landesthingen in Seeland, Schonen und Jütland alles vor, sie entschieden sämtlich nach seinem Wunsche, leugneten selbst die unleugbare erbliche Belehnung gänzlich ab, die Grafen stellten dagegen drei deutsche Fürsten zur Entscheidung auf, unter denen Graf Adolf von Schauenburg sich befand, und diese verurteilten ebenso entschieden den König in alle Schäden und Kosten, imgleichen zur Abtretung von Flensburg und Niehuus, die der König fortwährend innehatte, an den Erbherzog Heinrich. Der König hatte denn freilich seines Teiles auch drei deutsche Fürsten zur Hand, unter ihnen einen pommerschen Vetter, die wiesen die Sache weiter an den Kaiser; die Fürsten, die mit den Grafen waren, wollten nur von Kaiser und Reich hören." (Dahlmann.)

Der Krieg nahm seinen Fortgang. Die Hansa trat jetzt entschieden für den Herzog ein und schickte eine Flotte an die dänische Küste, zumal die Holländer anfingen, ihrem Handel im Norden scharfe Konkurrenz zu machen. Ein Angriff der Dänen auf Tondern wurde abgeschlagen, und Herzog Heinrich schickte sich an, nun auch Flensburg wiederzugewinnen.

Im Kriegslager vor Flensburg erschien im November 1422 als kaiserlicher

Gesandter Herzog Rumpold von Schlesien in Begleitung des Bischofs von Lübeck. Er bat den Herzog und die mit ihm verbündeten Fürsten inständig, die Waffen ruhen zu lassen und die Entscheidung des Kaisers abzuwarten. Bei vielen fand er Gehör, und da auch die Hansa mit Erich Frieden schloß, so mußte der Herzog die Waffen niederlegen, obgleich er bereits in die Stadt eingedrungen war.

In dem schlesischen Herzog schien „der Stern des Friedens" aufgegangen zu sein. Der König schickte Herzog Heinrich Friedensgeschenke, und Schriftstücke „von der verbindlichsten Kraft" wurden ausgetauscht. Allein der Friedensbote starb zu Hadersleben an der Pest, und das ganze weitläufige Verfahren, das dem kaiserlichen Schiedsspruch voranging, wurde so parteiisch gehandhabt, daß der Herzog von vornherein in Übereinstimmung mit dem vereinigten Landtag zu Bornhöved Protest einlegte. Der kaiserliche Rat und Doktor der Rechte Ludwig de Cattaneis aus Verona hat die Dokumente der Schauenburger, die sie im Original vorzulegen gedachten, aus nichtigen Gründen nicht eingesehen, dagegen brachte er die königlichen Dokumente und Zeugenverhöre, die beweisen sollten, daß Schleswig niemals erblich an die Schauenburger verliehen worden sei, nach Ofen in Ungarn. König Erich reiste persönlich zu seinem Vetter, dem Kaiser Sigismund, und er war seiner Sache so sicher, daß er sorglos eine Pilgerfahrt in das Heilige Land unternahm, bevor noch die Entscheidung gefallen war. Diese erfolgte am 28. Juni 1424 in der kaiserlichen Hofburg zu Ofen trotz voraufgegangenen Protestes des herzoglichen Bevollmächtigten dahin, „daß ganz Süderjütland mit dem Dänischen Wohld, der Insel Alsen und den friesischen Harden, mit allen Rechten und allem Zubehör, gehört habe und gehöre und gehören müsse dem König und dem Reiche Dänemark, und daß den Grafen Heinrich, Alfred und Gerhard an dem Herzogtum kein Recht zugestanden habe oder zustehe." — So urteilte ein deutscher Kaiser wider die klaren Zeugnisse der Geschichte. Die Holsten aber protestierten und appellierten an den Papst, der sich bereit zeigte, neue Verhandlungen einzuleiten, bis der Kaiser ihn durch Drohungen nötigte, davon abzustehen. Sigismund rief jetzt die Reichsstände gegen die unbotmäßigen Herzöge auf, allein sie folgten dem Rufe nicht, und die Schauenburger blieben in Schleswig unbehelligt, das sie zu behaupten fest entschlossen waren, treu den Überlieferungen ihres ruhmreichen Geschlechts.

König Erich war im Jahre 1425 in seinen Norden zurückgekehrt. Er brachte mit sich ein Pergament, das ihm ein Herzogtum zusprach, das nicht in seiner Gewalt war. Noch einmal bot er mit Mühe die Macht seiner drei Reiche auf, Schleswig zu erobern. Im Juli 1426 erschien er vor Schleswig und Gottorp, verschanzte sich auf dem Hesterberge und ließ seine Flotte in die Schlei einlaufen.

Herzog Heinrich suchte und gewann zunächst die thatkräftige Hülfe der Friesen, nachdem er ihnen ihre althergebrachten Landrechte und zwar die Eiderstedtische „Krone der rechten Wahrheit" und „die Siebenhardenbeliebung" bestätigt hatte. Den sieben Harden schlossen sich die beiden Harden Silt und Osterland-Föhr an. — Sodann wandte der Herzog sich Hülfe suchend nach Lübeck, wie einst sein Oheim nach Hamburg. Lübeck verlangte von König Erich, daß er die Schauenburger mit dem Herzogtume belehne. Als er dies Verlangen schroff abwies, da schickten ihm zahlreiche Städte, voran Lübeck, Hamburg, Rostock und Stralsund, ihre Fehdebriefe. Der König hob schnell die Belagerung von Schleswig und Gottorp auf, indem er die lange Linie der Schanzen und Bollwerke den Flammen preisgab. Herzog Heinrich aber eilte ihm nach, traf auf die Nachhut und machte große Beute, darunter ein großes Wurfgeschütz, das er nach Gottorp brachte. Jetzt wollte er mit Hülfe der Hansa den Dänen ihr letztes Bollwerk, Flensburg mit der Duborg, entreißen. Sein Bruder Gerhard sollte ihm mit der

vereinigten Flotte von der Seeseite zur Hülfe kommen. Leider sollte die Belagerung der Duborg den Holsten verhängnisvoll werden.

Im Frühjahr 1427 lief eine starke Flotte der Hansa aus, verbreitete Furcht und Schrecken in den Ostseeländern und fuhr dann nach Flensburg. Herzog Heinrich hatte die Festung von der Landseite vollständig eingeschlossen; da aber das schwere Geschütz noch nicht zur Stelle war, so wurde beschlossen, den Sturm bis zum Tage vor Himmelfahrt zu verschieben. — Da ward dem Hamburger Ratsherrn Johannes Kletzke die Zeit lang. Am Abend des 4. Mai gab er seinen Leuten eine Tonne Bier zum Besten und ließ dann Brandpfeile in die Festung schießen. Es erhebt sich ein wilder Lärm, während die Holsten im Lager der Ruhe pflegen. Herzog Heinrich erwacht in seinem Zelt. Man schreit, daß die Hanseaten die Burg bereits genommen hätten. Er springt auf und legt den Panzer an, denn er denkt, daß es eine Schande für ihn sei, wenn die Städter ohne ihn die Burg eroberten. Draußen ergreift er eine Sturmleiter, legt sie an das äußere Bollwerk des Schlosses und klimmt hinauf. Der Ritter Heinrich von Ahlefeld ruft ihm zu: „Herr, was thut Ihr? Nicht so nahe, oder man verwundet Euch, und das trifft uns alle." Der Herzog spricht dagegen, auf den Wortwechsel horcht ein Däne, tritt an die äußere Umwallung heran und sticht mit seiner Hellebarde nach dem Herzog durch die Palliſaden hindurch. Er trifft nur zu gut. „Tragt mich in mein Zelt, denn ich bin matt, kann nicht mehr," so spricht der Herzog. Man legt ihn auf die Leiter; in der Eilfertigkeit aber fällt er den Trägern von der Leiter herunter und thut einen schweren Fall. In seinem Zelt angelangt, seufzt der Herzog tief und stirbt. — „Mit diesem ungemeinen Manne," so sagt Dahlmann, „erlischt der freudige Glanz dieses Hauses. Seine Kriegsthaten waren in jedermanns Munde, aber die Würdigeren im Volke priesen ihn, wie er unter den Waffen erwachsen, stets ehrbar und züchtig, ein abgesagter Feind vom Zutrinken geblieben, seinen Räten ein Vorbild der Gerechtigkeit, treu in eigenen Zusagen und treu den Verbriefungen seiner Ahnen. Er war nicht über dreißig Jahre, noch unvermählt; seine Verlobte, eine Braunschweigerin, entsagte dem Ehestande für immer. Sein Leichnam kam in die Gruft der Väter nach Itzehoe zu den Gerharden, zu Klaus und Heinrich dem Eisernen."

So ward der fröhliche Mut der Holsten zur Totenklage. Der Tod des Herzogs machte solchen Eindruck, daß die Belagerung von Flensburg aufgegeben werden mußte, da die Hanseaten mit Schiffen und Leuten nach Hause fuhren. Die Hamburger bereiteten dem Ratsherrn Kletzke einen üblen Empfang. Als Verräter wurde er ins Gefängnis geworfen und später enthauptet.

Nach des Bruders Tode übernahm Adolf VIII. als regierender Herzog von Schleswig die Leitung des Krieges. Er war der Liebling seines Oheims, des Bischofs Heinrich, gewesen, der seine Tage im Jahre 1421 im Bordesholmer Kloster beschlossen hatte. Am Hofe des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, des ersten brandenburgischen Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern, hatte Adolf eine vortreffliche Erziehung genossen. Als hervorstechender Charakterzug wird seine starke Abneigung gegen die Dänen bezeichnet. Jetzt zeigte er sich als würdigen Nachfolger seines heldenmütigen Bruders. Auf keinen Fall wollte er von dem Kampfe abstehen, den sein Bruder bis dahin ruhmvoll geführt hatte.

Allerdings war die Entscheidung bereits gefallen, denn die einzelnen Unternehmungen zur See und auf dem Lande, die nun noch erfolgten, kann man füglich als ein Nachspiel des großen Kampfes bezeichnen, der um den Besitz Schleswigs geführt wurde. So gelang es Adolf im Jahre 1429, Apenrade und das benachbarte Brunlund zu erobern. König Erich trat persönlich ganz vom Schauplatz ab, und sein Feldherr Erich von Krummendiek vermochte nichts auszurichten. —

Am 26. März 1431 fiel endlich das vielumstrittene Flensburg in die Hände der Holsten. „Als die fürstlichen Brüder bis auf den Markt gedrungen waren, das Holstenbanner dort aufgepflanzt hatten, knieten sie nieder, empfingen von einem ihrer Ritter den Ritterschlag, den sie auf der Stelle wieder 10 Edelleuten erteilten." Um die Duborg wurden nun Bollwerke und Blockhäuser angelegt, und die Friesen warfen ringsum einen weiten Graben auf, der Jahrhunderte lang als „Friesengraben" bezeichnet wurde, um die Besatzung der Burg völlig einzuschließen. Vom Hunger bezwungen fiel die Feste ein halbes Jahr später nach manuhafter Verteidigung. Unmittelbar darauf eroberten die Herzoglichen auch das Schloß Niehuus; die letzte Waffenthat aber in dem langen Kriege war die Eroberung von Rundhof in Angeln, dem befestigten Herrensitz jenes Erich von Krummendiek, der zur Zeit der Not seinen Herzog schmählich im Stiche ließ. Hadersleben war die einzige Stadt, welche die Dänen noch behaupteten.

Von beiden Seiten war man des Kampfes müde und zum Frieden geneigt. Herzog Adolf war bereit, die dänische Lehnshoheit anzuerkennen, wenn der König ihm sein väterliches Erbe lasse. Ein Waffenstillstand auf 5 Jahre wurde vereinbart, während dessen der König „ihnen gerne ein Schweigen thun will." Zu einem reinen Verzicht konnte der hartnäckige König sich auch jetzt noch nicht verstehen. Erst als in Schweden ein allgemeiner Aufstand drohte und ein Bündnis der Hansa mit Schweden in Aussicht stand, da beugte sich der Trotz des Königs. Zu Vordingborg wurde im Jahre 1435 mit Herzog Adolf, der nach dem frühen Tode seines Bruders Gerhard († 24. Juli 1433 zu Emmerich am Rhein) allein noch die Rechte seines Hauses vertrat, der Friede geschlossen. Herzog Adolf wurde das Herzogtum Schleswig, soweit er es im Besitze hatte, nebst Friesland und Fehmarn auf Lebenszeit überlassen und seinen Erben auf zwei Jahre nach seinem Tode, „nach deren Ablauf jeder sein Recht unverändert haben soll." Bei der dänischen Krone verblieben vorläufig das Amt Hadersleben, die Insel Aeröe, Westerharde-Föhr und List auf Silt, doch war in Aussicht gestellt, daß man sich über die Abtretung dieser Landesteile gütlich vergleichen könnte. Der Herzog hatte also noch nicht alles erreicht, allein er konnte alles Übrige ruhig der Zukunft überlassen, da schwerlich ein dänischer König so bald wieder den Kampf um Schleswig aufnehmen würde. Drei Jahre danach verließ der König seine nordischen Reiche und starb 20 Jahre später ruhmlos und verlassen in Pommern, woher er gekommen war. Der Kampf um Schleswig war es hauptsächlich, der ihm seine drei Kronen gekostet hatte. Sein Feldherr Erich von Krummendiek aber zog mit schwedischen Kapern auf Seeraub aus, da er von beiden Parteien geächtet war.

Erichs Nachfolger, Christoph von Bayern, brachte am 30. April 1440 den Vordingborger Frieden zum Abschluß, indem er zu Kolding den Herzog Adolf „mit ausgestreckter Fahne, wie sich das gehörte," mit dem Herzogtum Schleswig, Stadt und Amt Hadersleben nebst Aeröe eingeschlossen, feierlichst als mit einem rechten Erblehn belehnte.

Das Herzogtum war in dem langen Kriege furchtbar verwüstet worden, allein Großes war auch erreicht. Schleswig und Holstein hatten sich in der Leidenszeit immer fester aneinander geschlossen; statt die Lande zu trennen, hatten die Dänen das Gegenteil erreicht. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit war in das Empfinden des ganzen Volkes übergegangen und fand im Jahre 1460 seinen prägnanten Ausdruck in den drei Worten: Up ewig ungedeelt.

Am 4. Dezember 1459 starb Herzog Adolf VIII., ohne Erben zu hinterlassen. Mit ihm schloß das Heldenalter der schleswig-holsteinischen Geschichte. Was nun geschah, ist bekannt. Um zusammen zu bleiben, wählten die vereinigten

Lande den Schwestersohn des Herzogs, Christian I. von Dänemark, zum Grafen von Holstein und zum Herzog von Schleswig. Das frühere dänische Lehnsherzogtum erhielt jetzt mit Holstein eine gemeinsame Verfassung, so daß nun erst von einer staatsrechtlichen Verschmelzung der vereinigten Lande die Rede sein konnte. — Was in den Privilegien der Herzogtümer niedergelegt und von Christian I. beschworen wurde, das war die Gegenleistung, die der „aus Gunst zu seiner Person" erwählte Fürst den beiden Landen bot. Die alten Landesrechte bildeten den Abschluß einer reichen, inhaltsvollen Geschichte; auf ihnen beruhte aber auch, wie G. Waitz bemerkt, die ganze Zukunft des vereinigten Schleswig-Holsteins. An den alten Landesrechten haben die Schleswig-Holsteiner unerschütterlich festgehalten. Für sie hat ein Lornsen gestritten und gelitten; für sie sind unsere Väter vor 50 Jahren in den Kampf gezogen und haben in schwerer Zeit Trost gefunden in dem Gedanken, für Schleswig-Holsteins Recht und Freiheit gekämpft zu haben. Unbesiegt mußten sie, verlassen von den Großmächten, die Waffen niederlegen. Und als nun 1863 und 1864 in Dänemark stärker als je zuvor der Ruf erscholl: Dänemark bis zur Eider! da begann der letzte Kampf um Schleswig, der für Dänemark ebenso unglücklich verlaufen mußte wie die vielen und schweren Kämpfe in alter Zeit, deren Erinnerung diese Blätter geweiht waren. Schleswig-Holstein wurde frei von Dänemark, und unter der Krone Preußens und des mächtigen deutschen Kaiserreiches werden die Lande zusammenbleiben: Up ewig ungedeelt!

Eine Gildefeier.

Von J. Schwarz in Windbergen.

Wer als Fremder unsere kleine, einfach ausgestattete Kirche betritt, dem fällt eine Merkwürdigkeit auf. An dem hölzernen Gewölbe der Südseite sieht er eine Fahne mit gemaltem Eichenlaubkranz nebst der Jahreszahl 1875 und eine Kette aus silbernen Schildern. In der Mitte der letzteren findet sich außerdem ein silberner Vogel mit der Zahl 1762. Es sind dies einige der letzten Erinnerungen an die alte Mobilien-Gilde, die, einst sich über den ganzen Kreis erstreckend, der Konkurrenz anderer Gilden der neueren Zeit erlegen und im Jahre 1881 zu Grabe getragen worden ist. Die Fahne, eine seidene (?) mit verziertem Schaft und einem Ritterhelm, wurde noch bei der letzten Gildefeier 1880 gebraucht. Die Kette ist entstanden, indem der jedesmalige König ein Schild, mit Namen und oft mit Gewerkzeichen oder Hausmarke versehen, hinzufügte. Gegen Bürgschaft wurde ihm dieselbe zur Aufbewahrung eingehändigt. Am Gildetage, beim üblichen Umzuge, trug er sie als „Dank" um den Hals.

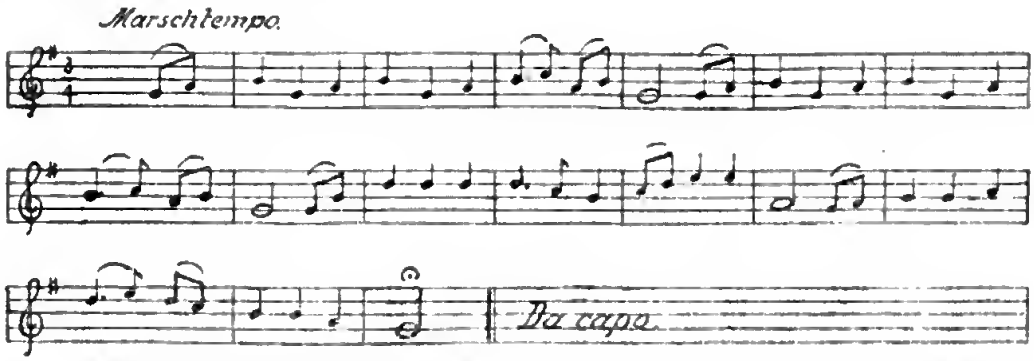
Und die Geschichte der Gilde?

Vor mir liegt ein ledergebundenes, 558 Seiten umfassendes, geschriebenes Buch in Quartformat, dessen vergilbte Blätter eine kulturhistorische Sprache aus längst vergangenen Zeiten reden. Sein langatmiger Titel lautet: „Rechnungs-Buch Betreffend der Windberger Brand und Moeblegilde Worin nicht allein Alle Einnahmen und Ausgaben sondern auch die bey denen gehabten Zusammenkünften gemachten Schlüßen. Und was fonsten der Gilde wegen abgehandelt und beschlossen worden, Von Jahr zu Jahr hineingetragen Wie solches hierin mit mehreren erhellen wird."

Das interessante Aktenstück datiert von 1762, wo zum ersten Male am Montag und Dienstag nach Pfingsten die Gildefeier mit den üblichen Formalitäten, als „Aeltermann, 8. Mann (Achtmänner), Fähndrich, Trabanten und Schaffers" abgehalten worden, und reicht bis 1802. Die Fortsetzung befindet sich unter andern Schriftstücken in einer eigens zu diesem Zwecke angeschafften „Gildelade." In der ersten Versammlung zur Beratung einer Feier wurde „Dethlef Dethlefs in Windbergen per majora vota zum Aeltermann erwehlet." Ferner: „Habe ich Hans Rohde mich erkläret das Schreiber Amt so lange zu übernehmen, weil vor der Hand sich niemand dazu bequehmen wollte." (Dieses Amt scheint anfänglich unentgeltlich übernommen worden zu sein, später wurde es dem „Schulhalter" gegen eine festgesetzte Summe übertragen.)

„Zum Fähndrich ist Johann Peters in Windbergen gleichfalls per vota majora erwählet worden, und (hat) sein Amt zum ersten mal der Gilde 1762. den 7. u. 8. Jun. überaus schön gemacht."

Eine Feier, zu welcher sämtliche Interessenten eingeladen wurden, ward anfänglich alljährlich, später alle drei Jahre und zuletzt alle fünf Jahre abgehalten. Es wurde darüber in einer Versammlung beraten und dabei die jeweiligen Zeitverhältnisse, z. B. Mißernten, teure Zeiten, Landplagen, Kriegszeiten in Erwägung gezogen. Die Feier dauerte mehrere Tage und fand statt im Hause des Ältermanns, wo die große Diele zu einem Tanzsaal hergerichtet war. Mancherlei Vorbereitungen waren zu beschaffen. Pfeifen, Tabak und Gildebier durften nicht fehlen. Fahnenschwinger, König und Trabanten erschienen im Putz. Zelte, Drehorgeln, Karusselle stellten sich ein wie zu einem Markttrubel. Den Glanzpunkt des Volksfestes bildeten das Vogelschießen und das Fahnenschwingen. Geschossen wurde mit den alten schweren Gildebüchsen mit Feuerschloß nach einem mit Eisen beschlagenen Vogel, der auf einer ca. 20 m hohen Stange unter entsprechender Feierlichkeit aufgerichtet wurde. Die Gewinne bestanden in silbernen Löffeln. Vor und nach dem Schießen fand ein Umzug statt, wobei auch Pastorat und Schulhaus beehrt wurden. Zum Fähndrich ward ein junger, kräftiger und gewandter Mann erwählt. Das Fahnenschwingen erforderte viel Übung und Geschicklichkeit. Von dem Fähnrich der letzten Feier wurde er in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht. Da gab's verschiedene Touren. Zu den schwierigsten Manipulationen gehörte es, während des Auswerfens und Fallens der Fahne mit dem Gildedegen eine aufgeworfene Zitrone zu teilen oder währenddessen eine Pistole abzufeuern. Hauptpersonen waren auch Pfeifer und Trommler — ehrwürdige Gestalten, die schon oft der Feier beigewohnt hatten und mit ihr vertraut waren. Denn zum Fahnenschwingen gehörte eine gewisse, stereotype Melodie, die von alters her von den Vätern auf die Söhne sich vererbt hatte. Soweit dieselbe mir nach fast 17 Jahren noch im Gedächtnis vorschwebt, setze ich sie hierher:



Ist sie sonst irgendwo bekannt? Ertönt sie noch bei andern Festlichkeiten? Werden Gilden noch in ähnlicher Weise abgehalten?

Nachrichten aus den Herzogtümern im Anfange dieses Jahrhunderts.

(Aus alten Briefen.)

(Fortsetzung.)

1805, 7. Januar. Nur die Kaufleute von Hamburg sind zum Umschlag hier, sonst noch niemand. — Der Prinz von Hessenstein wird zum ersten Male den Winter in Kiel zubringen. — Ein Herr v. Bülow hat das Gut Goerz für 72000 ℳ gekauft. — Der Hafen ist fest zugefroren, und man fährt zu Wagen nach Schrevenborn.

— **28. Januar.** Die Versammlung der Ritterschaft ist ruhig verlaufen. Man hat beschlossen, augenblicklich nichts gegen die Aufhebung der Leibeigenschaft zu thun. — Da Herr Cirsovius als Sekretär der Ritterschaft abgeht, ist die Wahl zwischen Herrn Schrader und Advokat Schmidt. — Man geht jetzt von Eckernförde nach Kiel auf dem Eise und könnte bis Arrö gehen.

— **18. Februar.** Das Gut Gaarz ist von Wulff-Marutendorf an den Prokurator Eggers von der deutschen Kanzlei für 295000 ℳ verkauft. Wulff verdient dabei 60000 ℳ. — In der Brunswig ist eine große Schlägerei zwischen 40 Dragonern und 20 Jägern vom Bingerschen Korps einerseits und zwischen Kielern andrerseits auf einem Balle gewesen, und die Bürger haben weichen müssen.

— **11. März.** Auf den Gütern Schmoel, Kühren und Pullos befinden sich königliche Kommissionen, um die Streitigkeiten mit den Insten zu schlichten. Man nennt einen Advokaten, namens Stielke, in Plön und einen in Lütjenburg, die die Ratgeber der Insten sind.

— **18. März.** Es ist eine Broschüre gegen den Kurator der Universität Kiel, Grafen Fr. Reventlow, erschienen, die ihm in Sachen des Herrn Hermes Bigotterie und Fanatismus vorwirft. Dazu haben die Professoren Geyser, Weber und Niemann und der Bürgermeister Jeß und Pastor Fock von der Direktion des Schullehrerseminars sich losgesagt. — Die Studenten von Kiel haben mit Vergnügen sich 14 Tage Ferien gemacht. Ein armer Student, kaum von 3—4 anderen gekannt, starb und sollte einfach begraben werden. Aber die 80 Musensöhne beschlossen anders, und mit 30—40 ℳ für jeden wurde ein prächtiges Begräbnis veranstaltet. Einem Grafen Ahlefeldt von Langeland, dessen Hofmeister der Anstifter von allem war, kostet die Sache 200 ℳ. — Wir hatten und haben merkwürdige Epidemien hier im Lande. Nicht wenige Leute, die sonst damit nicht befallen sind, haben Schwindel und Betäubungen und Schmerzen im linken Auge, womit sie dann nicht sehen können. Die Kinder, meistens von 7—8 Jahren, haben einen Krampf und ersticken in 24 Stunden.

— **25. März.** Man tanzt in Kopenhagen und Kiel eine neue Art Walzer, Hopp-Walzer genannt, bei dem umgetanzt wird.

— **1. April.** Nach Pauker zum Prinzen Hessenstein sind 12 Dragoner beordert, da die Insten noch nicht arbeiten wollen. In Kühren sind es die Hufner, die ihre Stellen ganz für sich haben wollen, und in Oppendorf kann der neue Besitzer, Herr Kühl, auch nichts mit den Arbeitern anfangen. — Die Herren Cirsovius und Jacobi verlassen nun auch Eutin, und die Stadt ist ganz verödet.

— **7. April.** Die königlichen Kommissionen sind jetzt überall auf den Gütern. In Sierhagen haben die Bauern des alten Thiemen ihre Kontrakte der Kommission vor die Füße geworfen, und auf den Gütern von Mamsell Schwerdtfeger ist es nicht besser.

— **15. April.** In Sachen des Herrn Hermes sind 2 Broschüren erschienen. Eine: „Urteil des Herrn H." ist in Kiel beinahe vom Polizeikommissar saisiert worden. Die andere, in plattem Deutsch geschrieben, soll von Claudius sein und heißt: „An den Naber mit Rat, von eenen Holsteener!" Die letzte ist für Reventlow und Hermes geschrieben. — In den Herzogtümern ist nun auch eine Pferdekrankheit ausgebrochen, und die Dragoner in Itzehoe sind ebenso wenig, wie die von Hamburg beritten. — Die Bauern von Farve haben erklärt, sie erkennten keine königlichen Kommissare an, die nicht „en Placken op de Boß" hätten.

— **20. April.** Herr Hermes ist in Kiel angekommen und von Kurator Reventlou in seiner Equipage abgeholt. Da seitdem des Grafen Pferde teils tot, teils erkrankt sind, so hat man in Kiel was zu sprechen.

— **29. April.** Es giebt Gutsherren, die 2—300 ℳ Unkosten von den königlichen Kommissionen haben, die oft nichts ausrichten.

— **6. Mai.** Wir haben noch keinen Frühling, und es ist bitter kalt — Gestern war die erste Vorstellung der französischen Truppe aus Hamburg, die sich über Kopenhagen nach Petersburg begiebt. — Herr Helmers, der neue Besitzer von Noer, hat die Frau eines Ziegelbrenners mißhandelt, so daß sie gestorben ist. Da kann man es dem Kronprinzen nicht verdenken, daß er die Gerichtsbarkeit der adelichen Güter ändern will.

— **27. Mai.** Die Stadt Kiel hatte den Plan gefaßt, einen Kanal nach Itzehoe zu graben, aber das Gouvernement macht Schwierigkeiten. — Das Scharlachfieber breitet sich immer mehr aus. — Das unglückliche Mandat, das die Regentschaft zu Glückstadt am 13. April d. J. erlassen hat, um die Landbewohner zu beruhigen, hat nicht die Billigung der deutschen Kanzlei in Kopenhagen gefunden.

— **17. Juni.** Der Aufruhr in Sierhagen hat damit geendet, daß 5 oder 6 der Aufwiegler in die Karre nach Rendsburg gekommen sind. Die störrigen Bauern von Farve wurden aufs Altenteil gesetzt.

— **25. November.** Der Kronprinz in Kiel beschäftigt sich nur mit Fuchsjagden und mit der Schädellehre des Doktors Gall. — Zwei Offiziere des Infanterie-Regiments des Generals Münnich haben sich in der Kirche zu Schönkirchen so skandalös aufgeführt, daß sie vor ein Kriegsgericht gestellt sind. — Die Einquartierungslast in den Herzogtümern ist ungeheuer.

— **9. Dezember.** Der Hof scheint in Kiel zu bleiben, denn das Schloß ist mit Hamburger Sachen schön eingerichtet, und die Diplomaten finden sich ein. So der englische Herr Garlike, und der österreichische Graf Grüner wird folgen.

— **16. Dezember.** Der Hof in Kiel hat Trauer in Anlaß des Todes des Erbprinzen Friedrich von Dänemark für 8 Wochen. Der Hof ist neulich fast vergiftet worden

durch schlecht verzinkte Kochkessel. Der Kronprinz und die Kronprinzessin haben die Tafel verlassen müssen. — Das Projekt vom Kanal nach der Stör ist wieder aufgenommen worden.

— **26. Dezember.** Die preußischen Offiziere haben in Kiel einen Schiffer gemietet, der sie auf einem kleinen Schiffe, das sie für 180 Louisd'or gekauft haben, nach Danzig bringt. — Der englische Gesandte in Hamburg, Mr. Thornton, hat sich in Flensburg niedergelassen, aber die Engländer wollen ihre Briefe nicht mehr über Husum gehen lassen, sondern über Gothenburg. Monsieur Desangiers, der französische Gesandte in Kopenhagen, ist in Kiel angekommen, um dem Kronprinzen die Blokade der Elbe von seiten Englands anzuzeigen. — In Kiel macht ein Equilibrist großes Aufsehen, der eine Viertelstunde mit den Füßen an dem Plafond geht. Man nimmt einen Magneten an, der ihn hält.

1806, 10. Februar. Die Feten aus Anlaß des Geburtstages des Kronprinzen sind sehr gut ausgefallen. Die dänisch gesinnte Partei, und leider haben wir eine in Kiel, ist unzufrieden, daß der Hof sich hier wohl fühlt. — Der alte Hensler ist gestorben. — Der frühere Professor Cramer hat als Buchhändler in Paris dort Konkurs gemacht.

— **17. Februar.** Der berüchtigte Graf de Woits, dessen Gut Borstel unter Sequester war, da er sich entfernt hatte, ist von England mit einer halben Million ℳ zurückgekehrt. — Herr Bokelmann hat Perdoel für 240000 ℳ an Graf Schack verkauft. — Der Kieler Fastenmarkt ist diesmal ziemlich belebt; die Familie Hardenberg hat sich hier niedergelassen.

— **23. Februar.** Unsere Freunde, die Schweden, werden wohl nächstens Lauenburg besetzen. Die Stadt Kiel hat als Sitz des Hauptquartiers unserer Truppen schon 10000 ℳ für verschiedene Lieferungen ausgegeben, und vor dem 1. Mai soll nichts bezahlt werden. — Unsere Telegraphen sind miserabel und zu kompliziert und konnten nicht einmal den Tod des Prinzen Friedrich vermitteln. Sie sollen an 40000 Worte und Phrasen vermitteln können, berichten aber oft die tollsten Sachen.

— **3. März.** Herr v. Plessen hat Grünholz an den Amtmann von Bordesholm, v. Buchwald, mit 9000 ℳ Profit verkauft, dafür aber das Buchwaldsche Palais am Eingange der Dänischen Straße für 25000 ℳ wieder übernehmen müssen. — Der Sturm vom Freitag hat ungeheuren Schaden an Gebäuden angerichtet. — Morgen giebt die Kronprinzessin einen Kinderball, der bis 11 Uhr dauern soll. — Der Hof wird erst im Oktober nach Kopenhagen zurückkehren. Briefe von Stockholm sprechen vom Kriege mit Dänemark.

— **17. März.** Der Graf de Woits in Borstel ist mit einem reichen Engländer zurückgekommen, dem er sein Gut hat hoch verkaufen wollen. Dies gelang aber nicht, und es wird nun am 19. öffentlich verkauft. Viele Fremde, besonders Hannoveraner, reflektieren darauf. — Das in Kiel errichtete Ehrengericht der Duelle der Studenten wegen ist eingegangen. — Die Ämter Neumünster und Segeberg sind von der Einquartierung befreit, weil keine Lebensmittel mehr dort vorhanden waren. Die Kartoffeln waren von 3—4 ß auf 5 ℳ gestiegen. Selbst ein Schiff im Hafen von Kiel hat Kartoffeln zu 4 ℳ per Tonne verkauft.

— **31. März.** Borstel ist an den Kanzler Brockdorff für 200000 ℳ verkauft, obgleich es mit 550000 ℳ beschwert war.

— **7. April.** Gestern war in Kiel eine große Schlägerei im Schloßgarten zwischen Soldaten und Arbeitern, bei der die ersteren natürlich siegten.

— **14. April.** Wir haben Schnee und Eis, und Roggen und Raps, die Hoffnung der Ackerbauer nach 2 schlechten Jahren, leiden sehr. Die Bauern werden ihre Maitagspacht nicht bezahlen und die Pächter ebenfalls nicht. Der Pächter von Westensee, Namens Dreyer, hat sich bereits das Leben genommen.

— **12. Mai.** Im Regimente Oldenburg haben 117 Soldaten eine Klage gegen ihren Kapitän von Gersdorf eingegeben, da er sie unmenschlich behandle. Es ist ein Kriegsgericht eingesetzt. Auch in Rendsburg ist eine Revolte gewesen. Der General Moltke, die Präsidenten v. Moesting und v. Kaas arbeiten an der Errichtung der Landwehr in den Herzogtümern. Jeder hat ein Gutachten abzugeben.

— **23. Juni.** In Kiel und Schleswig geben die Herren Meyer und Hahn Vorstellungen, sog. Phantasmagorien. — In Kiel hat der bekannte Professor Guldberg mit einem Doktor Ryge über den Wert der dänischen Sprache öffentlich disputiert. — Wenn der Zinsfuß auf 5% steigen sollte, so können wenige Gutsbesitzer sich halten. Auch spricht man davon, die Grund- und Benutzungssteuer auf 12½% zu erhöhen. Im Jahre 1803 wurde sie auch erhöht.

— **30. Juni.** Bei Bramstedt ist ein Lager von 6—7000 Mann zusammengezogen, meistens Husaren und leichte Infanterie. Es werden der preußische General v. Behr und 19 andere Offiziere erwartet. Der General ist bekannt durch seinen unblutigen Feldzug gegen Schweden.

— **22. Oktober.** In Folge der Schlacht vom 18. sind die Truppen dislozirt, und es heißt, die Großfürstin von Weimar gehe nach Eutin, wohin auch der russische Gesandte Alopens geflüchtet ist.

— **2. November.** Der Herzog von Weimar ist auch in Entin, ebenfalls die Herzogin von Braunschweig und die Prinzessin von Oranien. Viele Flüchtlinge kommen in die Herzogtümer, um ein Asyl zu suchen.

— **9. November.** Welche Ereignisse am 6. in Lübeck! In Kiel will man die Kanonen gehört haben! Das unglückliche Zusammentreffen von unsern Truppen mit den Franzosen bei Stockelsdorf hat 12 Dragonern der Plöner Eskadron und 8 Jägern von General Ewald das Leben gekostet. In Plön sind 35 flüchtige Preußen angekommen, die man als Kriegsgefangene behandelt. Auch in Kiel sind viele Flüchtlinge.

— **24. November.** Kiel war in diesen Tagen sehr in Aufregung, da man selbst auf dem Schlosse nicht wußte, was General Mortier, der nun Hamburg mit 8000 Mann besetzte, vorhatte.

— **14. Dezember.** In Neustadt ist ein Schiff mit 2 preußischen Offizieren, von Königsberg kommend, gelandet, und man weiß nicht, was sie wollen. — In Kiel ist ein französischer Courier angekommen, was großes Aufsehen macht. — Herrn Amsink auf Schönweide ist die Gerichtsbarkeit und der Titel als Justizrat entzogen worden. — In Plön residiert nun Prinz Christian mit seiner mecklenburgischen Prinzessin. Es heißt, ihre Aussteuer sei noch nicht bezahlt.

1807, 3. Januar. Der Übergang zum neuen Jahr ist in Plön mit einem Maskenball gefeiert. Die neue Prinzeß scheint nicht viel Takt zu haben; denn ihre Eltern irren in der Welt umher, da fast ganz Mecklenburg vernichtet ist.

— **15. Januar.** Der Kurfürst von Hessen hat sich mit seiner Gräfin Schlotheim in Rendsburg niedergelassen. — Wir haben die angenehme Aussicht, wieder 6 ℳ pr. Pflug zahlen zu müssen. — In Kiel jagen sich die Feten während des Umschlags, und morgen wird ein großes Feuerwerk abgebrannt. Der Herr Hansen von Ascheberg und Pleß von Wahlsdorf werden wohl kaum dem „Einlager" entgehen.

— **2. Februar.** Weizen und Roggen gelten beide 7 ℳ per Tonne und Gerste 11 ℳ.

— **12. Februar.** Pleß ist auf Anhalten Etatsrats Schrader ins Einlager (die Preetzer Herberge in der Vorstadt) gebracht, hat aber Mittel gefunden, gegen die Kammer im Wirtshause zu protestieren, die nicht seinem Range gemäß sei, und so Aufschub zu erhalten. — Wir werden im Fastenmarkt in Kiel mehrere musikalische Aufführungen haben, ein Konzert von einem Herrn Müller aus Petersburg und ein Oratorium von Mozart.

— **2. März.** Der Verkauf von Wandsbek an den König kommt nun zustande. Der Der Preis ist 300 000 ℳ, von denen 168 000 ℳ ausbezahlt werden. Schimmelmann behält das Schloß und einen Teil Land. — Nächstens wird ein Tedeum von Haydn in der Kieler Schloßkapelle aufgeführt.

— **18. März.** Die Feten in Kiel für die Großfürstin, die Erbprinzessin von Weimar, waren brillant. Einen Tag war sie in Windeby beim Grafen Christian Stolberg, und der Kronprinz hatte befohlen, daß sie nur 3 Stunden dorthin fahren solle.

— **27. März.** Der Statthalter, Landgraf Karl von Hessen, hat sein Theater in Schleswig aufgegeben, weil er in Hessen durch die Okkupation so viel verloren hat. — Ich schicke dir das Wochenblatt von Kiel, worin der Artikel des jungen Weber gegen Dr. Brandis steht.

— **8. April.** Die Prinzessin Christian in Plön ist mit einem toten Prinzen niedergekommen. In Mecklenburg haben die Schweden Erfolge gegen die Franzosen gehabt, und der Kriegsschauplatz nähert sich unsern Grenzen.

— **5. Mai.** Es sind wieder zwei Exzesse von Soldaten vorgekommen, was den Kronprinzen so mitgenommen, daß er 3 Tage nicht bei Tafel gesprochen hat. Der eine Exzeß war in Dorfgarten bei Kiel, und der Kapitän Schlotfeld in Kiel hat sich kaum vor dem Tode retten können. Es heißt, daß 6 Soldaten füsiliert werden müssen.

— **23. Juni.** Die Zertrümmerung der russischen Armee bei Friedland am 14. d. M. hat hier in Kiel große Bestürzung erregt, und wir sind mehr und mehr ganz von Napoleons Gnaden abhängig.

— **25. Juni.** Ganz Kiel war aufgeregt, weil es hieß, General Bernadotte sei mit einer Mission von Napoleon angekommen. Der Kronprinz schickte selbst zu Rathlev, ob dort Quartier bestellt sei. — Die Ernte ist bei dieser Hitze und Trockenheit schon im vollen Gange. — Zwei englische Kriegsschiffe haben sich an unserer Küste gezeigt. Mr. Thornton hat seinem Gouvernement von Tönning aus gemeldet, daß Dänemark seine Flotte mobil mache und den Sund sperren wolle. Es ist kein wahres Wort daran.

— **1. August.** Man weiß in Kiel nicht, was man von der englischen 16 Segel starken Flotte halten soll, die Helsingör passiert ist.

— **9. August.** Der englische Minister Jakson ist in Kiel angekommen und hat sich gleich zum Kronprinzen aufs Schloß begeben, mit dem er 1½ Stunden verhandelt hat. Der Kronprinz ist darauf gleich nach Kopenhagen gereist, gefolgt von mehreren Generälen. Die Abreise des Kronprinzen ist so unerwartet für Jakson gekommen, daß er unter Flüchen

Tische und Stühle bei Rathlev umgeworfen hat. Darauf hat er sich auf einem englischen Schiffe im Hafen eingeschifft, da er keine Pferde für 2 Couriere hat erhalten können.

— **16. August.** Der alte König Christian VII. ist glücklich von Kopenhagen entkommen und jetzt in Kolding, worauf er sich nach Rendsburg begiebt. Es ist überall eine Küstenmiliz errichtet.

— **28. August.** Der Kronprinz ist nach Kiel zurückgekehrt, empfing den französischen General Gerard. Es ist eine Ordre erschienen, daß von allen Jägern auf den Gütern ein Korps gebildet werden solle.

— **9. September.** Man weiß noch nicht Bestimmtes, wie es in Kopenhagen aussieht. Man hofft, daß die Garnison einen Erfolg errungen hat.

— **18. September.** In Folge der Kapitulation am 7. in Kopenhagen ist Lindholm nach Paris gesandt. Man begreift in Kiel nicht, daß man die Schiffe nicht versenkt hat, anstatt sie an England auszuliefern. Die Truppen werden bei Heiligenhafen und der Insel Fehmarn versammelt, um nach Laaland übergesetzt zu werden. Der General Waltersdorff und der Kommandant von Helgoland sind bei ihrer Ankunft in Kiel gleich verhaftet. Es wird eine strenge Untersuchung des Verhaltens der Generale am 7. d. Mts. erwartet.

— **9. Oktober.** Lindholm wird jede Stunde in Kiel erwartet. Der General Castenskjold ist vom Kronprinzen gut empfangen worden, ebenso ein Kapitän Hummel von der Artillerie, die sich ausgezeichnet hat.

— **14. Oktober.** Es heißt, daß eine Allianee mit Frankreich abgeschlossen ist. — Wir haben hier um Kiel außer einer Eskadron nur Landwehr an den Küsten, die, schlecht bewaffnet und wenig disciplinisiert, eine wahre Landplage sind.

— **3. November.** Der Kronprinz ist nicht in Kiel, und die Kronprinzessin hat eine Ehrenwache von den Studenten.

— **10. November.** Auf den Sessionen sollen alle von 19 bis 35 Jahren erscheinen. Die von 20 bis 26 werden Linientruppen, die andern Miliz. Dadurch wird das Land fast entvölkert, und der Landwirt hat keine Arbeiter.

— **24. November.** Der Hof in Rendsburg ist recht still, und die Hofherren sagen: Wir sitzen hier auf der Festung; aber es scheint, daß der König bleibt, wenigstens den Winter.

— **4. Dezember.** Das diplomatische Korps geht teilweise von Kiel nach Kopenhagen ab.

Zur Geschichte des Schulwesens in Süderdithmarschen.

Von **J. Doormann** in Kiel.

Am 26. Januar 1740 erschien ein Königlicher Befehl Christians VI. an die Visitatores in Süderdithmarschen wegen des dortigen Schulwesens. Nach voraufgegangenen vielfältigen, langwierig gepflogenen Deliberationen sollte nunmehro die durchgängige Verbesserung des Schulwesens in dem Herzogtum Holstein Königlichen Anteils ohne weiteren Aufschub zum wirklichen Triebe gedeihen und sobald immer thunlich zum Stande gebracht werden, heißt es in diesem Befehl. Sobald es im Frühjahr die Witterung gestatten würde, hatte man allenthalben mit dem Ausbau der vorhandenen alten, sowie mit dem Aufbau der geforderten neuen Schulhäuser zu beginnen. Gegen den Herbst hin sollte alles vollführet sein, damit alsdann die neue Schulhaltung ihren Anfang nehmen könnte. Für die neuen Schulhäuser war eine Breite von 32 Fuß und eine Länge von 78 Fuß vorgeschrieben. Sie mußten außer der Schulstube eine Wohnstube, eine Schlafkammer, eine Vorratskammer, eine Diele — zugleich Küche —, einen Kuhstall und einen Schafstall enthalten, dazu Bodenraum für Korn, Futter und Feuerung. Die Wände waren nach Landesart aus Lehm oder aus Steinen aufzubauen, das Dach sollte mit Stroh gedeckt werden und sowohl alte als neue Schulhäuser mit einem Schornstein zum Dach hinaus versehen werden. Die Kosten für die Herstellung eines neuen Hauses nach dieser Vorschrift schätzte man in der Geest auf 300 ℔, in der Marsch auf 400 ℔.

Hinsichtlich der Besoldung der Schulhalter wurden folgende Bestimmungen getroffen:

1. Jedes Schulhaus ist mit einem von der Commune umzäunten proportionierlichen Kohlhof zu versehen.
2. Alle Eingesessenen eines Schuldistrikts insgesamt, sie mögen Kinder haben oder nicht, sollen ihrem Schulmeister zum Brotlorn überhaupt 6 Tonnen Roggen nach Hufenzahl reichen, wozu die Bötner und Insten pro rata entweder an Korn in natura oder Geld concurriren.
3. In der Marsch verstatten wir denen, so solches noch nicht genießen, die freie Weide auf 1 Kuh nebst ein paar Schafen mit Lämmern; in der Geest aber können sie auf gemeiner Weide 2 Kühe, 6 Schafe mit deren Lämmern, 1 Schwein mit Ferkeln und 2 Gänse mit ihren Jungen des Sommers frei und ohne Hirtenlohn gehen lassen. Wozu

4. die benötigte Winterfutterung an Heu und Stroh nach eines jeden Ortes Erfordern und
5. zur Haus- und Schulhaltung die notwendige Feurung an Holz oder Torf von der Dorfschaft oder dem Schuldistrikt nach des Kirchspielvogts und Kirchgeschworenen Einrichtung zu liefern ist. — Zunächst erlegen
6. die Eltern für ein jedes Kind, welches zur Schule gesandt werden muß und lesen lernt, die Woche 1 ß, für diejenigen so da schreiben lernen 1½ ß, werden sie daneben im Rechnen unterrichtet 2 ß, welches Schulgeld sowohl von denen so vom 1. October bis ultimo Martii, als auch von denen, so des Sommers zur Schule kommen, es geschehe solches fleißig oder unfleißig, zu geben ist. Dagegen wird
7. für die erweislich armen Kinder aus der Armenkiste nur die Hälfte solches Schulgeldes gereicht. Ferner giebt
8. jedes Kind, so zum ersten Mal in die Schule kommt, dem Schulhalter zu einem Antrittsgeld 2 ß, daneben alle und jede ebensoviel zum neuen Jahr. Alsdann aber cessiren wir
9. alle andere vorhin übliche Abgift ganz und gar und soll, falls einer oder anderer dergleichen Sammlung noch ferner fortzusetzen sich unterstehen würde, solches mit der suspensio a beneficio auf 4 Wochen bestraft werden. Endlich
10. soll der Schulmeister von allen oneribus personalibus et realibus, wie auch von Vormundschaft, es wäre denn über Prediger und Schuldiener Witwen und Kinder gänzlich befreit sein; doch muß derjenige, bei dessen Dienst sich abgabepflichtiges Land befindet, davon auch fernerhin die onera abtragen.

Als unumgänglich notwendig auch bezeichnete es jener Befehl, die Ausdehnung eines jeden Schuldistrikts auf das genaueste festzustellen. Kein Dorf, kein Hof, kein einzelnes Haus sollte künftig darüber in Ungewißheit sein, wohin es seine schulfähige Jugend zur Schule senden mußte. Wo es die Entlegenheit kleinerer Orter unbedingt erforderte, war es gestattet, für die 6- und 7jährigen Kinder — höchstens auch noch für die 8- und 9jährigen Kinder — Klippschulen einzurichten. Die größeren Kinder waren aber verpflichtet, die Hauptschule des Distrikts zu besuchen.

Mitteilungen.

1. Straßennamen. a. Kattsund. In Kalkars Ordbog til det ældre danske Sprog, Bd. II findet sich bei Kat außer der üblichen Bedeutung auch folgende: Erhebung, Erhöhung auf einem Walle (zahlreiche Belege folgen). Verwiesen ist auch auf Grimms Wörterbuch: Katze. Ich habe bisher keine Gelegenheit gehabt, Grimm einzusehen, finde indes in Heyne, Bd. II, 302b: Katze = in der alten Belagerungskunst eine Art Mauerbrecher, auch ein Gerüst oder Schutzdach dafür; im Festungsbau hohes Werk auf einem Bollwerke — und in Muret, Encyplopädisch engtisch-deutsches Wörterbuch I, 395b: cat = 10. frt. ehm. a. bewegliches Schutzdach (für Soldaten bei Belagerungen); b. schweres Holzgerüst mit Stacheln (das auf die Belagerer niederfiel). — Ich vermute, daß der Name mit der angegebenen Bedeutung zusammenhängt.

b. Ramsharde. Ich enthalte mich weislich jeder Deutung und begnüge mich, herzusetzen, was ich darüber gefunden: In dem Aufsatze über Flensburgs alte Stadtmauern von Justizrat Dr. A. Wolff findet sich S. 123 folgende Anmerkung: Diese Benennung des nördlichsten Stadtteils (Flensburgs nämlich) begegnet uns urkundlich nicht vor 1451. Nach dänischem Gebrauche pflegte man einer im Schutze der Festungswerke, aber außerhalb derselben belegenen Straße oder Vorstadt den Namen „Ramsharde" beizulegen. In Flensburg entstand dieser vermutlich erst nach Aufführung der Stadtmauer .... Sie lag jedenfalls schon 1284 innerhalb des im Stadtrechte angegebenen städtischen Jurisdiktionsbezirks. Das dem altnordischen Worte „ram," d. h. stark, fest, beigefügte „herred," Harde, kann ebensowohl auf die Exemtion von dem Hardesgerichte als auf die Zugehörigkeit zu diesem hinweisen oder auch im allgemeinen Sinne als mit „Distrikt" gleichbedeutend gebraucht sein. — In „Ann. for nordisk Oldkyndighed og Historie," Jahrg. 1863, leitet Hauptmann Madsen die erste Silbe des Namens Ramlöse (Ort auf Seeland, Amt Frederiksborg) vom angelsächsischen rima, Kante, Rand, ab und vergleicht damit das altnordische rimi, langgestreckte Anhöhe, als auch die Gattungsnamen Ramme und Rem (Einfassung, bezw. Riemen). In „Aarb. f. nordisk Oldk. og Hist.," Jahrg. 1884, verficht Pastor Selmer eine andere Auffassung. Er meint, es läge näher, ram durch das altnordische hramn, hrafn, Rabe, zu erklären. Zum Vergleich zieht er heran das norwegische Ramsgjer, ehemals Hrafnsgerdi, Ramlo, ehemals Hrafnalo, Ramsö, ehemals Hrafnsey, verweist auf Falkman (Ortsnamn i Skåne), der den Ortsnamen Ramlösa auf dieselbe Weise ableitet, nur daß er das Bestimmungswort als Personennamen betrachtet, und findet endlich, daß wir das nämliche Bestimmungswort u. a. auch in dem häufig vorkommenden Straßennamen Ramsherred haben, welche einst an der Peripherie der Stadt lag, wohin Abfälle und Aas geschafft wurden und die infolge dessen einen beliebten Sammelplatz der Raben darstellte.

Joh. Langfeldt, Flensburg.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 11. November 1899.

Melchior Hofmanns Aufenthalt in Schleswig-Holstein.

Von **F. Koustmann.**

I.

Ein unstetes Leben führte der Mann, von dem die Rede sein soll, ein Leben immerwährender Unruhe. Hin und her warf ihn das Schicksal durch die Lande, und überall, wo er auftrat, gab es Leben, Bewegung. Die Geister schieden sich, sobald er auf dem Plan erschien; ein lebhaftes Für und Wider erhob sich, und nicht selten kam es zu Thätlichkeiten.

Unter den Männern der Reformationszeit nimmt er, der Laienprediger in großem Stile, eine eigenartige, bedeutsame Stellung ein. Es lohnt sich der Mühe, den Irrgängen seines Lebensweges nachzugehen. An einem kundigen Führer fehlt es nicht. Unter dem Titel „Melchior Hofmann, ein Prophet der Wiedertäufer," hat Friedrich Otto zur Linden im Jahre 1885 ein umfangreiches Werk herausgegeben, das den Gegenstand gründlich behandelt. Auf Grundlage dieses ausgezeichneten Buches sollen hier die Schicksale Hofmanns dargestellt werden. Ein kurzer Blick auf die frühere Wirksamkeit des Mannes wird zum Verständnis nötig sein.

Melchior Hofmann.
Nach einem Stich aus Westphalen, Monumenta.*)

Die Nachrichten über Hofmanns Jugend und seine Entwicklung sind äußerst dürftig. In Schwäbisch Hall in Württemberg wurde er im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts — reichlich 10 Jahre später als Luther — geboren. Die Eltern besaßen nicht die Mittel, den begabten Sohn studieren zu lassen. Nach seiner Schulzeit erlernte er das Kürschner- oder Pelzerhandwerk. Er wurde früh mit der durch Luther begonnenen reformatorischen Bewegung bekannt und wandte sich mit der ganzen Glut seiner leidenschaftlichen Seele der neuen Lehre zu. In Livland, wohin er wohl auf seinen Wanderungen als Handwerker gekommen sein mag, trat er im Jahre

*) Aus dem Werke Alt-Kiel von H. Eckardt entnommen.

1523 zuerst als Agitator für sie auf. Er fand hier ein geeignetes Feld für das Mitwirken eines Laien; denn der kurz zuvor gegründeten Reformationspartei fehlte es an Predigern. Wie der Apostel Paulus nährte er sich durch sein Handwerk. Zur Linden charakterisiert ihn folgendermaßen: „Er besaß jene rücksichtslose Entschiedenheit des Auftretens, jene stürmische Leidenschaftlichkeit, die gepaart mit einer hinreißenden Macht der Rede und gehoben durch körperliche Vorzüge zum volkstümlichen Agitator in hohem Maße befähigt. Wo er auftrat, da sprach der Handwerker zum Handwerker, und seine populäre, schlagfertige Beredtsamkeit zündete mehr als die regelrecht zugeschnittenen Predigten vieler Zunfttheologen, und die begeisterte Hingabe, mit der er für seine Ideen eintrat und zum Märtyrer wurde, machte größern Eindruck, als die studierten Theologen es vermochten, welche für Geld predigten und immerhin durch eine Kluft vom Volke geschieden waren. Dazu imponierte er durch seine große Bibelkenntnis der Menge, welche mit gespannter Aufmerksamkeit seinen im Gewande tiefsinniger Spekulation auftretenden Lehren, seiner scheinbar der ganzen Schrift gerecht werdenden Exegese und seiner ernsten, auf die Kürze der noch vorhandenen Gnadenzeit hinweisenden Predigt lauscht."

Bei alledem hat er an allen Orten, wo er als Prediger auftrat, Haß und Verfolgung auf sich geladen. Es lag dies in der Eigenart seiner Persönlichkeit und seiner Stellung begründet. „Sein stürmischer Eifer verleitete ihn oft zu unbesonnenen, aufreizenden Äußerungen, die leicht Ruhestörungen und Tumulte nach sich zogen. Sein durch den Erfolg wachsendes Selbstbewußtsein, das Pochen auf sein gutes Laienrecht gegenüber solchen Predigern, an denen er die Früchte des Glaubens vermißte, brachten ihn in Konflikt mit den verordneten Dienern am Worte. Dazu kam aber namentlich sein starres Festhalten an gewissen ihm eigentümlichen excentrischen Lehren, die Überschätzung seiner eigenen, vermeintlich durch den heiligen Geist erleuchteten Einsicht gegenüber dem Urteil der studierten Theologen."

In Wolmar, wo er seine Wirksamkeit begann, brach gleich Verfolgung über ihn herein, sodaß er ins Gefängnis geworfen wurde. Er wandte sich nach der Handelsstadt Dorpat und fand hier bald begeisterte Anhänger. Durch seine Predigt gegen den Bildertand reizte er das Volk zum Aufruhr. Am 10. Januar 1525, als der bischöfliche Vogt den immer lästiger werdenden Kürschner ergreifen und gefangen nehmen wollte, kam es zum Straßenkampf, bei dem es Tote und Verwundete gab. Der Vogt sah sich genötigt, ins Schloß zurückzuweichen; aber die aufgeregte Menge drang in die Kirchen ein und zerstörte Bilder und Tafeln, verstärkte sich dann durch Zuzug aus Reval und begab sich bewaffnet gegen das Schloß, das der Vogt räumen mußte.

Der Rat der Stadt beschloß, dem Kürschner nur unter der Bedingung die fernere Ausübung des Lehramtes zu gestatten, daß er sich durch das Zeugnis anerkannter Autoritäten auf dem Gebiete der Theologie über die Richtigkeit seiner Lehre ausweise. Hofmann begab sich deshalb nach Riga und ließ sich von Knöpken und Tegetmeyer, den einflußreichsten Vertretern der Reformationspartei in Livland, eine Bescheinigung geben, daß seine Lehre unverfänglich sei. Dem Rat genügte das Zeugnis nicht; er verlangte ein solches von dem Haupt der reformatorischen Bewegung selber, und so machte sich denn Hofmann nach Wittenberg auf. Hier fand er eine sehr gute Aufnahme. Luther und Bugenhagen fühlten sich durch seinen ausführlichen Bericht veranlaßt, an die Geistlichen in Livland Briefe zu richten, und so sehr wußte Hofmann Luthers Vertrauen zu gewinnen, daß er nicht allein das gewünschte Zeugnis erhielt, sondern auch gewürdigt wurde, den Briefen der Reformatoren ein Pastoralschreiben beizufügen. Aus diesem geht

hervor, daß er zu jener Zeit noch in den Hauptlehren völlig auf lutherischem Boden stand. Er lehrt die Rechtfertigung durch den Glauben, ohne Verdienst der Werke, betont aber mehr, als die Reformatoren es für gewöhnlich thaten, die Notwendigkeit einer Heiligung des Lebens. Er mahnt die Livländer zur Eintracht und warnt vor Aufruhr, zu dem die auch in ihrem Lande verbreiteten schwärmerischen Lehren leicht führen könnten.

Bald, nachdem er von Wittenberg nach Dorpat zurückgekehrt war, zeigte sich ein scharfer Gegensatz zwischen ihm und den Theologen des Landes. Es war schon mißlich, daß ein ungelehrter Handwerker unter ihnen mit ausgeprägtem Standesbewußtsein auftrat. Nun hatte Hofmann auch noch im Tone eines Apostels an die Livländer geschrieben und durch seine Briefe zudem veranlaßt, daß Luther ihnen über ihre Uneinigkeit Vorwürfe gemacht hatte. Dazu kam, daß Hofmann, auf Luthers Zeugnis pochend, ihnen gegenüber einen übermütigen Ton anschlug. Da nun auch seine Lehre mit ihrer Vorliebe für die Apokalypse und die Eschatologie (Lehre von den letzten Dingen) ihnen bedenklich schien, so hielten sie dafür, daß ihm, als einem Unberufenen, die Befugnis zur Verwaltung des Lehramts nicht zukomme.

Hofmanns Verhalten den Geistlichen gegenüber ist nicht zu billigen und hat für ihn selber schlimme Folgen gehabt. Was ihn zu solchem Verhalten trieb, war dies: In der heiligen Schrift, die er sehr genau kannte und überaus hochschätzte, fand er nichts über die Notwendigkeit einer theologischen Vorbildung für das Lehramt. Dagegen bemerkte er mehrfach, daß die Lebensweise der Geistlichen mit ihren Worten nicht übereinstimmte. Er schmähte sie als Bauchknechte, die mehr das Ihre suchten, denn das, was Christi sei, die den Glauben predigten, ihn aber mit der That leugneten. Er betonte ihnen gegenüber den ihm zuteil gewordenen göttlichen Beruf, während sie nur von Menschen berufen seien, und vergleicht sie mit Hagar, der Magd Abrahams, während er für sich die Rolle der Sarah in Anspruch nimmt, über die sich die Magd nicht erheben dürfe.

Auch bemerkte er, daß die Geistlichen gewisse Teile der Schrift unbeachtet ließen, namentlich die eschatologischen Stücke, mit denen er sich am liebsten befaßte. Er hielt sich für den Entdecker tiefer Geheimnisse, die alle auf die Nähe des jüngsten Tages hindeuteten. Der Glaube befestigte sich in ihm mehr und mehr, daß er ein Prophet sei, von Gott berufen, um von der Nähe des Weltgerichts unter erschütterndem Bußruf Zeugnis abzulegen. Mit Vorliebe haftete sein Blick auf den beiden apokalyptischen Zeugen (Offenb. Joh. 11), die kurz vor der Niederkunft Christi auftreten sollen, und der Gedanke gewann Raum in ihm, daß er selbst einer davon sei. Daß nun die Geistlichen, weit entfernt, ihm diese Würde zuzugestehen, nicht einmal seine Befugnis zum Lehramt überhaupt anerkennen wollten, das mußte ihn aufs höchste erbittern.

Der Wortführer der Geistlichen, der ebenso leidenschaftliche Tegetmeyer, schrieb nunmehr Hofmann allein die Schuld an den Ruhestörungen in Dorpat zu. Auch hob er hervor, daß er ein Ketzer sei, dem Pelagianismus verfallen, da er neben dem Glauben die Notwendigkeit einer Heiligung des Lebenswandels betone.

Hofmann war also in den Geruch der Ketzerei gekommen; seine Stellung in Livland war erschüttert. Von Dorpat ausgewiesen, ging er nach Reval, wo er Diener der Kranken wurde. Bald darauf sah er sich des Landes verwiesen.

Trotz des tiefen Risses, der nun zwischen ihm und der livländischen Geistlichkeit entstanden war, blieb Hofmann der Reformationskirche treu. „Es waren ja nur die Trabanten Luthers, mit denen er in Konflikt geraten war; noch stand für ihn die imponierende Gestalt des Reformators selber ehrfurchtgebietend und als unantastbare Autorität da.“

Von Livland begab er sich nun, wahrscheinlich zu Anfang des Jahres 1526, nach Schweden hinüber, wo er sich in Stockholm niederließ und bis zum Beginn des folgenden Jahres verweilte. Er sagt über diesen Aufenthalt in der Schrift, die er über das Flensburger Religionsgespräch veröffentlicht hat: »Also hatt Gott seinen weg gefertigt in Schweden, das er ist kumen in ein grosse Kauffstatt Stockholm genant; daselbst ist er der teutschen prediger worden eyn zeyt lang.« Aus zwei in Schweden verfaßten Schriften, von denen die größere eine Auslegung des 12. Kapitels des Propheten Daniel ist, lernen wir sein damaliges Lehrgebäude klar erkennen.

Er hält noch fest an der Rechtfertigung durch den Glauben und der Verwerfung des freien Willens, den er für eitel Tand erklärt. Die von Gott vor Grundlegung der Welt zur Seligkeit bestimmten Seelen müssen in das Reich Gottes hinein, und wenn sie Gott auch mit Knütteln hineinschlagen sollte. Die von Gott Verworfenen haben keine Ursache zum Hadern. „Du armer Mensch," ruft er einem solchen zu, „wolltest du trotz deiner Prädestination zur Verdammnis denn nicht deinem Schöpfer für deine Erschaffung dankbar sein?"

Die Kirche besteht ihm aus lauter gleichberechtigten Gliedern und hat kein Haupt außer Christo. Die Geistlichen sind die Hirten der Gemeinde, nicht ihre Herren und haben keine andere Vollmacht als die Predigt des Wortes. Die Geistlichen sind aus der Gemeinde zu wählen; die Laien haben volle Berechtigung zum Pfarramte. Wenn man nur die lehren lassen will, die Latein verstehen, so entsteht Schläfrigkeit und Mangel an Wetteifer. Niemand möge glauben, daß nur „die Geschmierten" (die gesalbten Priester) die Schrift zu erklären vermöchten; der Laie, und wenn es auch nur ein Pelzer ist, vermag es ebensowohl.

Weit verhängnisvoller als seine übrigen Häresien sollte seine in diesen Schriften im Keime schon vorhandene Abweichung von der lutherischen Abendmahlslehre werden. Die Ansicht Hofmanns deckt sich mit keiner der im Reformationszeitalter hervortretenden Ansichten völlig. Insofern er das Sakrament als eine Gedächtnisfeier des Todes Christi und zugleich als eine Feier der innigsten Vereinigung zwischen Christo und dem Gläubigen faßt, stimmt er am meisten mit Karlstadt überein. Die Vereinigung mit Christo kommt nicht durch ein wirkliches Essen des verwandelten Leibes zustande, sondern durch den Glauben an die Verheißung der Einsetzungsworte. Es kann nur der in Wahrheit den Leib Christi empfangen, der wirklich glaubt, daß Christus aller Welt Sünden weggenommen hat und nicht mehr mit Werken umgeht. Die Kraft des Sakraments liegt nicht in den Elementen, sondern in dem Worte. Die Ansicht, daß es ein Opfer sei, verwirft er unbedingt.

Von seiner Vorliebe für die eschatologischen Lehren legt Hofmann auch hier Zeugnis ab. Als Termin für das Ende der Welt setzt er das Jahr 1533 an, das siebente nach der Abfassung der beiden Schriften. Er glaubte für diese Annahme hinreichenden Grund in der Bibel zu finden.

In Schweden scheint das öffentliche Auftreten als Prediger ihm verboten worden zu sein. Gustav Wasa, der Schwedenkönig, schreibt nämlich am 13. Januar 1527, Melchior sei, wie er von andern erfahren, die seine Predigten gehört hätten, sehr phantastisch und in seinem Worte etwas unbedacht. Deshalb scheine es ihm nicht geraten, daß er eine offenbare Predigt vor dem gemeinen Haufen halte. Bald darauf verließ Hofmann das Land und zog zunächst nach Lübeck.

Auch an diesem Orte ward Verfolgung sein Los. Darüber schreibt er selber: »Dan die obersten regenten von Lübeck ganz hart auch nach seinem halss, blut, leib und leben stunden; aber got demselben kürssner durch alle seine feind halff.« Wahrscheinlich ist es durch Hofmanns Auftreten zu Unruhen in der

Stadt gekommen, da sich sonst die scharfe Verfolgung des Pelzers auf Tod und Leben nicht wohl erklären läßt. So mußte er denn aus der Stadt fliehen, und nachdem er mit Mühe seinen Feinden entronnen war, gelangte er nach Holstein.

Er fand in diesem Lande, wie früher in Livland, ein geeignetes Feld für seine Thätigkeit. Prinz Christian, der Statthalter in den Herzogtümern, war ein eifriger Förderer der Reformation, die guten Fortgang nahm. Seine Entschiedenheit nötigte auch seinen Vater, König Friedrich I., zu einem offeneren Eintreten für die Sache, der seine innerste Überzeugung angehörte, die er aber nach der bei seiner Thronbesteigung im Jahre 1523 unterschriebenen Wahlkapitulation bisher nicht hatte fördern können. 1526 erließ der König den Befehl, daß in den Herzogtümern niemand „bei Hals, Leib und Gut um der Religion, päpstlicher oder lutherischer willen einem andern an Leib, Ehren und zeitlichen Gütern Gefahr und Unheil zufügen solle." Endlich kam es 1527 unter dem Einflusse Friedrichs zu dem wichtigen Toleranzedikt von Odense, welches beiden Parteien volle Religionsfreiheit gewährte.

In den Anfang des Jahres, das dem dänischen Reiche diese Wohlthat brachte, fällt die Ankunft Hofmanns in Holstein. Er hat hier wohl zunächst ohne Anstellung gepredigt; in diese Zeit fällt seine zweite Reise nach Wittenberg. Es kam ihm nämlich darauf an, die Reformatoren von der Berechtigung seiner allegorischen Schriftauslegung und seiner eschatologischen Lehren zu überzeugen, und so wandte er sich im Mai 1527 zuerst an Luthers Freund Amsdorf in Magdeburg. Bei ihm fand er aber nicht die erwartete Aufnahme. Amsdorf war ein leidenschaftlicher, jähzorniger Mann, der dem Kürschner gegenüber einen hochfahrenden, schroffen Ton anschlug, so daß es zu einem heftigen Wortwechsel kam und Hofmann den Amsdorf einen aufgeblasenen Geist nannte, worauf ihm die Thür gewiesen wurde. Von Magdeburg wandte er sich nach Wittenberg an Luther selber. „Auch hier mit seinen Träumereien abgewiesen, trat er in leidenschaftlicher Zornesaufwallung die Rückreise an. Sein Weg führte ihn abermals über Magdeburg. Es mag nun damals geschehen sein, daß Hofmann eine Zeitlang ins Gefängnis kam und dabei seine Habseligkeiten verlor. Er hat später Amsdorf die Schuld zugeschrieben und sich hierfür auf Zeugen berufen. Wir dürfen aber wohl der Versicherung des Reformators glauben, daß er an jenem Gewaltakt unbeteiligt gewesen sei." Hofmann kam von allen Mitteln entblößt in Hamburg an, so daß er von einem dortigen Prediger ein Almosen annehmen mußte.

Dennoch mäßigte er sich noch und erwiderte auf eine gegen ihn gerichtete Broschüre Amsdorfs, in der dieser ihn als „falschen Propheten, Lügner und Teufel" bezeichnete, noch „mit aller Liebmut," indem er ihm nur seine Ungerechtigkeit vorhielt.

In Kiel war 1526 die Reformation angenommen worden. Der Prediger der St. Nikolaikirche, Wilhelm Praveſt, trat zur lutherischen Kirche über. Ihm wurde nun durch direkte Verfügung Königs Friedrichs I. von Dänemark Melchior Hofmann zur Aushülfe beigeordnet. Dieser berichtet darüber: »Derselb kürssner kam mit weib und kind in das Land zu Holsten, da liess in kuenig Friderich von Dennemark zu im fordern, un wolt seine sermones hoeren. Da er nun gots wort rechtschaffen leert, nam in der kuenig an für seinen diener, und gab im brieff und sigel im gantzen Land zu Holsten das wort gots zu predigen, wo es im geliebet, und befestiget in fürnemlich zum Kyll zu einem prediger, nam all sein hab und gut in seinen schutz, weib, kind und all die seinen, zu handthaben, schützen und beschirmen, in allen rechtfertigen ehristlichen sachen.«

Ehe die Berufung erfolgte, hatte ihn der König auf die Richtigkeit seiner Lehre hin durch seine Theologen prüfen lassen. So hatte Hofmann nun, ohne

zwar ordentlicher Stadtpfarrer zu sein, einen ziemlich wichtigen Posten inne, der ihm in ganz Holstein freie Missionsthätigkeit gewährte und ihm in einer Stadt ein Wirkungsfeld gab, wo zwar die Reformation einen Anfang gemacht hatte, die immerhin aber doch eines energischen Treibers in hohem Grade bedürftig war.

Es sollte sich in Kiel bald zeigen, daß er zu einer ordentlichen und fruchtbringenden Verwaltung des kirchlichen Lehramts nicht fähig war. Er wandte sich allerlei spitzfindigen Fragen zu, statt die Hauptstücke christlichen Glaubens und christlichen Wandels zu verkündigen. So wissen wir, daß er über die Stiftshütte predigte, in deren kleinsten Teilen er die tiefsten göttlichen Geheimnisse erblicken wollte. Zudem stellte es sich bald heraus, daß er keine Ruhe fand, ehe er sich von irgend einer Seite her Unannehmlichkeiten bereitet hatte, wie Luther sehr treffend über ihn bemerkt hat. Den Haß der Kieler Senatoren zog er von Anfang an auf sich; er hatte sich nicht gescheut, sie auf offener Kanzel Taugenichtse und Diebe zu schelten, die den Galgen verdient hätten. Man braucht sich also nicht zu wundern, wenn er in seiner mehrfach zitierten Lebensbeschreibung sagt: »Er hat vil verfolgung erleiden müssen von den öbersten zum Kyll, welche dan hart entgegen seind der göttlichen gerechtigkeit und warheit.«

Auch das Verhältnis zu seinem Amtsgenossen Wilhelm Praveſt wurde bald feindselig; doch gereicht dieser Umstand weniger zu Hofmanns Unehre, denn Praveſt war voll Falschheit und Heimtücke. Er gehörte zu denen, die sich früh der Reformation angeschlossen hatten, ohne sich doch ihr von ganzem Herzen zuwenden zu können. Von den alten gewohnten Formen des katholischen Gottesdienstes vermochte er sich nicht zu trennen, und den gewaltigen Fortschritt, der in der Erneuerung des biblischen Evangeliums lag, vermochte er nicht so zu würdigen, daß er dafür einige äußere Unvollkommenheiten mit in den Kauf nehmen mochte. Wäre er nun in den Schoß der römischen Kirche zurückgekehrt, so hätte man einen solchen Schritt nur ehrenwert nennen können. Statt dessen gab er sich zu einer Zeit, wo er der Person und Sache Luthers innerlich schon völlig entfremdet war, den Anschein, als liege ihm das Gedeihen der Reformation sehr am Herzen. In einer Zuschrift an Luther beklagte er sich über die bei den Evangelischen so vielfach hervortretende Sucht, Bilder und andere unschuldige Formen der alten Kirche zwecklos zu zerstören, und bat insbesondere um Verhaltungsmaßregeln gegenüber dem Pelzer Melchior, der sich für einen von Gott berufenen Botschafter des Evangeliums halte und für seine Worte Glauben verlange, wie für das Evangelium selber, obgleich er nicht einmal Latein verstehe.

Luther antwortete unterm 14. März 1528 in sehr freundlicher Weise. Jene Schwärmer hätten sich von seinem Einfluß freigemacht, so daß ihn keine Schuld treffe. Es sei sein Grundsatz, keine Formen zu verdammen, die nicht ausdrücklich wider die Schrift stritten. In Wittenberg habe man die Bilder, die nicht während seiner Abwesenheit zerstört worden seien, den Taufstein, ja, sogar die lateinische Messe mit den alten Riten beibehalten und nur einige Gesänge und die Distributionsworte in der Nationalsprache eingestreut. Vor dem Pelzer Melchior möchten die Evangelischen in Kiel auf ihrer Hut sein und bei dem Magistrat dahin wirken, daß er nicht mehr zum Predigen zugelassen werde, selbst wenn er Briefe vom König vorzeige. Von den Wittenbergern sei er im Zorn geschieden, da man seine Träumereien nicht habe billigen wollen. Zum Lehramte sei er weder fähig noch berufen; man möge ihn meiden und zum Schweigen bringen.

Kaum war Praveſt im Besitze dieses Schreibens, so mißbrauchte er es, um papistisches Wesen in unevangelischer Weise aufrecht zu erhalten; auch erfuhr Luther, daß er boshafte Reime auf ihn gemacht und verbreitet habe, um ihn zu verspotten. Da fiel er denn mit einer gehörigen Strafepistel über den tückischen

Gegner her, der ihn in der bei den Papisten üblichen Weise so hinterlistig betrogen habe. Er wolle zwar nicht, daß Melchior Unruhen anrichte; aber noch viel weniger habe es in seiner Absicht gelegen, ihn, den er fälschlich für einen ruhigen Lehrer des reinen Evangeliums gehalten, dazu aufzureizen, gegen die Diener des Wortes, wenn sie auch etwas zu unruhig vorgingen, zu wüten und zu toben; er würde ihn vielmehr gewarnt und zurückgehalten haben, wenn er gewußt hätte, daß er ein Feind der Reformation sei.

Gleichzeitig benachrichtigte Luther den Kieler Bürgermeister Paul Heugen und den Bürger Konrad Wulff von dem Betruge Praveſts und bat sie, wenn er den ersten Brief zeige, sich auch den zweiten vorlegen zu lassen, um den Heuchler zu entlarven. Über Hofmann urteilt er in dem Schreiben an Heugen weit günstiger als früher und rügt nur, daß er, der es im Grunde gut meinen möge, etwas zu geschwinde fahre. Praveſt zog sich nach dieser Abfertigung in das Kloster Bordesholm, woher er gekommen war, zurück und verfiel wieder gänzlich in den Papismus.

Kaum war Hofmann von diesem Gegner befreit, als der Streit mit Amsdorf aufs neue begann und nunmehr einen Charakter annahm, der jede Verſöhnung für immer ausschloß. Amsdorf hatte sich im Mai 1528 einige Zeit in Hamburg aufgehalten, und hier wird er wohl genauere Nachrichten über die Wirksamkeit Hofmanns in Kiel bekommen haben. Er gab nun eine neue Schrift heraus, betitelt: „Das Melchior Hofmann ein falscher Prophet und seine Leer vom Jüngsten Tag unrecht, falsch und widder Gott ist; an alle Heilige und Gläubige an J. C. zum Kiel und ym gantzen Holstein.“ Was den Inhalt betrifft, so wissen wir, daß er sich gegen die Behauptung wandte, der jüngste Tag werde 1533 eintreten.

In der Entgegnung auf diese Streitschrift, die leidenschaftliche Schmähungen enthielt, überschritt nun Hofmann alle Schranken des Anstandes und der Sitte. Das sehen wir schon aus dem Titel: „Dat Nielas Amsdorff, der Magdeburger Pastor ein Lügenhafter, falscher Nasengeist sey, öffentlich bewiesen durch Melchior Hofmann, Königlicher Wirden gesetzter Prediger zum Kyll, ym Landt zu Holstein. Kyll 1528.“ Die gegen Amsdorf gebrauchten Ausdrücke lauten: Lügengeist, elender lügenhafter Larvengeist, elender Narrengeist, blutteufelischer Geist, Scorpiongeist, Narrensex, Narrenmaul, Eselslarve, Geck, grober Esel, grober unverschämter Filtz, Gottes Ehrdieb, gottesverächterischer Lästerer, närrisches Schwärmerhirn, falscher öder Bube, aufrührischer, mördischer Bösewicht. Dieses unziemliche Pamphlet rief unter der lutherischen Partei einen wahren Sturm der Entrüstung gegen den rücksichtslosen Kürschner hervor. Luther selbst trat für seinen vertrauten Freund, der noch den Tag von Worms mit ihm erlebt hatte und seither einen sehr lebhaften Briefwechsel mit ihm unterhielt, in die Schranken. Durch einen in seine Heimat zurückkehrenden Holsteiner sandte er einen Brief an Herzog Christian, in dem er den Wunsch aussprach, daß „der Melchior Hofmann sich mäßiglich halte; er möge sein Predigen anstehen lassen, bis er der Sachen baß berichtet wäre.“ Was er sonst über Hofmann gehört und was dieser selbst durch den Druck bekannt mache, sei derart, daß es zur Genüge erkennen lasse, wie wenig dieser Mann die notwendigen christlichen Hauptstücke berühre, statt deren er „vergebliche Dichterey“ lehre.

Auch Amsdorf hat, wie es scheint, auf jenes wutschnaubende Pamphlet in ähnlichem Tone geantwortet. Gegen seine spurlos verschwundene Broschüre schrieb dann Hofmann in niederdeutscher Sprache unter dem Titel: „Dat Nicolaus Amsdorff, der Meydeborger Pastor, nicht weth, wat he setten schriven edder swetzen schal, darmede he syne loegen bestedigen moege unde synen gruweliken anlop. Melchior Hoffman Koninckliker Majestat tho Dennemarcken gesetter Prediger thom Kyll, ym land.“ Motto: „Se hebben eine kulen gegraven unde synt darin gefallen.“

Zur Charakterisierung des Pamphlets diene folgende Stelle aus dem Eingang: »De kloge düre Heldt tho Meydeborch schrifft, unde rhoemet sick ganz hoech, wo he den düvel unde synen Apostel so wol gedrapen hebbe. Ey du fyner dreper, wo schoen heffstu en gesmeten, Wo wel ys doch dem armen Peltzer gescheen, Du hövescher dreper, Du most noch anders daran, Meinstu, dat du de godtlosen Papen vor der handt hebbest, Du werst feylen (fehlen), Schrifft mostu bringen, nasen larvens gylt hyr nicht, mit dreck werstu my nen drepen don, Gades wort nym vor dy, lath sehen wat du kanst.«

Zu gleicher Zeit entspann sich ein Schriftwechsel mit Marquard Schuldorp, einem geborenen Kieler, der 1526 oder 1527 vom König an die Spitze der evangelischen Gemeinde der Stadt Schleswig gestellt worden war. Dieser hatte sich schon vor Ende des Jahres 1527 bei Luther über den Kürschner beschwert, hatte diesem dann persönlich Vorstellungen gemacht und ihn auch von der Kanzel aus angegriffen. Jetzt mischte er sich auch in die litterarische Fehde. Er wirft Hofmann vor, daß er zum Lehramte untauglich sei, da er lediglich mit unnötigen und spitzfindigen Dingen, wie der Einrichtung der Stiftshütte und den Gesichten der Apokalypse seine Vorträge ausfülle; auch verwies er ihm die unziemliche Art, in der er die Behörde von Kiel angreife. Am ausführlichsten aber verbreitete er sich über den Vorwurf, daß Hofmann der Irrlehre der Sakramentierer anhange.

Die Bedeutung der Polemik zwischen Schuldorp und Hofmann liegt in der Heranziehung dieses Punktes. Wir haben schon gesehen, daß Hofmann während seiner Anwesenheit in Schweden in der Abendmahlslehre von Luther abwich. Seine Ansicht hatte sich inzwischen weiter entwickelt, und in zwei Schriften hatte er sie veröffentlicht. Von diesen Büchern, die beide verloren gegangen sind, trug das eine wahrscheinlich den Titel „Inhalt und Bekenntnis vom Sakrament und Testament des Leibes und Blutes Jesu Christi. Kiel 1528." Da er allem Äußerlichen in der Religion abhold war, so nahm er Anstoß an der realistischen Fassung der lutherischen Abendmahlslehre und eiferte gegen die „Sakramentszauberer, die sich rühmten, Gott in ein Stück Brot bannen zu können." Damals war aber der Streit über das Abendmahl, der schon seit 1525 die Geister der Reformatoren schied, in sein akutestes Stadium getreten. Die wichtigsten Streitschriften waren hin und her geflogen; sie hatten die gegenseitige Erbitterung unter den Wortführern der beiden Parteien zu einem furchtbaren Grade gesteigert, und noch war keine Hoffnung auf Beilegung dieses unseligen Streites vorhanden, so sehr die Straßburger Vermittelungstheologen auch für die Anbahnung einer Aussöhnung ihre Kräfte einsetzten. Luther selber duldete bekanntlich hinsichtlich der Abendmahlslehre nicht die geringste Abweichung von seiner Ansicht, und es war daher vorherzusehen, daß die Überführung der Fehde auf diesen Punkt für den Kürschner verhängnisvoll werden würde.

Auf die Schrift Schuldorps antwortete Hofmann mit dem Pamphlet: „Beweis daß M. Schuldorp in seinem Inhalte vom Sakramente und Testamente ketzerisch und verführerisch geschrieben."

War nun die Abendmahlslehre schon an und für sich danach angethan, die Geister jener Zeit in einer für uns kaum begreiflichen Weise aufzuregen, so machte Hofmann dadurch die Sache noch ärger, daß er die Privatverhältnisse seines Gegners vor die Öffentlichkeit zog. Er warf ihm Unrechtmäßigkeit seiner Ehe vor. Schuldorp hatte sich nämlich unter Zustimmung Luthers mit seiner eigenen Nichte verheiratet.

„So hatte die öffentliche Meinung, die ohnehin schon mit der größten Spannung dem Verlaufe des Streites gefolgt war, in dem der ungebildete Handwerker mit den namhaften Gelehrten des Landes sich maß und keinem eine Ant-

wort schuldig blieb, sogar einen pikanten Skandalfall, an dem sie sich weiden konnte.“ Schuldorp sah ein, daß er den Gegner unterschätzt habe, und Luther wurde genötigt, im Verein mit Amsdorf ihm zu einem kombinierten Angriffe die Hand zu reichen, um die Gewissen vieler, denen eine solche von der katholischen Kirche verpönte Heirat bedenklich vorkommen mochte, zu beruhigen.

In den Streit mit Hofmann, der schon eine so große Ausdehnung angenommen hatte und der immer unerquicklicher wurde, mischte sich zu Anfang des Jahres 1529 auch der herzogliche Hofprediger und Lektor der Theologie zu Hadersleben, Eberhard von Weidensee, ein trefflicher und gelehrter Mann, der bei Herzog Christian in hohem Ansehen stand, und den dieser selber aus Magdeburg ins Land gerufen hatte. Er hatte eine der Streitschriften Hofmanns gelesen, und im Auftrage des Herzogs, dem er sie gezeigt hatte, verfaßte er nun eine Widerlegung unter dem Titel: „Een Underricht na der hilligen Schrift, dem dorchlüchtigen hochgebohrnen Fürsten und Herrn Christian, Ervgenohmen tho Norwegen, Hertog tho Schleswig-Holsteen ꝛc. dorch Eberhard Weidensee gedahn, Melch. Hofmanns Sendebreef, darin he schrivt, dat he nich bekennen konne, dat een stück livlickes Brodes syn Gott sy belangende.“

Ein Beitrag zur Rassenfrage in Holstein.

I.

Denen, die sich mit der Erforschung der Rassen Schleswig-Holsteins befassen, werden vielleicht folgende Beobachtungen willkommen sein. Ich kenne allerdings die einschlägige Litteratur zu wenig, um beurteilen zu können, ob es sich wirklich um etwas Bemerkenswertes oder gar Neues handelt.

In dem hamburgischen Dorfe Großborstel waren noch vor 20 Jahren, ehe die Einwanderung aus der Stadt und das Verschwinden des Dorfcharakters die Gegensätze verwischten, zwei Typen in der Bevölkerung zu erkennen. Der eine Typus war gekennzeichnet durch hohen, kräftigen Wuchs und helles Haupt- und Barthaar; besonders fiel der Schnurrbart durch helle Farbe und starke, oft fast struppige Haare auf. Die Hautfarbe war hell, meist mit kräftigem Rot der Wangen. Der zweite Typus zeichnete sich aus durch eine Statur von mittlerer Größe und dunkles Haupt- und Barthaar; allerdings war in der Jugend das Haar meist heller. Die Hautfarbe zeigte einen Stich ins Bräunliche. Auffällig ist es nun, daß die Grundbesitzer, vor allem die Voll- und Halbhufner dem ersten Typus angehörten, während die „kleinen Leute,“ vor allem die Tagelöhner und Kätner, den zweiten Typus repräsentierten. Wo sich unter letzteren Leute vom ersten Typus zeigten, gelang es meistens, nachzuweisen, daß die betreffende Familie früher zu den Großbauern gehört hatte, oder daß es sich um einen jüngeren Sohn aus einer Großbauernfamilie der Nachbarschaft handelte. Die Merkmale beider „Rassen“ zeigten sich so beständig, daß beispielsweise ein Mitglied der ersten Rasse, das ein Mädchen der zweiten Rasse heiratete, sieben Kinder vom ersten Typus und eines vom zweiten zeugte.

Wie mir scheint, haben wir im ersten Typus die Nachkommen der siegreichen Eroberer, etwa vom Stamme der Sachsen, im zweiten die Reste des unterjochten Stammes, vielleicht wendischen Blutes, vor uns. — Sollte nicht unter den Lesern der „Heimat“ mancher sein, der, z. B. als Lehrer auf einem entlegenen Dorfe, diese Beobachtungen ergänzen könnte? Besonders auch diejenigen, deren Wiege in solch einem Dorfe stand, werden aus den Tagen ihrer Kindheit sich vielleicht der Personen ihres Heimatsdorfes erinnern. Solche Erinnerungen würden um so wertvoller sein, als der Verkehr der Neuzeit solche Gegensätze leicht verwischt.

W. Wagner.

II.

Die von Wagner angeregte Frage ist ebenso interessant als schwierig zu lösen. Um ein einigermaßen richtiges Urteil abgeben zu können, müßte man diese braune Rasse in Groß-Borstel wenigstens einmal selbst gesehen oder noch besser sich mit der Kolonisation gerade des Hamburger Gebietes im einzelnen befaßt haben. Da beides für mich nicht zutrifft, so kann ich nur eine Vermutung aufstellen, die mir indessen ziemlich viel Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheint.

Abgesehen von den mannigfaltigen Mischtypen finden wir die von Wagner in Groß-Borstel beobachteten beiden Haupttypen ganz allgemein in dem kolonisierten Teile

Holsteins vornehmlich, nebeneinander vertreten. Den kleineren und dunkleren ohne weiteres als wendischen Ursprungs anzusprechen, ist aber nicht angängig, obwohl diese Annahme für manche Striche Ost-Holsteins (z. B. Putloser Heide und Neustädter Gegend) und namentlich Lauenburgs wohl richtig ist. Ein kleines, braunes Bevölkerungselement ist aber, außer durch die Assimilation der im Lande verbliebenen Wenden noch durch die sogenannten Holländer, die im 12. und 13. Jahrhundert wie auch noch späterhin einwanderten, nach Holstein gekommen, Leute, die mit den holländischen Friesen nicht zu verwechseln sind, sondern aus den südlichen Provinzen der Niederlande, auch aus Flamland und Brabant, stammen, also fränkischen und z. T. vielleicht sogar wallonischen Blutes sind. In Ostholstein besetzten die schlechtweg sogenannten Holländer namentlich den Entiner Gau (Helmold), vereinzelt aber auch das Land Oldenburg, wo urkundlich im 13. Jahrhundert ein Vogt der Holländer genannt wird, ferner die Plöner Gegend, das Fürstentum Lübeck und die Vierlande, von wo aus sie sich weiter im Hamburger Gebiet und so auch nach Groß-Borstel verbreitet haben mögen. Das wäre eine zweite Deutung der Sache. Kleinkäthner und Insten sind außerdem nicht so fest ansässig in einem Dorfe als die Hufner, sondern eine mehr fluktuirende Bevölkerung. Die Annahme, daß sie seit 6—7 Jahrhunderten an demselben Fleck ausgeharrt hätten, ist daher schon aus diesem Grunde wenig wahrscheinlich. Das eingewanderte friesische Element unterscheidet sich von diesen sogenannten Holländern durch größeren Wuchs, blaue Augen, helle Haare und Haut, durch eine lange, schmale, häufig etwas gekrümmte Nase, niedrigen Langschädel und durch einen großen, schmallippigen Mund, lauter Merkmale, die noch heute die Bewohner der von ihnen besiedelten Gebiete, (namentlich Kreis Plön, Oldenburg und Fehmarn) kennzeichnen. Die Süd-Holländer sind dagegen mehr untersetzt, kurzbeinig, vollippig und von nicht so weißer Hautfarbe.

Wer sich genauer über diese Dinge zu orientieren wünscht, findet das weitere in dem anregenden Aufsatze von Dr. Meißner: „Über die Körpergröße der Wehrpflichtigen in Schleswig-Holstein, ein Beitrag zur Anthropologie der Schleswig-Holsteiner" in den Mitteilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein, Heft 2, 1889. (Auszug aus dem Archiv für Anthropologie Bd. XIV und XVIII.) — Diese Arbeit, der ich das eben Gesagte größtenteils entnommen, ist um so dankenswerter, als sie meines Wissens bisher die einzige ist, die auf statistischer Grundlage die Rassenfrage in Schleswig-Holstein beleuchtet. Zu bedauern ist nur, daß die Zahl der Beobachtungsjahre etwas kurz bemessen ist und daß Beobachtungen an der Schuljugend dem Verfasser als etwaige Ergänzung nicht haben zur Verfügung stehen können. Historisch zeigt sich Dr. Meißner gut orientiert, wenn er auch die mehr vereinzelten späteren Ansiedelungen süd- und mitteldeutscher Elemente auf dem platten Lande in Holstein wie in Schleswig nicht genügend berücksichtigt, was freilich ein Einzelner schwerlich ausreichend zu übersehen vermag. Beispielsweise sind „die dunkelhaarigen und braunäugigen Menschen in der Hademarscher Gegend" — richtiger: im Orte Hanerau — keine Wenden, sondern Würtemberger, welche der damalige Gutsherr Mannhardt zur Zeit der Kontinentalsperre aus seiner Heimat berief, um hier wollene und baumwollene Waren anfertigen zu lassen. Diese Würtemberger bilden den Grundstock der erst kurz nach 1800 entstandenen Ortschaft Hanerau. Auch mag noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß fremde Soldaten zur Zeit des 30jährigen Krieges, des ersten nordischen Krieges (also „Österreicher" und die übel berufenen Polacken) wie auch in der Napoleonischen Zeit (Franzosen und Spanier) 2c. uns manches Kuckucksei ins Nest gelegt haben. Dazu kommen in der Neuzeit noch wirkliche und sogenannte Ostpreußen und die Polen.

Was die städtische Bevölkerung betrifft, so ist hier die Zahl der Kleinen und Braunen ganz auffallend größer als auf dem platten Lande und zweifelsohne auf stärkere Einwanderung zurückzuführen. In Hamburg und Lübeck findet sich der größte Prozentsatz. Je weiter man nach Norden geht, desto mehr nimmt die Zahl der Dunklen, auch in den größeren Städten der Herzogtümer, ab. Nur der Kreis Sonderburg macht hier eine Ausnahme, indem hier nach Meißners Beobachtungen die Zahl der kleineren braunen Rasse geradezu überwiegt. Meißner läßt die Frage offen, ob man hierin den Einfluß einer ganz ursprünglich vielleicht im nordöstlichen Schleswig ansäßig gewesenen keltischen, finnischen oder thüringischen Bevölkerung (Warnen wegen der Ortsnamen-Endung: leben) sehen darf oder an die dänische Einwanderung zu denken hat. Ich halte die letzte Annahme durchaus für die richtige, denn angenommen, daß die drei zuerst genannten Völkerschaften hier wirklich angesessen gewesen seien, was für Kelten und Finnen besonders sehr hypothesenhaft ist, so kann doch ihre Zahl (bzw. die Zahl der Verbliebenen) bei der dichten Bewaldung von Alsen und Sundewitt nicht sehr groß gewesen sein. Der Grundstock der dortigen Bevölkerung ist zweifelsohne dänischer Rasse, wie das schon aus den Namen der Bewohner hervorgeht. Die Deutschen sind erst im Anschluß an den schleswig-holsteinischen Adel, namentlich an die Ahlefeldts auf Seegard, etwa seit dem 16. Jahrhundert ins Land gekommen.

Im Landkreise Kiel überwiegen, wie M. konstatiert, die grauäugigen und Mittel-

großen, ohne daß man eine genügende hist. Erklärung dafür geben könnte. Aus den Schulen der Stadt ist weiter die Beobachtung vielleicht nicht ganz unbeachtenswert, daß am Gymnasium, dem ein großes Kontingent aus Beamten- und Offiziersöhnen aller Gegenden Deutschlands gestellt wird, sich erheblich mehr dunkle Typen finden, als z. B. an der Ober-Realschule, deren Schüler in der Hauptsache mehr dem eingeborenen Bürgerstande entstammen, und wenn hier der dunkle Typus vorkommt, so stellt sich bei der Hälfte der nicht allzu zahlreichen Fälle wieder heraus, daß entweder der Vater oder die Mutter des betreffenden Schülers aus Mittel- oder Süddeutschland gebürtig ist. Der blonde und helläugige Typus überwiegt hier jedenfalls so bedeutend, daß der dunkle geradezu als eine Seltenheit erscheint. Allgemeine statistische Beobachtungen über die körperlichen Merkmale der schleswig-holsteinischen Schuljugend giebt es leider meines Wissens nicht. Sie würden eine sehr willkommene Ergänzung des durch die Messung der Wehrpflichtigen gewonnenen Materials bieten, zumal auch ein Teil der weiblichen Bevölkerung auf diese Weise hinzuträte.

Zum Schluß möchte ich noch auf einen dritten Weg, außer dem historischen und statistischen, zur Erforschung der Rassenfrage hinweisen. Es ist dies die Erforschung der Orts- und Flur- wie der Personennamen, und zwar weniger mit Bezug auf ihre Bedeutung als auf ihre Herkunft, also die vergleichende Namenforschung. Allerdings ist das nötige Material zu dieser Arbeit sehr schwierig zu beschaffen. Man müßte nämlich nicht nur möglichst vollständige Verzeichnisse der Flur- und Personennamen der einzelnen Kirchspiele Schleswig-Holsteins sich verschaffen — und zwar aus möglichst alter Zeit (Flurkarten, Kirchen- und Erdbücher), sondern auch in Holland, Friesland, Westfalen, woher bekanntlich der größte Teil der Eingewanderten stammt, sammeln und nachher Vergleiche anstellen. Die Resultate werden meines Erachtens ganz überraschend sein, doch fürchte ich, daß die Sache aus dem eben genannten Grunde noch gute Weile haben wird. Mögen wir uns daher vorläufig auf die Überlieferung, sei es schriftliche oder mündliche, in den einzelnen Gegenden beschränken und zunächst für ihre Sammlung Sorge tragen. Jede Einzelbeobachtung ist ein weiterer Baustein zum Ganzen. Dr. Gloy.

Nachrichten aus den Herzogtümern im Anfange dieses Jahrhunderts.

(Aus alten Briefen.)

(Fortsetzung.)

1808, 26. Januar. Kiel bereitet sich auf die Festlichkeiten der Geburtstage des Königs und des Kronprinzen vor.

— **12. Februar.** Am Geburtstage des Königs ist bei der Table d'hôte bei Rathlev ein Streit zwischen dem Polizeimeister und den Gästen entstanden, weil letztere recht unpassende Couplets singen wollten. — Die Dänen hetzen stets gegen die armen Holsteiner; so hat ein Prolog im Theater zu Kiel am Geburtstage des Kronprinzen, von einem Dr. Bielefeldt verfaßt, in dem der Prinz ein Biedermann genannt wird, bei den Dänen Mißfallen erregt, da der Prinz ein „Dannemann" sei! Ein dänisches Blatt behauptet, die Herzogtümer hätten zu wenig zur neuen Flotte beigetragen, wo hier selbst die Dienstboten ihr Scherflein gegeben haben. Es wird wohl Herr Goldberg sein, der das Blatt inspiriert hat. Der Kronprinz, der über 2 Jahre in Kiel gelebt hat, denkt anders.

— **1. März.** Die Aushebungen machen noch viel böses Blut, denn nicht die Familienväter der Bauern und Tagelöhner sind frei. Dabei die Durchmärsche der Franzosen unter Bernadotte, die noch immer fortdauern und erst im April Seeland erreichen werden.

— **15. März.** Der Tod des Königs Christian VII. in Rendsburg kam sehr unerwartet. Er soll beim Anblick der durchmarschierenden Spanier einen Schreck und Schlaganfall erhalten haben. Der noch in Kiel gebliebene Teil der Diplomaten ist nicht sehr davon erbaut; nach Kopenhagen zu müssen, wo sie dem Kriegsschauplatz so nahe sind, da ja eine Deklaration unseres Hofes gegen Schweden erschienen ist.

— **18. März.** In Kiel ist große Cour, um der Kronprinzessin als Königin zu gratulieren, obgleich 6 Monate Trauer angesagt ist.

— **25. März.** Die französischen Truppen im Eutin'schen gehen fort, und dies soll auf Bitten Kaiser Alexanders für den Herzog von Oldenburg geschehen sein. Der alte Thienen auf Sierhagen ist, als er in Löhrstorf war, um 5000 ℳ in Bankbillets bestohlen worden.

— **30. März.** Die Expedition nach Schonen ist ziemlich aufgegeben, was großes Aufsehen in den Herzogtümern macht. Alle Truppenmassen sind auch hier sistiert.

— **9. April.** In Rendsburg ist man mit der Aufstellung des Sarges des Königs

beschäftigt, da man die Leiche wegen schlechter Einbalsamierung nicht ausstellen kann. — Die kleine Prinzessin Wilhelmine ist heute in Kiel vaceiniert worden.

— **6. Mai.** Die Trauerfeierlichkeit am 14. d. M. in Rendsburg habe ich mitgemacht; die 12 Obersten konnten den 1100 ℔ schweren Sarg kaum tragen. Stets mußte er niedergesetzt werden und konnte dann nicht ohne Hülfe wieder aufgehoben werden. Der Thronhimmel, von den Herren Brockenhuus, Ahlefeldt-Dehn, Sehestedt und Amtmann Schlenbusch getragen, konnte nicht in die Kirchenthür hinein und brach in 3 Stücke. Die Tour vom Gouvernementsgebäude bis zur Kirche, einige hundert Schritt nur, brauchte 1¾ Stunden Zeit. Dabei dauerten die Rede des Superintendenten Adler und eine Cantate von Herrn Knudsen ¾ Stunden und vorher eine Collation volle 2 Stunden. Der Herzog von Augustenburg war der einzige anwesende Prinz, da der Landgraf einen Gichtanfall hatte. — Es heißt, es soll ein Lager von 8000 Mann in Rendsburg errichtet werden, und man erwartet den Prinzen von Pontecorvo[1]) dort.

— **25. Mai.** Alle Chirurgen und Ärzte in den Gütern sollen zum Dienst in der Armee und Flotte herangezogen werden, und man scheint wenig Rücksicht auf die Krankheiten der Bewohner der Güter nehmen zu wollen. Dabei diese Einquartierung, und oft welche? Die Jäger von Jütland, sowohl zu Pferde als zu Fuß sind ohne alle Disziplin. Sie verlangen dreimal am Tage warmes Essen und erhalten kein Brot.

— **26. Mai.** Man erfährt nun die Gründe des Abschiedsgesuchs des Kurators der Universität Kiel, des Grafen Reventlow-Emkendorf. Es sind die Geschichten wegen des Lehrerseminars in Kiel und die verfehlte Berufung des Herrn Hermes aus Berlin. — Der alte General von Binzer, der seinen Abschied ebenfalls genommen, wird in Kiel wohnen.

— **31. Mai.** Herr v. Ahlefeldt-Olpenitz und Rantzau-Breitenburg begeben sich von Seiten der Ritterschaft nach Kopenhagen, um den König zu bitten, die Privilegien ebenso wie sein Vater zu bestätigen. Graf Dernath ist dem Prinzen Pontecorvo, der sich in Hadersleben langweilt und wohl nach Hamburg geht, zugeteilt.

— **14. Juni.** Gestern mittag habe ich auf dem Schlosse zu Kiel mit dem Prinzen von Pontecorvo gegessen, der von Rendsburg gekommen war, um der Königin seine Aufwartung zu machen. In Russee wurde er von den königlichen Equipagen abgeholt und von Husaren eskortiert. Mit ihm war General Gerard hier. Der Prinz geht nach Flottbek.

— **8. Juli.** Hier ist eine Kollekte für Norwegen angestellt. Am liebsten senden wir Butter und Käse hin, denn letztere sind beinahe unverkäuflich, denn das Geld wird nachgerade rar.

— **26. Juli.** Das berüchtigte Regiment der Belger, kommandiert vom Prinzen Ahrenberg, ist in Eckernförde. Es hat ca. 600 Pferde. Die Kirche zu Borby ist Heu- und Strohmagazin geworden. — Da man in Kopenhagen alle Briefe aus der Fremde öffnet, möchte ich wissen, ob es auch mit denen aus den Herzogtümern geschieht.

— **6. August.** In Rothschild und überall in Seeland haben die Spanier nicht den Eid an den König Joseph Bonaparte leisten wollen. Der General Tririon mußte sich in den Dom von Rothschild retten und entkam nur in unserer Uniform und mußte einen von seinen Adjutanten getötet, den andern verwundet werden sehen.

— **12. August.** Gegen die Generale, die sich am 7. September in Kopenhagen so schlecht gemacht haben, ist auf Todesstrafe, welche aber wohl nicht ausgeführt wird, erkannt.

— **18. August.** Die kühne Art, wie die Engländer das spanische Corps entführt haben, macht überall großes Aufsehen. Die braven Spanier haben ihr Geheimnis treu bewahrt und kein einziger Verräter ist zwischen ihnen gefunden. Die Kavallerie hat vielfach ihre Pferde in Stich gelassen, vielfach dieselben getötet. Der Prinz Pontecorvo, der ruhig in Travemünde badet, mag einen guten Schreck bekommen haben.

— **11. Oktober.** Die Deputation der Ritterschaft nimmt die Privilegien im Original mit nach Kopenhagen, um sie von Friedrich VI. bestätigen zu lassen.

— **1. November.** Der König ist unerwartet zum Besuch der Königin in Kiel angekommen und hat trotz der Engländer die Belte glücklich passiert, nur einmal 16 Stunden warten müssen. Mehrere Male aber ist sein Wagen zerbrochen und sind seine Adjutanten umgeworfen, so daß sein aide de camp v. d. Mars noch eine Kopfwunde hat. Der Wagen, in dem der König in Kiel einfuhr, konnte nur noch in Schritt gefahren werden.

— **11. November.** Das Verbot, viele Sachen gar nicht ausführen und einige auch nicht einführen zu dürfen, hat in den Herzogtümern große Bestürzung erregt. Manche Kaufleute erklären, Bankerott machen zu müssen. Das Verbot der Einfuhr von Salz und Seife ist sehr hart.

1809, 7. Februar. Der Ordenssegen von Königs Geburtstag ist ja auch nach Kiel gelangt. Natürlich sind manche unzufrieden, aber recht zufrieden damit, daß der

[1]) Bernadotte.

Holsteinerfresser, Professor Guldberg, leer ausgegangen ist. Die Blockade der Engländer an unsern Küsten hat schon wieder trotz des Eises angefangen.

— **10. März.** Also der Krieg zwischen Österreich und Napoleon ist unvermeidlich? Gewiß werden auch wir davon berührt werden, wenn es auch sehr angenehm war, daß die fremden Truppen nach Sachsen abmarschiert sind.

— **22. März.** Der Prinz von Pontecorvo ist von Hamburg abgereist und begiebt sich nach Sachsen. Aus besonderer Gnade hat Altona ein holländisches Bataillon erhalten, und die Hansestädte behielten französische Garnison. — Zwei schwedische Offiziere sind in Rendsburg angekommen, und Lindholm ist dorthin gegangen, sie zu begrüßen und über die Revolution in Stockholm zu befragen. Sie begaben sich nach Paris. — Der König wird wohl nicht lange mehr in Holstein bleiben, und hoffentlich wird nun bald Friede mit Schweden werden.

— **7. April.** In den Herzogtümern gehen vielfach Gerüchte über die schlechte Aufführung der Prinzeß Christian in Kopenhagen.

— **24. April.** Aus holländischen Briefen ersah man seit einiger Zeit, daß die Engländer eine Expedition nach dem Norden Deutschlands vorhaben. Unser Gouvernement, für die Elbe fürchtend, will Rendsburg besser besetzen, und die Truppen unter dem General Ewald marschieren dorthin.

— **2. Mai.** Es besteht seit einiger Zeit der Plan, die Prinzeß Julia von Hessen, Schwester der Königin, Äbtissin vom Kloster Itzehoe werden zu lassen, was allgemeinen Beifall findet. — In Hessen und Hannover gärt es unter den Bauern, die sich zu bewaffnen anfangen. In Kiel schmeichelt man sich, daß die Stadt Hauptquartier wird, was ich jedoch bezweifle.

— **22. Mai.** Der Regen fehlt überall, und die Saaten wollen nicht wachsen. — Also unsere Truppen sollen sich dem Corps gegen Major von Schill anschließen und nach Mecklenburg marschieren? Die Husaren und Jäger sind durch Lübeck marschiert.

— **5. Juni.** Bei der Affäre von Stralsund am 31. Mai haben wir Leutnant Jesmiin von der Kavallerie und L. Hancke von den Husaren verloren, und Schill ist von der holsteinischen Kavallerie getötet worden.

— **18. Juli.** Der alte Thienen, Besitzer von so vielen Gütern, ist im hohen Alter gestorben. Es ist ja allgemein bekannt, daß derselbe in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit Fräulein Sch. in Holland eine große Erbschaft gehoben hat. — Die Prinzessin Julia von Hessen ist zur Äbtissin in Itzehoe gewählt worden, und die Ritterschaft schenkt ihr dort ein Haus, das 6300 ℛ kostet. — Ein Herr Heidorn macht jetzt Landkarten für die Regierung. Er verlangt aber von den Gutsbesitzern 3 Mann und einen Wagen den Tag, und wir haben die Pflicht, ihn zu logieren und zu beköstigen — ohne Entschädigung.

— **27. Juli.** Die Erwählung des Prinzen Christian August von Augustenburg zum Kronprinzen von Schweden macht hier großes Aufsehen, da er so lange in Norwegen gegen die Schweden gekämpft hat.

— **4. August.** Man ist hier nicht sehr erfreut, daß unsere Truppen nach der Expedition gegen Schill auch nach der Weser marschieren, da man der Meinung war, daß die Grenzen nicht überschritten werden sollten. — Die Stadt Tönning ist durch die Ankunft von 16 amerikanischen Schiffen erfreut worden, die mit Kolonialwaren und andern notwendigen Artikeln ankommen. Man hofft, daß sie Getreide wieder kaufen, wenn das Gouvernement es uns erlaubt. Man sieht auch in Husum und in Friedrichstadt noch viel englische Sachen von den Zeiten von 1803—6 her, besonders in den Häusern, die nach englischer Art comfortable eingerichtet sind.

— **3. November.** Die freie Ausfuhr von Weizen hat nicht viel Folgen gehabt. Ein einziges Schiff mit 2200 Tonnen Weizen ist von Tönningen abgegangen und war nach Holland deklariert. Die Preise sind noch sehr niedrig, und ich sehe dem Ruin vieler Landleute entgegen. — Also die Königin hat Kiel verlassen und ist nach Kopenhagen gegangen! Welcher Verlust für Kiel und die Herzogtümer!

— **10. November.** Die Prinzessin Christian von Dänemark hat ein Liebesverhältnis mit einem Exschauspieler Du Puis angefangen und wird vorläufig nach Altona geschickt, um nach Mecklenburg zu retournieren. — Der Friede mit Schweden ist eingeleitet. Vor der Mündung des Kanals liegen 2 französische Korsaren, die auf Rechnung des französischen Gesandten in Hamburg, Bourienne, equipiert sind. Sie nahmen neulich sogar ein Schiff von Kiel weg, und als der Eigentümer sich beklagte, wurde geantwortet, er könne sich an den Kaiser Napoleon wenden.

— **24. November.** Die Friedensaussichten haben schon eine Reduktion der Truppen bewirkt, und einzelne Bataillone werden auf 120 Mann gesetzt.

— **5. Dezember.** Der Prinz von Holstein-Beck heiratet die Prinzessin Luise von Hessen, Schwester der Königin. — In den Herzogtümern herrschen viele Krankheiten, besonders Scharlach. — Das Landkommissariat in Kiel wird zu Neujahr aufgehoben, und es

bleibt nur ein Kriegskommissar dort, obgleich seit dem 1. November 1807, also 2 Jahre, nichts für die Einquartierung usw. bezahlt ist.

— **27. Dezember.** Das Jahr geht zu Ende, und was wird das neue uns noch bringen? Also der Kaiser trennt sich von seiner Gefährtin! —

1810, 3. Januar. Der Prinz Christian von Augustenburg wird sich nun bald nach Stockholm begeben, und der Prinz Friedrich von Hessen, Sohn des Landgrafen Karl, wird ihn ersetzen. Unser Umschlag geht langsam, und man fürchtet sehr für Baron Eggers und Amsink-Schönweide. Wir werden mit blauen dänischen Zetteln überschwemmt, und während die alten vom Gouvernement eingezogen sein sollten, werden schon neue ausgegeben. Das Land wird nicht lange mehr die neuen Auflagen und Steuern ertragen können. — Das Theater ist recht schlecht in Kiel, und die Schauspieler haben die Wut, Heldenstücke zu geben. So wurde Wilhelm Tell erbarmungswert gegeben.

— **18. Januar.** Bei der Versammlung der Gutsbesitzer der Herzogtümer ist vom Konferenzrat Wendt ihnen der Vorschlag gemacht worden, für eine Million Thaler für Se. Majestät gutzusagen! In 5 Jahren solle die Summe zurückgezahlt werden, die wir selbst aufzubringen haben. Welche Maßregel und dabei welches Fallen der Preise der adligen Güter! Muggesfelde hat bei einem öffentlichen Verkauf nur 95 000 ℛ gebracht, während es mit 147 000 ℛ belastet ist. Der Umschlag ist noch nicht beendet, und einigen Herren fehlten 20—30 000 ℛ. Man nennt den jungen Qualen-Damp und v. Rumohr in Seestedt sehr in Not. Der Roggen gilt 5 ℔ und der Weizen 6 ℔. Dabei geben die Häuser H. und P. noch immer Bälle und Feten! Graf Ahlefeldt-Laurvig hat garnicht bezahlt und viele Leute in Ungelegenheit gebracht. Die Wucherer nehmen 24 ℛ Zinsen für 100 ℛ oder 15 ℛ Provision und 6 % Zinsen. Wird nächstes Jahr noch in Kiel ein Umschlag sein —!

— **12. Februar.** Die für die Anleihe von 1 Mill. ℛ von seiten des Königs von uns eingesetzte Kommission hat natürlich Unterhandlungen mit Herrn Wendt beschlossen. Man wird aber die Herzöge von Augustenburg und Oldenburg und den Landgrafen von Hessen mit heranziehen.

— **29. März.** Die Prinzessin Christian von Dänemark ist nach Horsens in Jütland verbannt worden und wird dort 18 000 ℛ Revenuen beziehen.

— **29. April.** Auch hier spricht man nur von der Demission der Grafen Christian und Joachim von Bernstorff. Damit ist die Niederlage der deutschen Beamten in Dänemark beschlossen, und der Däne Baron v. Rosenkranz und der Däne Moltke werden sie ersetzen.

— **12. Mai.** Der Herzog von Augustenburg hat sich nach Ramlösa begeben, um dort seinen Bruder, den Kronprinzen von Schweden, zu besuchen.

— **31. Mai.** Der Kronprinz von Schweden ist am 28. d. M. im Lager von Bonarp, von einem Schlage betroffen, gestorben.

— **5. Juni.** Man zweifelte zuerst nicht, daß der Herzog Christian von Augustenburg vergiftet worden sei, doch scheint es nicht der Fall zu sein, obgleich man im Magen ein Stück unverdauter Schokolade gefunden hat, das man freilich nicht einer Untersuchung für wert gehalten.

— **12. Juni.** Man arbeitet noch immer an der Wiederherstellung des Kredits der Gutsbesitzer, ohne vorwärts zu kommen. Wir haben hier keinen Friedrich den Großen, der einem Schlesier 1 700 000 ℛ zu 3 % vorstreckte, sondern einen König, der selbst bei uns Anleihen macht. Dabei haben 13 Güter, davon mehrere in ritterschaftlichen Händen, militärische Exekution, da sie nicht die Kontributionen bezahlt haben. An 30 Konkurse von Besitzern werden erwartet.

— **12. August.** Man ist hier sehr neugierig, wie sich die Sachen in Schweden zu Orebro gestalten werden. Unser Gesandter in Stockholm, v. Dernath, wirdt für den König Friedrich VI., und andere nennen den Herzog von Augustenburg! — Die Ernte, die reif ist, kann des starken Regens wegen nicht gemäht werden. — Also wieder eine neue Zolllinie in den Herzogtümern, aber gottlob! nicht mit französischen Douaniers.

— **30. August.** Also der Prinz von Pontecorvo Kronprinz von Schweden! Wäre es nicht besser gewesen, unser Gouvernement hätte den Herzog von Augustenburg unterstützt, anstatt sich selbst für den König Hoffnung zu machen und den Herzog mit Kriegsschiffen in Alsen bewachen zu lassen! Man nennt einen Agenten, frühern französischen Konsul in Gothenburg, namens Fournier, der in Paris mit den gefangenen Grafen Mörner und Cederström alles gemacht hat. — In Kiel sind die Bürger sehr angst, daß sie in die neue Konskription mit eingeschlossen sind.

— **3. September.** Der Engerlingfraß ist sehr bedrückend bei uns, und die Felder bringen nichts. Es sind traurige Zeiten! — Neulich sah ich in Eutin das Atelier des berühmten Malers Tischbein; sein „Abschied Hektors von Andromeda" und sein Bild „Jesus segnet die Kinder" sind sehr schön. — Der französische Gesandte Didelot in Kopen-

hagen hat die Herzogtümer angeklagt, heimlich Handel mit England über Helgoland zu treiben, wovon kein Wort wahr ist.

— **2. Oktober.** Der Kieler Michaelismarkt fängt mit schlechten Aussichten an. Das Korn ist beinahe unverkäuflich, und nur die Butter hat noch einen Preis. Die Schweine sind sehr wohlfeil, und die Käse gelten in Kappeln gegen 11 ß. Die Witterung hat das Säen begünstigt, aber die Trockenheit viele Mäuse hervorgebracht.

— **20. Oktober.** Von Kopenhagen meldet man die Anwesenheit des Prinzen Pontecorvo. Man hat dort gute Miene zum bösen Spiel gemacht und ihn gut empfangen. In Helsingör hat er im Hause des schwedischen Konsuls seine katholische Religion abgeschworen. In 14 Tagen kommen die Prinzessin Pontecorvo und Prinz Oskar dort.

— **13. November.** Auch in Kiel wurde Hochzeit der Prinzessin Charlotte von Hessen gefeiert.

— **20. November.** In der von der schleswig-holsteinischen Kanzlei übernommenen Redaktion des Königl. Altonaer Almanachs sind eine Menge Unrichtigkeiten und Fehler zu finden, da man sich nicht die Mühe gegeben hat, Berichte und Erkundigungen über die Güter einzuziehen.

— **8. Dezember.** In Kopenhagen versucht man die letzten Deutschen im Gouvernement, wie z. B. den Finanzminister Grafen Schimmelmann, zu stürzen, was aber diesmal noch nicht gelungen ist. Dort ist das erste neue Linienschiff vom Stapel gelaufen und hat den Namen „Phönix" erhalten.

— **23. Dezember.** Das Dekret Napoleons vom 16. Dezember mit der Einverleibung der Hansestädte, Oldenburgs usw. ins französische Reich ist noch immer das Tagesgespräch, und man will noch immer nicht glauben, daß der Herzog von Eckmühl, Marschall Davoust, Gouverneur der 3 Departements ist. — Auch in Dänemark soll Geldnot sein, und der Termin vom 12. Dezember ist vielfach nicht inne gehalten. Dabei erhalten die dänischen Gutsbesitzer viermal so viel für ihr Korn als wir und haben viermal so wenig Abgaben, als wir in den Herzogtümern. Es soll ein neues Papiergeld geschaffen werden, welches das Leihinstitut in Kiel ausgeben soll. Damit sollen die schuldigen Kapitalien der Gutsbesitzer ausbezahlt werden, und wer sie nicht annehmen will, muß noch 1 Jahr warten. Werden die Fremden unter diesen Umständen ihr Geld in unsern Gütern lassen? Solche Maßregeln untergraben jeden Kredit!

1811, 23. Januar. Der Umschlag ist sehr still, und die Geldschwierigkeiten sind zahllos. Das Gouvernement hat unsern Kredit total mit seinen Assignaten verdorben, und die Hamburger und Lübecker Geldnegotianten haben 200 000 ℳ, die sie bei uns anlegen wollten, zurückgezogen! Einer unserer reichsten Edelleute, Blome von Hagen, wäre beinahe ins „Einlager" gekommen, weil er nicht 60 000 ℳ in Assignaten aufnehmen wollte. Graf Christian Stolberg von Windeby ging es fast ebenso. Doch das Spiel geht bei Rathlev lustig fort. Ein Herr v. Plessen aus Mecklenburg hat vom Minister Hammerstein 12 000 ℳ gewonnen! — Ein Deklamator und Mimiker, Patrik Peale, giebt hier hübsche Vorstellungen. Es soll ein Herr von Seckendorf, Kammerpräsident in Hildburghausen, sein.

— **22. Februar.** Herr Potalis, dessen Frau eine Comtesse Holk, die in Emkendorf erzogen wurde, ist bei Napoleon in Ungnade gefallen. — Ebenso wie in Oldenburg sind in Hamburg und Lübeck alle Kassen unter Siegel, und man hat Anleihen machen müssen, damit die Maschine nicht stille steht.

— **13. März.** Mit Schweden, das doch allein nur den Frieden mit England vermitteln kann, sind Streitigkeiten wegen der dänischen Piraten ausgebrochen, die jetzt glücklich beigelegt sind. Es waren schon Kriegsgerüchte im Schwange, da der General Ewald von Reudsburg nach Kopenhagen berufen wurde. Dies alles wäre nie passiert, wenn noch Graf Bernstorff Minister des Auswärtigen wäre. — Die Minister von Sachsen und Preußen haben namens der Familie Reuß gegen den Verkauf des hiesigen Fideikommißgutes Reuß protestiert, was aber ihnen nichts nützen wird, da der König seine, dem Prinzen Reuß Vater geliehenen 400 000 ℳ verliert. Unser Gesandter in Rußland, C. Blome, hat eine Anleihe auf seine Güter Heiligenstedten usw. von 100 000 ℳ gemacht, um in Rußland durch den dortigen Cours zu gewinnen. — Es wird hier noch stets in Kiel an dem Plan gearbeitet, den Kredit der Gutsbesitzer zu heben, und es sind Pläne von Graf Christian Rantzau auf Dänisch-Nienhof und von Baron Eggers vorgelegt worden.

— **31. März.** In Kiel ist die Nachricht von der Geburt des Königs von Rom in Paris in 3 Tagen angelangt, was erstaunlich ist. — Wir haben ein neues Reglement über die Pässe erhalten, aber da man in Hamburg für 8 Schilling ein Attest erhalten kann, das die dänischen Behörden anerkennen müssen, so kann alles Gesindel zu uns herein kommen. — Durch den schleswig-holsteinischen Kanal sind französische Kanonenschaluppen, für die Ostsee bestimmt, passiert.

— **6. April.** Der französische Gesandte in Kopenhagen hat zur Geburt des Königs von Rom ein Volksfest arrangieren wollen, was nur mit Mühe verhindert worden ist.

— **7. Mai.** Der General Köller Banner, so bekannt bei der Affäre Struensee, hat sich mehrere Messerstiche in Altona versetzt und ist daran gestorben. — Vorige Woche hat man einem Branntweinbrenner 1000 Tonnen Roggen zu 1000 ℳ angeboten, und er hat den Handel nicht abgeschlossen. — Wir haben einen prachtvollen Frühling und können eine schöne Ernte hoffen, aber der Preis von Roggen ist 3 ℳ, Weizen 7—8 ℳ, Hafer und Gerste 3 ℳ. Unsere letzte Hoffnung, die Butter, fällt nun auch, und die Hamburger haben uns angezeigt, daß sie nur die Butter in den Tonnen bezahlen würden. Die Käse sind unverkäuflich, und man thut ganz gut, sie mit den Schweinen zu verfüttern, indem man sie nicht erst fabriziert. Das einzige gut Verkäufliche ist gemästetes Vieh, aber der Landmann hat sich meistens nicht darauf eingerichtet.

— **29. Juni.** Großes Aufsehen macht hier das versuchte Attentat auf den König, von einem verabschiedeten schwedischen Offizier, namens Schmeerfeld, verübt. Man erzählt sich die Sache so: Der Hof war in Friedrichsberg, wo nur ein Posten aufzieht, aber mehrere Schilderhäuser stehen bleiben. Hinter einem solchen hatte sich S. verborgen und hatte sich ins Palais geschlichen. Der Adjutant v. Qualen sieht, als er vor dem König die Treppe herunterkommt, einen Menschen mit dem Hut auf dem Kopfe vor der Treppe stehen. „Was wollen Sie?" fragt er. „Den König sprechen," sagt S. „Heute nicht," sagt Qualen und nimmt dem S. den Hut vom Kopfe. Der König erkennt S. und sagt auf Französisch zu Q.: „Ich will nicht mit diesem Menschen sprechen." Der Adjutant nimmt S. beim Arm, und als der Mantel sich verschiebt, entdeckt er eine Pistole. Mit Hülfe der Schildwache wurde S. arretiert, bei dem sich noch 2 geladene Pistolen fanden. S. soll aussagen, er habe sich selbst vor den Augen des Königs erschießen wollen.

— **20. September.** Der Landgraf Karl von Hessen ist noch sehr schwach nach einer Art Schlaganfall. Trotzdem läßt er nicht nach, sich in Prophezeiungen zu ergehen, und sagt jedem: Noch im Jahre 1811 werden wir Frieden haben, und im Jahre 1812 wird das goldene Zeitalter anfangen. Wir werden also sehen!

— **2. Oktober.** Man spricht auch hier von einem Besuch des Kaisers Napoleon in Hamburg und ist neugierig, ob unser König dann hingeht. — Die Militärschule wird von Rendsburg nach Kopenhagen verlegt, was sehr mit Bedauern gesehen wird

— **29. Oktober.** Das Institut, das jetzt für die adligen Güter gegründet worden ist, gründet sich auf eine fremde Anleihe von 500 000 Thalern, wofür die Güter, die auf 36 Mill. taxiert sind, haften. Viel nützen wird die Sache aber nicht.

— **15. November.** Der alte General v. Binzer ist in Kiel gestorben und wird vielfach betrauert.

— **16. Dezember.** Die Universität Kiel freut sich sehr über ihre Schwesteruniversität Christiania, die nun glücklich zustande gekommen ist. — Herr Wulff, Besitzer mehrerer Güter, ist von Kopenhagen mit einer Anleihe von 50 000 Thalern Assignaten in Kiel angekommen, was sehr großes Aufsehen macht. (Schluß folgt)

Bücherschau.

Carstensen, H. C., Chronik des Dorfes und Kirchspiels Leck und der Karrharde. Herausgegeben von Gregers Nissen in Altona. Selbstverlag des Herausgebers. (1889.) 99 S. Preis? — Vorliegende Arbeit bietet Aufzeichnungen des früheren Organisten in Leck H. C. Carstensen, welche von dem Herausgeber für den Druck bearbeitet sind. Das Notizenhafte haben sie dadurch nicht verloren. Der Titel verspricht mehr, als das Buch enthält, denn von der Karrharde ist nur wenig die Rede. Die die ältere Geschichte behandelnden Abschnitte sind dürftig und bieten nichts Neues; das Verzeichnis der Prediger in Leck z. B. ist in seinem ältern Teile fast wörtlich aus Jensens kirchlicher Statistik entlehnt, was wohl hätte bemerkt werden können. Über die interessante Sprachenfrage erfahren wir wenig (vergl. jetzt den betreffenden Abschnitt in Sach, Das Herzogtum Schleswig. II.) Auch mancherlei Mißverständnisse und Unrichtigkeiten sind nicht vermieden, z. B. S. 16 „gegen die Insel Aerö und einem schönen Gebiete; S. 33 beatin statt beati; S. 42: „Küster Ordinari" ein ordinierter Küster? S. 43: Stände des neuerbauten Amboni? S. 44: Jensen sagt nichts davon, daß P. Payssen 1530 Hardesvogt wurde; die Jahreszahl 1530 ff. bei ihm will sagen, daß in diesem und den folgenden Jahren der Genannte noch im Amte war. S. 45: Verteilung der Fixin? (statt Fixa); S. 49: Kateget statt Katechet. Der Hauptwert des anspruchslosen Büchleins liegt in dem, was über Einrichtungen und Ereignisse dieses Jahrhunderts mitgeteilt wird.

Preetz. Witt.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

9. Jahrgang. № 12. Dezember 1899.

Melchior Hofmanns Aufenthalt in Schleswig-Holstein.

Von F. Konstmann.

II.

Es hatte sich nun nach und nach eine solche Erbitterung gegen den Kürschner angesammelt, daß König Friedrich, der ihm bisher noch einen Rückhalt gewährt hatte, dem Drängen der Geistlichkeit und seines Sohnes Christian nachgeben und eine öffentliche Disputation zwischen Hofmann und seinen Gegnern ausschreiben mußte. Bei der herrschenden Stimmung konnte sie kaum etwas anderes werden, als ein Verhör des Ruhestörers, bei dem das Urteil im voraus feststand.

Das Gespräch sollte am zweiten Donnerstag nach Ostern (am 8. April 1529) im Franziskanerkloster zu Flensburg unter allgemeiner Beteiligung des Adels und der Geistlichkeit stattfinden.

Die lutherische Partei verstärkte sich auf diesem bedrohten Punkte durch einen ihrer bewährtesten Führer. Von Hamburg erschien nämlich auf Aufforderung des Prinzen Christian Johann Bugenhagen, gewöhnlich Dr. Pommer oder Pomeranus genannt. Mit ihm kamen drei Geistliche aus Hamburg an, unter denen besonders Stephan Kempe sich bei der Disputation bemerkbar machte. Mehrere namhafte Geistliche Schleswig-Holsteins waren zugegen, so Hermann Tast, der bekannte Husumer Reformator, der von dem König und dem Herzog sehr geschätzt wurde, und Nikolaus Boie der Ältere aus Wesselburen, ein Vetter des Meldorfer Boie, des Freundes von Heinrich von Zütphen. Von den Anhängern Hofmanns erschienen Johann v. Kampen und Jakob Hegge. Hofmann rief auch Karlstadt zu Hülfe, mit dem er sich schon längere Zeit geistig verwandt fühlte. In der Abendmahlslehre stimmten sie zwar nicht völlig überein, trafen aber doch zusammen in der Bekämpfung der leiblichen Gegenwart des Herrn in den Elementen. Karlstadt kam auch in Holstein an; da aber Hofmann für ihn kein freies Geleit erwirken konnte, mußte er das Land schleunigst wieder verlassen, so daß er auf dem Kolloquium nicht zugegen war. „Die Lutherischen triben solches alles darum vieleicht, dass sy sich vor demselben doctor förchten," schreibt Hofmann.

Über das Religionsgespräch (Kolloquium) zu Flensburg haben wir zwei ausführliche Originalberichte. Der eine ist von Bugenhagen auf Grund der Protokolle herausgegeben worden, den andern verfaßte Hofmann nach seiner Erinnerung und gab ihn in Straßburg heraus. Aus dieser Schrift, deren Einleitung eine Übersicht über die bisherige Wirksamkeit des Verfassers enthält, haben wir mehrere Zitate angeführt; sie ist betitelt „Dialogus."

Bugenhagens Bericht ist objektiv und zuverlässig, Hofmanns Mitteilungen tragen polemische Färbung; aber offenbare Unwahrheiten kommen darin nicht vor,

und er ergänzt in mehreren Punkten und in sehr interessanter Weise den Bericht Bugenhagens.

Aus der Zeit vor der Disputation erfahren wir z. B. mehrere charakteristische Einzelheiten. Am Tage vorher übersandte Hofmann dem Herzog ein von Dr. Martin Luther 1523 verfaßtes Büchlein, um damit nachzuweisen, daß Luther in früheren Jahren ähnlich über das Abendmahl gelehrt habe wie er. In dem Sendschreiben „vom Mißbrauch der Messen," das hier offenbar gemeint ist, läßt Luther in der That das Abendmahl nicht nur als ein Gedächtnismahl des Todes Christi zu seinem Rechte kommen, sondern Brot und Wein wird auch als „Pfand und Zeigen der Zusagung Christi" aufgefaßt; Hofmann übersieht aber, daß Luther auch in jener Schrift die wahre Gegenwart Christi in den Elementen, nicht aber ihre Trennung von dem äußeren Siegel und eine bloß geistliche Mitteilung durch das Wort lehrte. „Auf die Realität der Gegenwart Christi in Brot und Wein kam Luther alles an, und um Klarheit in diesem Punkte war es der lutherischen Partei auch auf dem Kolloquium so ausschließlich zu thun, daß sie für eine Differenz in diesem Lehrstück sich durch keine andere Konzession entschädigen ließ."

Am Abende desselben Tages hatte Hofmann eine Unterredung mit Herzog Christian. Dieser ermahnte ihn lange vergebens zum Nachgeben und fügte dann drohend hinzu: „So du bei diesem grund stan bleibest, so will ich dir disen finger geben, wo du davon kumpst."

„Aus der Antwort Hofmanns ersieht man, wie fest er entschlossen war, dem Martyrium für seine Überzeugung sich zu unterziehen, und wie er sich auch zu dem glaubenskräftigen Tone eines Luther zu erheben vermochte."

„Mit Recht," sagt er, „mag mir nichts geschehen, und wenn alle gelerten in der christenheit uff einem hauffen stunden; so aber got die verhenknuss gibt, das mir gewalt geschicht, so künd ir mir nur den alten fleischlichen rock nemen, aber am jüngsten tag gibt mir Christus mein herr und gott ein neuwen."

Da warf der Herzog verwundert ein: „Melchior, darffstu so hart gegen mir reden, was thustu dann vor dem schlechten volk?"

Hofmann aber fuhr fort: „Wann alle Keiser, König, Fürsten, Bebst, Bischöff, Cardinel uff einen hauffen stünden, so soll und muss die warheit bekandt sein zu der eer gottes, das wol mir mein herr und gott verleihen."

Als der Herzog am andern Morgen mit Bugenhagen den Hof des Franziskanerklosters betrat, fragte er Hofmann nach seinen Anhängern. Hofmann, dessen Märtyrermut aufs höchste gestiegen war, antwortete: „Ich weiss von keinem anhang, ich stand für mich in Gottes wort, also thu ein yeder!"

Nun wandte sich Bugenhagen herablassend an ihn mit der Frage, wie er doch zu einer solchen Meinung vom Abendmahl käme. Seine Ansicht, erwiderte Hofmann, sei schriftgemäß, während seine Gegner von der Wahrheit abgewichen seien und Zwietracht in das Volk Gottes gebracht hätten.

Bezeichnend für seinen damaligen Standpunkt, auf dem er immer noch für einen Schüler Luthers gelten und einen völligen Bruch mit ihm vermeiden wollte, sind dann seine weiteren Worte: „Lieber Pomeranus, was ist es anders, denn das wir uns also hadern und ein kiff halten umb das Sprewer (die Spreu); dann wir halten all ja das Weytzenkörnlein unnd Eyfer umb Christo. Aber umb das Sprewer reissen wir uns. Der ein will, das Weytzenkörnlein unnd das Sprewer sey ein ding und in einander vermenget. Der ander will, das Sprewer un Weytzenkörnlein yedes für sich sein werck habe."

Unterdessen hatte sich die Kirche des Barfüßerklosters gefüllt. Der Adel und die Geistlichkeit hatten die für sie reservierten Plätze eingenommen, und der übrige

Raum war von einer zahlreich herzugeströmten Volksmenge besetzt. „Die Thüren," heißt es in Krohns Geschichte der Wiedertäufer, „standen offen, und es hatte sich eine so gewaltige Menge von allerlei Ständen, Edelleuten, Bürgern und Bauern zu der Disputation versammelt, daß einer auf dem andern stand und niemand mehr hinein konnte." Hofmann schätzte die Anwesenden auf 400 Personen.

Herzog Christian übernahm den Vorsitz. Bugenhagen, der, ohne sich aktiv an dem Wortkampfe zu beteiligen, als Obmann fungieren sollte, leitete die Verhandlungen durch ein Gebet ein, das mit einem Vaterunser schloß, bei welchem die ganze Versammlung niederkniete.

Darauf wurden sechs Protokollführer erwählt; sie wurden bei ihrer Seelen Seligkeit verpflichtet, die Reden nach bestem Wissen wortgetreu niederzuschreiben.

Die eigentliche Disputation wurde damit eröffnet, daß Johann Ranzau, Hofmeister und Amtmann auf Gottorf, der berühmte Feldherr, der 30 Jahre später Dithmarschen eroberte, den Kürschner über seine Schmähworte gegen die Prediger zur Rede stellte.

Hofmann erwiderte, er habe sie darum falsche Propheten genannt, weil sie sich unterfingen, durch ihre Abendmahlslehre Christum an einen besonderen Ort zu binden.

Hierauf erhob sich Hermann Tast und entwickelte in ausführlichen Worten die lutherische Abendmahlslehre. Der Grund ihres Glaubens sei das klare Wort Christi, und jedermann möge beurteilen, ob sie deswegen Lügner, Ketzer, Seelenmörder, falsche Propheten, Bösewichter und Gottes Ehrdiebe genannt zu werden verdienten. Schließlich fordert er den Gegner auf, irgend einen Prediger mit Namen zu nennen, der sich gerühmt habe, er könne Christum in ein Stück Brot hineinzaubern.

Im weiteren Verlauf der Disputation, an der sich neben Hermann Tast als dem Hauptgegner auch Nikolaus Boie, Stephan Kempe, Reventlow und Prinz Christian beteiligten, entwickelte nun Hofmann auch seine Ansicht vom Abendmahl.

„Durch das ganze alte Testament," so führte er aus, „hat Gott auf zweierlei Weise seinen Willen kund gethan, durch Worte und durch äußere Zeichen. Dem Adam gab er die Verheißung, daß des Weibes Same die Schlange überwinden werde; er bestätigte sein Wort durch die Röcke von Fellen, die er ihm und Eva anzog. Noah erhielt zu der Verheißung das Zeichen des Regenbogens, Abraham das der Beschneidung; den Kindern Israel bekräftigte er das Bundeswort durch das Passahlamm. Wie es Gottes Art von jeher gewesen ist, so handelte auch Christus, indem er neben den Einsetzungsworten Brot und Wein als äußere Zeichen verordnete. Diese nannte er seinen Leib und sein Blut, obgleich beide doch nur „im Wort" durch den Glauben empfangen werden. Aber diese Bezeichnung geschieht mit demselben Recht, mit dem Gott die Beschneidung einen Bund nannte. Die Ausdrucksweise Christi ist jedenfalls nicht so zu verstehen, als ob durch sie der Leib des Herrn in das Brot gebracht werde, sondern das Wort und mit ihm der geistige Leib Christi wird durch den Glauben in das Herz aufgenommen, das Siegel und Zeichen aber, mit dem keine Veränderung vorgeht, in den Mund. Christus kann nimmermehr in eine Monstranz gefaßt werden. Das Brot bedeutet figürlich und sakramentlich den Leib Christi. Doch sind die Elemente nicht schlecht Brot und Wein; denn ihre Eigenschaft als Symbole der Erinnerung an den Tod Christi verleiht ihnen eine höhere Weihe. Die Einsetzungsworte Christi dagegen sind nicht figürlich zu fassen; andernfalls soll man sie auch nicht ganz nach dem Buchstaben verstehen. Joh. 19 steht auch: „Weib, siehe, das ist dein Sohn," obwohl Johannes nicht Marias natürlicher Sohn war. Ebenso spricht Maria zu Jesu: „Dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht," da Joseph doch nicht Jesu Vater gewesen ist. So deutet Jesus zwar auf das Brot, meint aber seinen Leib, den er durch das Wort den Jüngern geistig spendet.

Digitized by Google

Daß das Brot nicht Jesu Leib sein kann, geht daraus hervor, daß das Brot gebrochen war, als das Abendmahl eingesetzt wurde, während sein Leib erst gebrochen werden sollte. Daraus folgt auch, daß der Gläubige Christum isset, aber der Ungläubige nur das Siegel; denn Christus kann nur im Glauben gegessen werden. Auch ist Christus gen Himmel gefahren; er kann also nicht im Sakramente sein, sonst müßte er zwei Leiber haben."

Bugenhagen faßte die Argumente Hofmanns in längerer Ausführung zusammen, und seine Erörterungen, die von der Versammlung beifällig aufgenommen wurden, schrieb er später, da die Sekretäre dem Flusse seiner Rede nicht hatten folgen können, aus der Erinnerung nieder und fügte sie den Akten bei.

Nach Erledigung der Abendmahlsfrage verlangte Herzog Christian, daß Hofmann noch über die Taufe verhört werde, da er geäußert haben solle, man könne auch ohne Wasser taufen.

Hofmann erwiderte, er habe weder in seinen Büchern noch in seinen Vorträgen etwas Besonderes über die Taufe gelehrt. Ohne Wasser könne man ja nicht taufen; man müsse ihn mißverstanden haben.

Damit war die Verhandlung mit Hofmann zu Ende, und es kam nun Johann von Kampen an die Reihe, den Johann Ranzaus Schwester, Vorsteherin des Klosters in Itzehoe, dort als Prädikanten angestellt hatte. Als er vorgetreten war, fuhr ihn Ranzau barsch an: „Was sagt Ihr vom Sakrament? Ihr mögt wohl in der Schrift bewandert sein, das rüge ich nicht; aber ich kenne Euch als einen verzweifelten Buben, das habt Ihr an meiner Schwester bewiesen. Sagt an jetzt!" Joh. v. Kampen erklärte, daß er ebenfalls nicht glauben könne, daß der ganze Christus leibhaftig im Brot sei, und daß der leibliche Genuß des Abendmahles Nutzen bringe.

Weit weniger zuversichtlich trat Jakob Hegge, ein Geistlicher aus Danzig, auf. Er gab zu, daß Zweifel an der lutherischen Abendmahlslehre in ihm entstanden seien; er wolle sich aber gerne belehren lassen.

Nachdem ihm Bugenhagen gesagt hatte, daß man die Zweifelnden nicht wie die Irrlehrer verwerfe, schickte sich das Volk schon zum Weggehen an. Da stürzte noch atemlos ein gewisser Johann Barse herein und benahm sich mit Worten und Geberden so, daß er allgemeine Heiterkeit erregte. Er wolle von den Deuteleien an den Einsetzungsworten nichts wissen; er glaube strikte nach der Schrift. Das Fleisch Christi essen sei aber nichts Anderes als glauben. Das lehre Augustin in seinen Homilien, und er glaube dem Augustin mehr als dem Pomeranus.

Ihm antwortete Stephan Kempe und suchte nachzuweisen, daß Augustin ein Vorläufer der lutherischen Abendmahlslehre sei.

Hierauf wurde die Disputation geschlossen, die Akten wurden unterschrieben und beim Könige eingereicht.

Am Tage darauf versammelte der König seine Ratgeber, um über die Sakramentierer das Urteil zu fällen. Einige rieten, gegen Hofmann mit äußerster Strenge vorzugehen, da er so oft sich zu Feuer, Rad und Galgen erboten habe und auch in der Versammlung noch sich zu den drohenden Worten habe hinreißen lassen: „Wenn man in dem Abendmahlsartikel nicht übereinkommt, so wird es viel Blutvergießens kosten, wie es bereits viel Bluts gekostet hat; und wer ist des alles schuldig, denn ihr, die ihr mit euerm Predigen die Leute also lehret." Andere waren für die mildere Strafe der Landesverweisung, und ihnen schloß sich König Friedrich an.

Am Sonnabend (10. April) hatte sich die Menge wieder in der Kirche des Barfüßerklosters eingefunden, um das Urteil zu hören. Die Hoffnung, daß noch der eine oder andere widerrufen werde, ging nicht in Erfüllung. So wurde ihnen denn durch Johann Ranzau verkündet, daß sie binnen zwei Tagen nach ihrer

Heimkehr ihren Wohnort und binnen drei Tagen darauf das dänische Reich zu verlassen hätten. Die Sakramentierer, die sämtlich Fremde waren, brachten ohne Widerrede ihrer Überzeugung dieses Opfer.

Jakob Hegge widerrief später in Hamburg vor Bugenhagen. Johann von Kampen setzte sein abenteuerliches und schwindelhaftes Leben fort. Schließlich kam er nach Soest, wo er eine Zeitlang als Bahnbrecher der Reformation eine leitende Rolle spielte, wie er denn überhaupt ein zwar verkommener, aber doch gewandter und begabter Mann war. Der aus Sachsen nach Soest gesandte Dr. Johann de Brune, der die Stellung eines Superintendenten erhielt, durchschaute ihn jedoch und ruhte nicht, bis er den Rat über die unlautere und verbrecherische Vergangenheit des Mannes durch authentische Dokumente aufgeklärt hatte. 1533 wurde Johann von Kampen des Predigtamts für unwürdig erklärt und aus der Stadt verbannt. Seine weiteren Schicksale sind unbekannt.

Auch Melchior Hofmann fügte sich in das durch den Ausweisungsbefehl über ihn verhängte Schicksal. Bei seinem Auszuge aus Kiel scheint es aber nicht ohne Unruhe und Vergewaltigung hergegangen zu sein. Darüber schreibt er selber im Dialogus: „Uf ein solch urteil des Pomers ist der Kürssner mit weib und kind uss dem land verjaget, und im sein huss geplündert, und sind im an bücher und truckerzüg als gut als tusend gulden genomen, und stunden auch die unglaubigen hart nach seinem halss, das si in wolten underwegen umbbringen, aber Got half im."

Diese Anklage hat Bugenhagen nicht zu entkräften vermocht. Er macht zwar eine ironische Bemerkung über die Reichtümer, die Hofmann während seines zweijährigen Aufenthalts in Kiel so schnell erworben haben wolle; aber damit war die Thatsache des Überfalls und der Beraubung nicht widerlegt.

Ein solches Ende nahm die Wirksamkeit des Kürschners in unserer Provinz; die lutherische Reformationskirche hatte ihn förmlich ausgestoßen. Er hat sich für kurze Zeit den Zwinglianern zugewandt, um dann ganz und gar zu den Sektierern überzugehen, mit denen er ja von früher her Berührungspunkte hatte. Unter den Wiedertäufern hat er nachher eine hochangesehene Stellung eingenommen und ist von vielen als der Prophet Elias angesehen worden, der vor der Wiederkunft Christi als Zeuge erscheinen sollte. 1533 wurde er in Straßburg um seiner Lehre willen ins Gefängnis geworfen, wo er bis zu seinem zehn Jahre später erfolgten Tode im Turmverlies verblieb.

Man kann nicht ohne lebhaftes Bedauern auf den Lebenslauf des Mannes zurückblicken. So viel Frömmigkeit, solch feuriger Eifer, so seltene Beredsamkeit, verbunden mit einem so durchaus ernsten, sittlichen Lebenswandel, daß keiner seiner zahlreichen Gegner ihm darüber irgend einen Vorwurf machen konnte — alle diese Eigenschaften hätten ihn eines besseren Schicksals würdig gemacht. Aber wir haben schon gesehen, daß der Keim zu seinem Unglück in seiner Persönlichkeit lag. Indes fällt auch ohne Zweifel ein Teil der Schuld auf seine schroffen theologischen Gegner, besonders auf Amsdorf.

Das Gottesgeld.

Von F. Kinder in Plön.

Das Gottesgeld, welches wir heutzutage noch bei dem Abschlusse des Gesindemietsvertrages in Gestalt eines Thalers überreichen, gehört zu den ältesten Verkehrszeichen der Vergangenheit. Im Mittelalter finden wir es unter dem Namen Gottespfennig bei dem Kaufgeschäft. Damals, als man sich im täglichen

Verkehr der Schrift viel weniger bediente als jetzt, die meisten Leute überhaupt weder lesen noch schreiben konnten, ersetzte er schriftliche Urkunden und Zeugen. Fast alle Stadtrechte Schleswig-Holsteins haben dem Gottespfennig dieses Gewicht beigelegt. So bestimmte das Hamburger Stadtrecht: „Wann en Mann kofft eenen Kop unde den Gades-Pennig darupp gifft, de Kop schall to Rechte stede wesen" (Wesph. Mon., ined. IV 3003). Wenn den Gegenstand des Gesindevertrages Dienstleistungen bilden, welche eine Person einer anderen für einen bestimmten Zeitraum verspricht, so hat er eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Kauf, und deshalb wohl hat man sich auch hier des Gottespfennigs bedient. Schon das älteste lübsche Recht enthält den Satz: „Wenn einer dem anderen einen Gottespfennig giebt auf einen Kauf oder auf ein Gelübde, so ist das ebenso fest als ein anderer Kauf, es sei denn, daß sie beiderseits freiwillig von dem Kauf zurückkommen und den Gottespfennig zurückgeben." Das revidierte lübsche Recht vom Jahre 1586 zieht zum Vergleich römische Rechtsgebräuche heran, indem es vorschreibt: „Wenn einer auf gethanenen Kauf, Pakt, Miete oder Dienst den Gottespfennig oder arrham giebt, so ist solches alles kräftig, es wäre denn, daß alsofort, ehe sie sich scheiden, in continenti die arrha wiederum zurückgegeben oder gefordert würde."

Das Wort arrha stammt her aus dem Hebräischen, bedeutet soviel als Unterpfand, Anzahlung, Handgeld. Es mag hier dahingestellt bleiben, ob der germanische Gottespfennig aus der römischen arrha hervorgegangen ist.

Das neue ditmarsische Landrecht vom Jahre 1567 handelt besonders ausführlich vom Gottespfennig. „Wer dem andern Gut, bewegliches oder unbewegliches verkauft, wenn sie des Kaufes und des Kaufgeldes einig sind und der Gottespfennig darauf gegeben ist, so sind beide den Kauf zu halten schuldig. Will der Käufer den Kauf nicht halten, so ist er des Gottespfennig verlustig, will aber der Verkäufer den Kauf nicht halten, so soll er dem Käufer am nächsten Tage den Gottespfennig doppelt wiedergeben, überdies dem Käufer den nachgewiesenen Schaden erstatten."

Auffällig bleibt hier die Bevorzugung, welche das Gesetz dem Käufer oder Mieter einräumte. Der Käufer verlor bei der Rückgängigmachung des Vertrages nur das Gottesgeld, während der Verkäufer in solchem Falle das doppelte Gottesgeld und außerdem noch Schadenersatz zu geben verpflichtet war. Diese Bevorzugung scheinen noch jene Antiquitätenhändler für sich in Anspruch zu nehmen, welche von Ort zu Ort ziehend nach Altsachen suchen, solche zu hohen Preisen aufkaufen und dem Verkäufer einen Thaler Handgeld geben mit dem Versprechen, die gekauften Sachen später abzuholen und zu bezahlen, letzteres aber oftmals unterlassen.

Der Gottespfennig galt hier zu Lande niemals als Anzahlung oder als ein Teil des Kauf- und Mietsgeldes, sondern war nur ein besonders sichtbares Zeichen, welches durch Hingabe und Annahme den Geschäftsabschluß markierte. Als solches ist er bis in die Neuzeit hinein bei Verträgen mancherlei Art im Gebrauch gewesen. Man gab ihn dem Schulmeister, wenn er für den Schuldienst angenommen wurde, z. B. urkundlich 1649 dem Präceptor Ludwig in Plön, auch den Pastoren bei der Übernahme des Predigtamtes. Aus den Kirchenrechnungen ist ersichtlich, daß u. a. 1577 der Pastor Michael Smedt in Brockdorf, 1584 der Diakonus Klaus Benecke in Krummendieck, 1617 der Pastor M. Heinrich Vogler in Collmar, 1631 der Diakonus Caspar Zickel daselbst das Gottesgeld erhielten.

Auch bei den Verlöbnissen fand der Gottespfennig von alters her Verwendung. Der Bräutigam gab ihn der Braut. Zu der Zeit, als die Rechtsverbindlichkeit des Ehebundes noch auf der gültigen Verlobung beruhte, galt die Überreichung des Gottes- oder Traupfennigs als notwendiger Abschluß des Verlöbnisses.

Am längsten erhielt sich seine Bedeutung in unseren Marschen. Noch 1565 verfügte das Münsterdorfische Konsistorium: „Damit alle Irrungen vermieden werden, sollen die Verlöbnisse nicht allein von den Eltern, Vormündern, Verwandten und Werbern beredet und beschlossen werden, sondern es sollen dazu auch ohne Vorzug unbescholtene Leute, die unparteiisch und glaubwürdig als Zeugen sind, hinzugezogen werden, welchen das Ehegelübde und die Bedingungen, welche von beiden Seiten gestellt werden, vorzutragen sind. Darauf soll auch ein eheliches Verlöbnißbier nach eines jeden Vermögen getrunken und ein Gottespfennig von Bräutigam und Braut gegeben und von der Braut angenommen werden. Fehlt etwas von diesem, so soll das Verlöbniß für kraftlos gehalten werden."

Aber auch im Holsteinischen wurde bis in unser Jahrhundert hinein vielfach die Sitte beobachtet, der Braut eine Münze als „Handtreue" zu schenken. Vor mir liegt eine solche silberne Schaumünze von dem Hamburger Stempelschneider Loos, welche auf der einen Seite eine weibliche Figur vor einem Brandaltar, zur Seite einen epheuumrankten Baumstamm mit der Umschrift „Fest und treu vereint," auf der Rückseite die Worte „Bis wir Staub und Asche sind" zeigt.

Ferner vertrat der Gottespfennig wohl zuweilen die Stelle unserer heutigen Zustellungsurkunden. Wenn jemand wegen einer Schuld sich zum Einlager zu stellen versprochen hatte, d. h. sich in ein bestimmtes Haus hineinzubegeben und darin solange in freiwilliger Schuldhaft zu verweilen, bis die Schuld bezahlt sei, trotzdem aber durch den Gerichtsdiener zum Einlager gemahnt werden mußte, so übergab dieser bei der Mahnung dem Schuldner eine kupferne Münze, den „Einmahnungssechsling." Solches wird z. B. 1626 berichtet von dem Plöner Ratsdiener.

Der Name Gottespfennig dürfte darauf zurückzuführen sein, daß man im Mittelalter Verträge zumeist in der Kirche abschloß, dort auch die häufig von Geistlichen geschriebenen Vertragsdokumente deponierte und zum Danke dafür ein Geldstück in den Gotteskasten legte. Die alten Lateinschreiber gebrauchten für Pfennig das römische Wort denarius (zur Zeit der spätrömischen Kaiser eine Kupfermünze) und übersetzten Gottespfennig mit denarius sancti spiritus. Noch heute schreiben wir Pfennig in der Abkürzung mit ∂. Mag man dann auch in der Regel zum Gottesgeld die kleinste Münze genommen haben, so griff man doch bei wichtigeren Gelegenheiten zu wertvolleren Stücken. Die Schulmeister erhielten gewöhnlich einen Thaler, die Pastoren zwei Thaler. Dem Pastor Habakuk Meier ließ die Marienkirchengemeinde in Flensburg 1604 sogar einen Portugalöser im Werte von 30 Mark als Gottespfennig überreichen. Auch zu Traupfennigen wurden nicht selten Goldstücke gewählt.

Jetzt nimmt bei uns bekanntlich nur noch das Gesinde das Gottesgeld an. Es ist eine weitverbreitete Meinung, daß ohne dasselbe kein Gesinde rechtsgültig gemietet werden könnte. Allerdings besagt der § 8 der Schleswig-Holsteinischen Gesindeordnung, daß zur Rechtsbeständigkeit des Mietvertrages eine mündliche Übereinkunft verbunden mit der Annahme des Gottesgeldes genüge. Allein das Obergericht zu Glückstadt erkannte schon am 17. Februar 1854 dahin, daß das Geben und Nehmen des Handgeldes kein unerläßliches Erfordernis des Gesindevertrages sei. Es lassen sich andere Vertragsbestimmungen denken, insbesondere schriftliche. Wenn aber nur mündlich verhandelt ist, so muß die Darreichung des Gottesgeldes hinzutreten (Urteil des Kammergerichts vom 9. Dezember 1880). Im allgemeinen ist es freilich immer ratsam, den Mietsthaler zu geben, weil das Gesinde, wenn es den Dienstantritt verweigern möchte, den Einwand erheben könnte, sich in dem guten Glauben befunden zu haben, daß ohne Gottesgeld kein bindender Vertrag geschlossen sei.

Digitized by Google

Das Gottesgeld geht in das Eigentum des Gesindes über, wenn es den Dienst antritt, und kann dann nicht mehr zurückgefordert werden. Anders liegt die Sache, wenn der Dienst nicht angetreten wird. Es kommt leider nicht selten vor, daß jemand bei Eingehung des Mietsvertrages das Gottesgeld angenommen hat, sich trotzdem anderweitig vermietet und den Thaler behält. Der Mieter ist dann in der Regel geneigt, Klage wegen Betruges zu erheben. Da ist jedoch Vorsicht geboten. Zum Begriff des Betruges gehört, daß schon bei der Annahme des Gottesgeldes die Absicht bestanden hat, den Dienst nicht antreten zu wollen. Diese Absicht nachzuweisen, dürfte in den meisten Fällen unmöglich sein. Dem Mieter steht aber zweifellos die Zivilklage auf Zurückgabe des Gottesgeldes offen und ein Anspruch auf Schadenersatz zu. Die Höhe des Schadenersatzes hat die Gesindeordnung auf einen halben Jahreslohn festgesetzt, sofern als der Rücktritt von dem Gesindevertrage vier Wochen vor der üblichen Dienstantrittszeit angezeigt wurde. Wenn diese Anzeige jedoch nicht rechtzeitig oder überhaupt garnicht gemacht ist, so kann noch der nachweisliche Schaden eingeklagt werden, soweit als er den halben Jahreslohn übersteigt.

Von gewisser Seite wird in letzter Zeit gegen die alten Gesindeordnungen Front gemacht und versucht, diese als nicht mehr den Arbeitsverhältnissen angemessen zu beseitigen. Sollten diese Bestrebungen Erfolg haben, was meines Erachtens verfrüht und zu beklagen sein würde, dann wird auch die letzte Spur des Gottesgeldes bei uns verschwinden.

Nachrichten aus den Herzogtümern im Anfange dieses Jahrhunderts.

(Aus alten Briefen.)

(Schluß.)

1812, 13. Januar. Der Umschlag ist nur wenig besser als der vorige von 1811. Aber wie sieht es mit dem „goldenen Zeitalter" des Landgrafen Karl aus? Die Spannung zwischen Rußland und Frankreich wird ja immer größer, und Napoleon hat seinem Freunde Alexander niemals den Protest im März 1811 wegen der Wegnahme Oldenburgs vergessen. Wie wird sich Schweden in diesem Kampfe stellen, mit Frankreich oder mit Rußland, das ihm doch Finnland genommen, gehen? Und was wird mit uns, mit Dänemark? Wenn England, Rußland und Schweden zusammenhalten, so kann leicht das kleine Dänemark vernichtet werden, denn Napoleon kann uns nicht viel schützen. Wenn Schweden neutral bliebe, so wäre schon vieles gewonnen, aber ein Kronprinz Bernadotte kann es nicht.

— **5. Februar.** Der erste Konkurs eines Gutsbesitzers ist der des Ministers von Oldenburg, H. D. v. Hammerstein, Besitzer von Petersdorf. Er hat freilich selbst durch sein enormes Spielen dazu beigetragen und nicht allein Geld, sondern auch seine Weinkeller, seine Equipage usw. im Umschlag 1811 an Herrn v. P. verspielt. Kammerherr v. Neergaard wird wohl Petersdorf kaufen, hat aber selbst schon an 10 Güter.

— **26. März.** Der Krieg scheint unvermeidlich zu sein, denn mit Preußen und Österreich sind Verträge wegen Stellung von Truppen gegen Rußland abgeschlossen worden. Dabei scheint Schweden seine Augen mehr als je auf unser Norwegen geworfen zu haben und unterhandelt bald mit Napoleon, bald mit Rußland darüber.

— **11. April.** Man scheint bei uns die Hoffnung zu hegen, neutral bleiben zu können, doch müssen 10000 Mann in den Herzogtümern stehen, wenn Hamburg nicht so stark wie sonst besetzt wird. Am besten wäre es freilich, die Hansestädte selbst zu besetzen.

— **26. Mai.** Napoleon hat Paris am 9. Mai verlassen und wird länger in Dresden, wohin alle Fürsten bestellt sind, verweilen. Über eine halbe Million Soldaten wälzen sich gegen Rußland heran. — In den Herzogtümern steigt wieder die Not mit Einquartierung und Verproviantierung der Truppen.

— **25. Juli.** Schweden rüstet sehr und soll einen Subsidienvertrag mit England über 100000 Pfund Sterling für den Monat abgeschlossen haben. Bei uns sind alle halbjährlich beurlaubten Soldaten einberufen worden, was bei der bevorstehenden Ernte sehr traurig ist.

Digitized by Google

— **3. August.** Herr Hausen von Ascheberg hat sein Gut mit 200000 ℳ Schaden an einen Herrn Schleiden verkaufen müssen, und andere werden folgen. — Herr v. Rumohr, der Stifter des Bothkamper Fideikommisses, ist gestorben, und Herr D. H. v. Bülow, sein Neffe, erbt diesen prächtigen Besitz.

— **11. September.** Der König von Westfalen, Jerome, hat sich von der großen Armee in Rußland nach Hause begeben, nachdem er einen Streit mit Napoleon gehabt hat. — Der Kieler Umschlag, d. h. die Zahltage sollen auf den 1. April 1813 vertagt worden sein, was von gar keinem Nutzen ist. — Ein Herr Wedel, Besitzer vom kleinen adligen Gut Freudenholm bei Preetz, hat seinen Konkurs erklären müssen.

— **6. Oktober.** Napoleon hat am 7. September bei Borodino einen Sieg erfochten; er scheint wirklich unbesiegbar zu sein. — Es begiebt sich eine Deputation aus den Herzogtümern nach Kopenhagen, der traurigen Geldverhältnisse wegen, und hier will man uns neue Lasten auflegen.

— **15. November.** Trotz aller schlechten, traurigen Zeiten werden doch die Güter ziemlich hoch verkauft. So ist Sophienhof bei Preetz von Herrn Willms an einen Herrn E. v. Ewald verkauft worden. Auch die von den Gebrüdern H. und D. F. Renck in Neumünster angelegten Tuchfabriken machen gute Geschäfte, weil sie für das Militär arbeiten. Die dortigen Maschinen werden durch Pferde getrieben.

— **20. Dezember.** Welche Wendung auf dem Kriegstheater in Rußland! Nachdem schon länger Gerüchte über den Rückzug kursierten, die aber von den Franzosenfreunden bezweifelt wurden, nimmt das 29. Bulletin vom 3. Dezember jedem den Zweifel. Was wird man nun bei uns thun? Jetzt wäre es Zeit, sich energisch für die eine oder die Partei zu erklären; aber ich fürchte, man wird einfach lavieren wollen.

1813, 13. Januar. Wir sind mitten im Umschlag, aber in welchem? W. von Marutendorf hat seine Gläubiger versammelt, um einen Accord vorzuschlagen. Er hat ungefähr 400000 ℳ in verschiedenen Gütern stehen, aber ebensoviele Schulden! Er will seine Güter hingeben, bis die Zeiten sich bessern, verlangt aber 1200 ℳ Revenuen und ungefähr 2800 ℳ in verschiedenen Annehmlichkeiten. — Die neue Ordonnanz hinsichtlich einer Reichsbank hat jeden zu Boden geschmettert, und in den Zahlungen ist kompleter Stillstand eingetreten, da die Hamburger jeden Schilling zurückhalten! Und dabei die Zurücksetzung der Herzogtümer gegen das Königreich Dänemark, das viel weniger zu zahlen braucht! Unser Land ist einfach ruiniert!

— **27. Januar.** Die meisten Herren sind vom Umschlag fortgezogen, ohne ihre Angelegenheiten zu ordnen. — In Hamburg fürchtet man die Annäherung der französischen Reservearmee, und nun gerade strotzt die Bank von Geld, das hierher hat gehen sollen. — Ein Brief aus Berlin vom 18. d. Mts. spricht schon von der Ankunft der Russen dort, und noch hat Preußen sich in nichts entschieden.

— **31. Januar.** Kiel wird wohl recht in Ungnade fallen, denn es hat des Königs Geburtstag garnicht gefeiert, und die Listen für Ball und Diner haben keine Unterschriften gehabt. Der Professor der Beredsamkeit machte seinen Discours sehr kurz, indem er andeutete, er könne nicht über die Gegenwart sprechen, weil diese zu traurig sei, und könne auch die Vergangenheit nicht loben. — Die blauen Zettel, obgleich durch die Ordonnanz vom 5. d. Mts. fixiert, haben schon 50% verloren. Das ist eine Probe des Vertrauens zur Reichsbank! Mit welchem Geld will man nun seine Tagelöhner auf dem Lande bezahlen?

— **12. Februar.** Der König von Preußen ist in Breslau, und man hofft von Minister Steins Anwesenheit dort das beste. In Hamburg gärt es sehr, und der französische General Corsa St. Cyr hat nur wenig Truppen.

— **20. März.** Vorgestern sind die Russen unter Tettenborn in Hamburg eingezogen und mit Jubel empfangen worden. Viele Kieler sind nach Hamburg gezogen, um die Befreier zu sehen. Der König von Preußen hat einen Aufruf an sein Volk erlassen und Frankreich den Krieg erklärt.

— **10. April.** Bei Lüneburg ist ein schöner Sieg erfochten worden, und General Murat ist gefallen! Bei uns herrscht noch stets die Zauberpolitik, und man wagt nicht, gegen die Franzosen zu marschieren und Hamburg mit zu besetzen.

— **14. Mai.** Graf Joachim Bernstorff ist unverrichteter Sache von England zurückgekehrt, da Dänemark für den Frieden keine Zugeständnisse machen will! So werden wir doch Norwegen verlieren! Und unsere Stellung bei Hamburg, heute mit den Russen, morgen gegen sie! Alles flieht aus Hamburg und Altona, nachdem Vandamme die Wilhelmsburg und die Veddel eingenommen hat, von wo aus beide Städte bombardiert werden können. Und dabei haben 40 Holsteiner vom Regiment Oldenburg ihr Leben lassen müssen.

— **18. Mai.** Also Dänemark wieder Alliierter von Napoleon, der die Affäre von Wilhelmsburg gnädigst vergeben hat! Unsere Truppen ziehen sich also von Hamburg zurück,

Digitized by Google

das bald von den Franzosen besetzt werden wird. — Das akademische Konsistorium in Kiel hat eine Eingabe gegen das Reichsbankgeld gemacht und eine — Nase erhalten! Der König hat dem Landgrafen gesagt, daß das neue System der Finanzen das Vaterland gerettet habe! — Prinz Christian von Dänemark soll also uns Norweger erhalten.

— **21. Mai.** Man erwartet in Kiel die Schweden unter dem Kronprinzen, der seine Abreise nach Deutschland in einer Proklamation angezeigt hat, und die Kieler Kassen sind nach Rendsburg gebracht worden. Kiel ist voll von Hamburgern, die viel Geld mit sich führen. Es soll nun ein Landsturm errichtet werden, und der Herzog von Holstein-Beck soll ihn kommandieren. Und dabei welcher schöne Frühling in diesem eisernen Zeitalter!

— **2. Juni.** Die Franzosen sind wieder in Hamburg, und der Stadt ist eine Kontribution von 48 Millionen Francs aufgelegt worden. Das kann Hamburg unserm Gouvernement gutschreiben! Und dabei die Alliierten immer mehr auf dem Rückzuge nach der Schlacht bei Bautzen! Man spricht sogar von einem Waffenstillstande!

— **8. Juni.** Herr Amsink von Schönweide hat nun auch seinen Konkurs erklären müssen, nachdem er sich vergebens Geld aus Kopenhagen hat holen wollen. Das Gut hat ein holländischer Kaufmann v. Hollen aus Hamburg für 167000 ℳ gekauft. — Die Franzosen haben Lübeck ebenso wie Hamburg behandelt und den Belagerungszustand erklärt. Die Mündung der Trave hat man mit Steinschiffen verstopft, um sich von dorther zu sichern; 35 Einwohner sind als Geiseln aufgehoben worden. Selbst einen dänischen Unterthan, einen Herrn v. Ehrenstein, der den „Hamburger Correspondenten" während der russischen Okkupation redigiert hat, wollte man auf dänischem Gebiet in Tremsbüttel verhaften. Er entkam aber nachts im Hemde. Bandamme hat selbst mit zwei verkleideten Gendarmen einen Herrn Godeffroy auf seinem Landgute bei Altona arretieren wollen; dieser hat sich aber auf seinem Speicher versteckt und sich so gerettet. — Unser Johannismarkt ist vorübergegangen, ohne daß sich die Geldverhältnisse geändert haben. — Der Kongreß in Prag scheint nicht zustande zu kommen, und der Krieg wird wohl im August wieder beginnen.

— **19. Juli.** In Hamburg soll eine Art Hungersnot sein, aber wir dürfen unsere Produkte nicht dort absetzen. In Lübeck hat man 500 Personen, darunter angesehene Leute, aufgehoben und läßt sie an den Befestigungen von Hamburg arbeiten. Ebenso ist es einigen Kielern ergangen, die zufällig in Hamburg waren. — Die Engländer sollen Cuxhaven besetzt haben und Glückstadt bombardieren wollen!

— **10. August.** Napoleon unterhandelt mit Österreich, was ihm aber wohl nicht viel nützt, und der Kronprinz von Schweden ist in Schlesien angekommen, um sich mit Preußen und Rußland zu besprechen. — Der Kanonikus Schlüter von Depenau hat nun seinen Konkurs erklären müssen, und man spricht auch von Baron Eggers auf Gaarz.

— **11. September.** Der Krieg also im vollen Gange. Davousts Division hat keinen Erfolg gehabt, und er hat sich hinter die Steckenitz zurückgezogen.

— **24. Oktober.** Also „die Entscheidungsschlacht geschlagen!" Was wird unser Schicksal sein? Kommen nun die Schweden und die Freicorps, um Dänemark zu bestrafen, da sie schon nach Norden, wie es heißt, aufbrechen?

— **16. November.** Die Schweden unter dem Kronprinzen, Russen und deutsche Truppen unter Woronzoff, Dörnberg und Walmoden konzentrieren sich an der Elbe bei Boizenburg, um Holstein zu besetzen.

— **1. Dezember.** Der Kronprinz Karl Johann ist über die Elbe gegangen, und Davoust hat sich hinter die Hamburger Befestigungen zurückgezogen! Der arme Prinz Friedrich von Hessen soll nun mit seinen 9000 Mann die ganze Grenze decken. Gewiß wird er die Waffenehre retten, aber mehr kann er nicht.

— **18. Dezember.** Das waren angstvolle Tage! Nachdem sich unsere Truppen — es sind ja meistens Holsteiner, und so fochten Deutsche gegen Deutsche — an mehreren Punkten, wie bei Siek und besonders bei Bornhöved tapfer durchgeschlagen hatten, kamen sie ziemlich ermattet in Kiel an, um noch einmal bei Seehestedt am 10. sich tapfer zu wehren und sogar zu siegen, bis sie Rendsburg erreichten. Vorgestern ist der Kronprinz Karl Johann in Kiel angekommen, und am 14. ist ein vierzehntägiger Waffenstillstand außer für Glückstadt und Friedrichsort abgeschlossen worden. Gott gebe, daß es zum Frieden kommt!

1814, 12. Januar. Man unterhandelt in Kiel eifrig und hofft, daß es zum Resultat kommt. Die Kosaken streifen schon bis Jütland, und Tettenborn ist in Hadersleben. Rendsburg ist befestigt worden, so gut es in der Eile ging. Vor einigen Tagen waren in Kiel an den Straßenecken Plakate mit der Unterschrift Karl Johanns angeschlagen, die zur Bildung eines cimbrischen Corps aus Schleswig-Holsteinern aufforderten. Es war wohl ein Coup, um dem dänischen Unterhändler Bourke etwas anzutreiben, und die Plakate waren auch in einigen Stunden heruntergerissen, obgleich an 7000 Mann in Kiel liegen.

— **16. Januar.** Welch ein Winter! Die Schneemassen häufen sich mehr und mehr!

Der Friede mit Schweden und England ist nun glücklich abgeschlossen worden, aber mit Verlust von Norwegen und Helgoland! Man kann kaum in den Straßen Kiels gehen, und der Schnee liegt bis in die ersten Etagen. Einige Straßen, wie die Faulstraße, sind unpassierbar.

— **2. Februar.** Der Friede ist nun ratifiziert, aber leider nicht mit Rußland abgeschlossen worden, und Hamburg wird vergebens vom General Bennigsen belagert. Lübeck ist darin viel glücklicher und seit dem 5. Dezember frei.

— **6. März.** Bei Hamburg sind vielfach Gefechte vorgefallen, besonders ein für die Franzosen sehr blutiges bei der Wilhelmsburg. Dabei hat Davoust an 30000 Menschen, die sich nicht verproviantieren konnten, ausgewiesen; sie starben in Altona und Umgegend vor Hunger. Nun plündert er nach und nach die Bank aus. — Welcher Widerstand Napoleons in Frankreich!

— **10. April.** Also die Verbündeten in Paris und das Reich des Korsen hat ein Ende! Nur uns in den Herzogtümern scheint kein Friede zu kommen, denn die Russen überschwemmen Südholstein. — Vom Umschlag war natürlich keine Rede, und jeder hilft sich bei diesem partiellen Staatsbankerott so gut er kann. Einige machen sogar Fideikommisse und hoffen damit ihr Vermögen zu retten. So hat der alte Blome zu Hagen, Dobersdorf und Schädtbeck ein Familienfideikommiß gestiftet.

— **28. April.** Hamburg ist nun frei von seinen Drängern, die ihm über 100 Mill. Mark Banko gekostet haben, und auch wir würden aufatmen, wenn nicht die starke Einquartierung wäre, trotz der 6 % des Wertes von allem Grundeigentum.

— **22. Mai.** Nach einer Berechnung, die ziemlich genau sein soll, sind seit 1800 72 Millionen ℳ Schulden vom Gouvernement gemacht worden, und ebenfalls ist die Zettelschuld von 10½ Millionen auf 140 Millionen gestiegen.

— **12. Juni.** Der Pariser Friede vom 30. v. Mts. nützt uns nicht viel, denn die Russen haben sich noch verstärkt und Rekruten eingezogen. Es scheint, als ob hier eine Art Beobachtungscorps für Frankreich stehen bleiben soll.

— **18. Juni.** Man spricht nun von einem bevorstehenden Kongreß der Mächte zu Wien, wohin sich unser König auch begeben wird, und man spricht davon, das für Norwegen erhaltene Schwedisch-Pommern gegen Lauenburg, das wohl Preußen zufallen wird, umzutauschen.

— **17. August.** Überall wird auf den Gütern geklagt, daß die Russen die Jagd ruinieren, und die Beamten, namentlich die Prediger, können die Einquartierung nicht mehr tragen.

— **9. September.** Überall sind Streitigkeiten zwischen den Richtern und Gutsherren über Kriegsschäden ausgebrochen. So hat der Pächter von Wahlstorf 2800 ℳ gefordert, doch hat man auf 2200 ℳ heruntergehandelt. Viele Gutsbesitzer wollen Holz schlagen und verkaufen, müssen aber wegen Eichenverkauf in Kopenhagen vorfragen.

— **13. Oktober.** Es heißt, daß der Friedenstraktat mit Rußland ausgewechselt werde und dann die Russen fortgingen. Wir haben auch die von Hannover erhalten, weil der Prinz von Cumberland in Hamburg, wo er fast immer betrunken sein soll, es so mit Graf Bennigsen abgemacht hat.

— **28. Oktober.** Also Norwegen an Schweden übergeben und die kurze Rolle, die Prinz Christian von Dänemark dort als König gespielt, rasch vorbei! Heute wird in Kiel der Geburtstag der Königin durch einen Ball in der „Harmonie" gefeiert, zu dem die russischen Offiziere geladen worden sind.

— **8. November.** Der König will Wien schon am 15. November verlassen, da er dort beim Kongreß nichts erreichen kann. Prinz Christian ist in Aarhuus angekommen, was wohl eine Art Verbannung sein soll. Andere sagen, er werde den König in Schleswig treffen und nächstens die Prinzeß Karoline Amalie von Augustenburg heiraten.

— **28. November.** Statt der Russen erhalten wir wieder dänische Einquartierung, ein Kavallerieregiment, das von Flensburg kommt.

— **9. Dezember.** Das Finanzkollegium proponiert uns Gutsbesitzern wieder eine Anleihe von 1 Mill. Spezies. Die Russen marschieren ab, stecken aber vielfach noch beim Abschied Häuser, wie in Quarnbek, an.

— **18. Dezember.** Jetzt sind die Kieler Studenten, die gegen das Verbot des Rektors nach Seheſtedt marschiert waren, um den Tag des Gefechts im vorigen Jahre zu feiern, zitiert worden und werden wohl ins Karzer kommen.

— **23. Dezember.** Die Rendsburger Kasse macht bekannt, daß von den Gütern 700000 ℳ Restanten an Steuern seien.

— **31. Dezember.** Nun schließt sich dies für die Herzogtümer verhängnisvolle Jahr, und hoffentlich können wir auf einen langen Frieden rechnen, obgleich man sich in Wien wegen Sachsens sehr uneinig ist. Der König ist noch nicht von Wien zurückgekehrt, da man ihn dort mit Feten zurückhält. Bekannt ist seine Antwort an den Kaiser Franz, der

Digitized by Google

ihm sagte: „Majestät, Sie gewinnen alle Herzen hier!“ — „Aber keine einzige Seele!“ — Zu Lauenburg erhalten wir noch 2 Mill. ℳ für Schwedisch-Pommern, aber auch das wird unsere Finanzen nicht viel bessern, trotzdem wir alles bewilligen, so gestern wieder in der Versammlung die Anleihe von 1 Mill. ℳ Spezies.

Was sich das Volk erzählt.

Von J. Maaß in Lübeck.

De Ünneirsk'n ore de Hog'nstein. Dicht vör Teschog up de südwestlich Siet, dor is 'n lütt'n Barg un bab'n up'n Barg is 'n kupperlich'n Hügel, dicht bire Saudkuhl. De Hügel weer vull grote Granitblöck, anne Nordsiet stünn ein'n heil' grot'n Block, de woll as Ingangspurt dent harr. Hier wahnt'n in ol'n Tied'n Ünneirsk'n, van de noch hüt des Dags allerhand vertellt ward. So ward segt, dat de Ünneirsk'n 'n grot'n Kät'l harrn; un wenn de Teschoger Bur denn mal bruk'n wull'n, so güng ein na den Hügel hen un röp: „Ünneirske, leihnt mi jug'n Kät'l!“[1]) Denn güng he 'n bät'n weg, un wenn he werre köm, so stünn 'n grot'n Kät'l dor. He nöm denn, un wenn he 'n nog brukt harr, denn bröch he 'n werre hen un sett em mit 'n lütt Geschenk up de sülwig Stär hen, wo he em wegnahm'n harr, un röp: Ünneirsk'n! ik bring jug jug'n[2]) Kät'l werre un dank ok välmals. Dormit güng he sine Weg'.

As einmal ein Frug[3]) van de Ünneirsk'n nich verlöst[4]) warrn kunn, donn hal'n se inne Nacht sik 'n Frug ut Teschog, ut Vagts[5]) Hus. As de Frug naß'ns[6]) glücklich verlöst wier, donn säd'n de Ünneirsk'n de Frug ut Vagts Hus väl'n Dank un nörigt'n[7]) ehr, as se weg güng, se mug sik doch vun dat, wat dor in de Eck leg, un wat as Sagelspöhn utseg, so väl in ehr'n Schoot nähm'n, as se wull. Se dach: Wat sall ik mit dei Sagelspöhn! Doch besünn se sik un rakt sik de ganze Schört vull. Se künn jä dorvun wat in ehr Fotspoen[8]) ströj'n,[9]) dat se den annen Mord'n[10]) noch seihn künn, wo se herkam'n wier. Dat deer se denn un ströj jümmer wat achter sik hen bet vör ehr Husdör. As se äwer den annen Mord'n besüht, wat se in ehr Schört nabehol'n harr, denn wier dat lute Goldsand. Äwer as se nu ehr Spor werre nasök'n wull, donn sünn se ok nich ein einziges Kurn.

Ins[11]) smeit de Buer in Vagts Hus Bookweiten äwe.[12]) Dor köm 'n ohl swart Haun un sammel sik flitig van den Bookweiten. De Buer jög[13]) de Haun weg, se köm awer jümmer werre. Toletz wür he bös un smet mit 'n Bessen na de Haun un dröp ehr; un donn wer't 'n Ünneirsk, de sik in ehrn Büdel ünne de Schört 'n orig bet'n Bookweit'n söcht harr. Ob de Buer ehr den Bookweit'n wegnahm'n hett, ward nich vertellt, man glöwt dat awer nich.

Wenn de Teschoger dor plögten, wo de Ünneirsk'n wahnt'n, denn sett'n de Ünneirsk'n ehr männigmal Pannkok'n hen, un de Plögers let'n sik den got smeck'n. Naß'n[14]) sett'n se den lerrig'n Töller werre up desülwig Stär hen un säd'n Dank. Ins harrn de Knecht'n sik ok schön dick ät'n in so 'n Pannkok'n; awer ein ull leg'n Kierl mak sien Unrat up den Töller un sett em dormit hen, wo he em fun'n harr. Van de Tied af hebbt de Ünneirsk'n nich ins werre Pannkok'n hensett; se sünd sülwst wegtreckt öwer't Water, awer kein Minsch weet, wohen.

[1]) euren Kessel. [2]) euren. [3]) Frau. [4]) entbunden. [5]) Eigenname. [6]) nachher. [7]) nötigten. [8]) Fußspuren. [9]) streuen. [10]) Morgen. [11]) einst. [12]) Beim Kornreinigen: Überwerfen des Korns mittels der Wurfschaufel. [13]) jagte. [14]) Nachher. — Teschog liegt im Fürstentum Ratzeburg.

Volkshumor in Frage und Antwort.

Von H. Eschenburg in Holm.

God'n Dag! Na, wo geit? — Ümmer up twee Been, as so'n halben Hund.
Wat gist Nies? — All dat Ole ward flickt.
Wo heest du? — a. So as min Nam is. b. So as de Preester mi döst hett. (Holm.)
Wat büs vör een? — Min Mudder ern Sehn.
Wo olt büst du? — As min lütte Finger un grotn Tön.
Wonehr? — Pingsmandag, wenn 'n Buck upt Jis lammt.
Wat hett dat kost? — Geld.
Wonehm? — a. Up günt Sid günt (jenseits) achter ol Metj ern Backabn. b. Up günt Sid günner — wo de lütte Gös barfot gaht. (Kaltenkirchen.)
Wat schall dat heten? — Dat schall keenen Nam hebbn.
Wat fehlt di? — 'n Büdel vull Geld.

Wat is dat vörn Stück? — a. Dat is dat Stück, wo vergangn Jahr de Röben weſt ſünd. (Kaltenkirchen.) b. Dat is 'n Stück ut de Muskiſt (Dullkiſt).

Wat is 'r los? — All wat nich faſt is.

Zu dem Laufenden: Wonehm is dat Füer? — Upn Herd. (Ünnern Teekętel.)

Wo geit dat to? — Wo't apen geit.

Wat is dat? — Dat is Fieſkamm (eine Art Zeug), daer hett min Vader 'n Büx vun. Een Stück is 'r æverblęvn. Daer heff ik 'n Jack vun kręgen. (Der Volksmund will wiſſen, daß dieſe Antwort im Konfirmandenunterricht gegeben worden iſt, als der Paſtor den Katechismus aufſagen ließ und ſich mit der Frage: „Was iſt das?" an einen Knaben wandte, dem er dabei die Hand auf die Schulter legte.)

Wat ſeggſt vun dat Ei? — Dat is 'n Pęrkükenei.

Wat kikſt mi an? — Büs dat Ankiken nich wert?

Schall mi dat gelln? — Den de Büx paßt, de kann ſe antrecken.

Wat is de Klock? — a. Klock is 'n Klock, un denn lat ol Lüd gahn. (Kaltenkirchen.) b. Klock is 'n Drach, wenn ſ' up 'n Nack nimmſt. c. De Klock is 'n Drach, — un wenn de Löd (Gewichte) nich glik mitnimmſt, mußt tweemal gahn. d. Dreevirtel upn Büxenknop. (Kaltenkirchen.)

(Frage deſſen, der zu einer Gruppe tritt.) Wat deit de Rat? — De Börgermeiſter fehlt noch.

Is de Rat vull? — Nę! Kannſt noch Börgermeiſter wardn, wenn düſterblaue Strümp an hes. (Kaltenkirchen.)

Wat geit di dat an? — Dat geit mi ſo vęl an, dat ik mitſnacken kann!

Schamſt di nix? — Ik heff mi mal ſchamt, do heff ik up 'n Sünnabend keen Speck kręgen. (Kaltenkirchen.)

So geit 't hęr in e Welt: de een holt 't mit 'n Büdel, de anner mit 't Geld. Wonehm holſt du mit? — Mit de Hann.

Wo heet dat elfte Gebot? — Lat di nich verblüffen.

Büs wull bang? — Bang gerad nich — æwer ik meen man.

Fragen und Mitteilungen.

1. Gemeinſchaftsgefühl. Schön äußert ſich noch heute das Gemeinſchaftsgefühl auf den meerbedrängten Halligen an der ſchleswig-holſteiniſchen Weſtküſte. Da derjenige Bauer, der Land am Strande gekauft hat, bei den fortwährenden Landverlüſten, die die See ihm zufügt, ziemlich raſch verarmen müßte, ſo bilden die Bewohner einer Warfbool, einer Gruppe von Hofſtellen, eine Genoſſenſchaft unter einem jährlich wechſelnden Boolskurator, um die dem Einzelnen durch die See aufgebürdete Laſt auf die Schultern aller gleichmäßig zu verteilen. Darum verteilen ſie die Schiften oder Bruderteile, d. h. die jährlich wechſelnden Stücke ihres Mäh- und Weidelandes derart, daß jeder Bauer ſoviel davon erhält, als er nach ſeinem Kaufbrief verlangen kann. (Clard Hugo Meyer, D. V. S. 16.)

2. Über das Vorkommen von Pſeudo-Gaylüſſit im Marſchboden unſerer Provinz hatte ich in Nr. 9 der „Heimat" einige kurze Andeutungen gegeben und gebeten, mir weitere Angaben über die Verbreitung dieſer „Gerſtenkörner" in unſeren Marſchen zu unterbreiten und wenn möglich mir das Mineral in natura zuzuſenden. Das iſt geſchehen. Durch die Freundlichkeit des Herrn Gymnaſiallehrers Voß in Huſum erhielt ich eine kleine Sendung wohlerhaltener Exemplare, desgleichen von Herrn Pauls in Hamburg-Eilbeck, Wandsbecker Chauſſee 39 I, einem früheren Landwirt in Eiderſtedt. Dem zuletzt genannten Herrn verdanke ich auch intereſſante Angaben über die Art des Vorkommens im Marſchboden, über das erſte Bekanntwerden in unſerer Provinz und über die Präparationsmethode des Minerals. Mit Erlaubnis des Herrn Einſenders gebe ich einige beachtenswerte Punkte aus ſeinem Briefe wieder: „Schon in den dreißiger Jahren wurden die betreffenden Naturgebilde von meinem ſel. Vater bei Beaufſichtigung der ſog. Kleiarbeiten beobachtet und in vielen Exemplaren ſorgfältig geſammelt und aufbewahrt, weil dieſelben an der Luft erhärtet ganz leicht zerbröckeln. Da in meiner Heimat, Kating im Kreiſe Eiderſtedt, von den Apothekern in der Umgegend keine weitere Aufklärung über dieſe intereſſanten Objekte zu erlangen war, nahm mein älteſter Bruder, welcher zu ſeiner weiteren Fachausbildung als Apotheker im Jahre 1840 die Univerſität Berlin bezog, davon einige Exemplare mit, um von den dortigen Dozenten der Chemie und Mineralogie, u. a. Profeſſor Mitſcherlich, nähere Auskunft zu erlangen. Dieſelben erregten bei den dortigen Herren als völlige Neuheiten oder jedenfalls nur ſelten vorkommende Erſcheinungen bedeutendes Aufſehen. In gleicher Weiſe waren einige Exemplare, welche ich während meines Beſuches der damaligen polytechniſchen Schule in Karlsruhe 1846

bis 1849 dem Hofrat Walchner und anderen Dozenten der Mineralogie, denen ich besonders hübsche Exemplare vorzeigte, noch vollständig neu und zugleich namenlos. Später sind dieselben mehrfach gefunden[1]) und in den Männern der Wissenschaft zugänglich gemacht worden. Dieselben werden nicht in allen Landgemeinden Eiderstedts gefunden und in den dortigen Fennen auch nur nester- oder horstweise.... Mir sind als zum Teil recht reiche Fundorte bekannt: einzelne Besitze in den Landgemeinden Kating, Wisch, Kotzenbüll und Tetenbüll, wo sie zahlreich und in besonders schönen Exemplaren gefunden worden sind." (Die mir von Herrn Voß übersandten „Gerstenkörner" stammen aus der Gegend von Poppenbüll. B.)

Der Marschboden besteht aus mehreren Schichten. Auf die Ackerkrume (Mutterboden, Humusschicht) folgt in einer Tiefe von durchschnittlich 1 Fuß ein schwerer, stark wasserhaltiger Lehm, der sog. „Stört," in Dithmarschen auch wohl „Dwow" genannt, in einer Mächtigkeit von 3 Fuß. Darunter liegt in 3—4 Fuß Mächtigkeit unmittelbar über dem feinen Seesande, dem ursprünglichen Meeresboden, die Kleierde, auch wohl Wühlerde genannt. Diese wird bei den sog. Kleiarbeiten zur Verbesserung der „müde" gewordenen Ackerkrume benutzt. Die Arbeiten werden hauptsächlich zur Winterszeit bei Tauwetter verrichtet und darum das „Winterkleien" genannt. Der Landmann gräbt 6—8 Fuß breite Gräben, welche mit ihrer Sohle bis auf den Meeressand reichen. Zunächst wird die Ackerkrume nach beiden Seiten hinausgeworfen, in gleicher Weise der „Stört" und schließlich die Kleie, welche alsdann, ähnlich wie beim Bemergeln, in Haufen über die Fenne verteilt und später auseinandergeworfen und durch das Pflügen mit der Humusschicht vermengt wird. Sehr bezeichnend heißt in Dithmarschen das Kleien auch „dat Unnerutdieken." Die steife Lehmschicht wird wieder in die Gräben geworfen, und die unvermeidlichen Längsfurchen werden durch das Pflügen ausgefüllt. Der Acker ist wieder geebnet.

Pseudo-Gaylüssite (sog. „Gerstenkörner") aus dem Marschboden von Eiderstedt.[2])

Die „Gerstenkörner" werden mit der Kleie gehoben. Sie liegen in Knollen. Die Kleie, welche diese einschließen, ist von besonderer Güte; denn sie ist wenig oder garnicht mit Sand vermischt.

Nach dieser kleinen Abschweifung zitiere ich aus dem Schreiben des Herrn Pauls weiter: „Sobald man die kleinen Gebilde (in der Volkssprache „Gerstenkörner") in der Kleischicht beim Ausheben mit dem Arbeitsgerät trifft, thut man gut, dieselben sofort gegen den Zutritt der Luft wieder zu bedecken. Am zweckmäßigsten ist es, sie in ein Gefäß mit Wasser zu geben, weil sie sonst gar leicht zerfallen oder wenigstens ihre Außenfläche verändern, rauh werden.... Jetzt werden die „Gerstenkörner" nur noch selten gefunden,

---

[1]) Außer am Dollart auch in Nevada und bei Sangerhausen in Thüringen. B.

[2]) Eine weitere Darlegung über Vorkommen und Wesen dieses Minerals habe ich in Nr. 523 des „Prometheus" vom 18. Oktober d. J. veröffentlicht. Dem Verleger, Herrn Rud. Mückenberger, Berlin, Dörnbergstr. 7, verdanke ich die leihweise Überlassung des Klischees zu der photographischen Darstellung typischer Exemplare aus meiner Sammlung. Ich kann meinen Dank nicht besser bethätigen, als wenn ich den Lesern der „Heimat" diese zweifelsohne vornehmste unserer illustrierten Wochenschriften über die Fortschritte in Gewerbe, Industrie und Wissenschaft (herausgegeben von Dr. Otto N. Witt. Preis vierteljährlich 3 M.) zur Lektüre nachdrücklichst empfehle. B.

indem (auf Eiderstedt) die ausgedehnte Graswirtschaft indirekt die Meliorationsarbeit des Kleiens zugleich mit dem eigentlichen Ackerbau aus wirtschaftlichen Gründen vertrieben hat."

Weil die „Gerstenkörner" als ein für unsere Provinz charakteristisches Mineral besondere Aufmerksamkeit verdienen, kann ich nicht unterlassen, unsere Mitglieder zu bitten, weitere Angaben über das Vorkommen zu machen und, wenn möglich, mir die Fundobjekte einzusenden. Ich werde mich in jeder Weise erkenntlich zeigen. Barsod.

3. Ein sehr seltener Gast der Ostsee scheint der Leierfisch (Callionymus lyra) zu sein, der im September und Oktober d. J. von Eckernförder Fischern in drei Exemplaren von je 20 cm Länge mit der Heringswade in der Eckernförder Bucht gefangen wurde. Die Fische erregten durch ihre prächtige Färbung (daher die Namen Goldgrundel und Schmuckgrundel) und durch die eigentümliche Form ihrer vorderen Rückenflosse, deren nach hinten sich stufenweise verkürzende Strahlen den Saiten einer Leier verglichen werden können (Leierfisch), die Aufmerksamkeit der Fischer, welche in dankenswerter Weise mir die bis dahin nicht in der Förde beobachteten Fische zustellten. Meine Vermutung, daß es sich hier um den Leierfisch handle, fand durch die Bestimmung, die im hiesigen zoologischen Institut vorgenommen wurde, ihre Bestätigung. Sowohl Möbius und Heincke („Die Fische der Ostsee") als auch Professor W. Marshall („Die deutschen Meere und ihre Bewohner") verneinen das Vorkommen des Leierfisches für die Ostsee. — Von den in der Eckernförder Bucht gefangenen Leierfischen habe ich ein Exemplar dem hiesigen zoologischen Institut überwiesen. Hinkelmann, Oberfischmeister in Kiel.

4. Rebhuhn und Igel auf Sylt. Für Vogelfreunde wird die Mitteilung Interesse haben, daß das Rebhuhn, das vor 4 Jahren durch Jagdliebhaber hierher verpflanzt wurde, sich außerordentlich stark vermehrt hat und selbst in den Lister Dünen beobachtet worden ist. — Ein anderer Gast, der sich auf unserer Insel heimisch eingerichtet hat, ist der gemeine Igel. Mitte der siebziger Jahre ist er, wahrscheinlich durch Faschinenlieferungen, hierher gekommen. Er hat sich stark vermehrt, nicht zur Freude der Bewohner. Er hält sich nämlich mit Vorliebe in den Bergentenlöchern auf, die von den Syltern aufgemacht werden, um den Bergenten das Nestmachen zu erleichtern. Man heimst dafür einen Teil der Eier ein und läßt dem Vogel nur 3—4 Eier zum Brüten. Durch die Gegenwart des Igels werden die Bergenten vertrieben, in ihrem Brutgeschäft gestört und die Nestlochbesitzer in der Eierernte benachteiligt.

Norddörfer-Sylt, den 19. Oktober 1899. Koopmann.

5. Kattsund und Ramsharde. Durch die „Flensburger Nachrichten," die Flensburger Norddeutsche Zeitung" und die „Heimat" (Nr. 9) habe ich im Laufe des verflossenen Sommers gefragt nach Vorkommen und Bedeutung der obigen beiden Namen für Straßen und Stadtteile. Es sind mir darauf mehrere mündliche und schriftliche Mitteilungen zugegangen, für die ich hierdurch meinen besten Dank ausspreche. — Veranlaßt durch meine Anfrage, hat auch ein in Flensburg erscheinendes dänisches Blatt, „Det lille Blad," in Nr. 74 seines 12. Jahrganges einen bezüglichen eingehenden Aufsatz veröffentlicht, und Herr Langfeldt hat in Nr. 10 der „Heimat" ebenfalls meine Frage gründlich beantwortet.

Trotzdem, und nebenbei auch zur Ergänzung der letztgenannten Antwort, wird eine Zusammenstellung und Mitteilung des Resultats meiner Nachforschungen von Interesse sein.

a. Kattsund. Der Name kommt, nach den mir gewordenen Mitteilungen, vor in folgenden Städten: Lund, Malmö (in Schweden), Kopenhagen, Nakskov (auf Laaland), Svendborg (auf Fühnen), Aalborg, Hadersleben, Flensburg, Schleswig, Eckernförde, Lübeck, Heiligenhafen und Zeven (in Hannover), in der Regel als Benennung kurzer, enger Straßen. Die genannten Städte liegen, mit Ausnahme von Zeven (worüber später), nördlich der Elbe, am Wasser (ausgenommen Lund) und haben von jeher Schiffahrt getrieben. Anzunehmen ist darnach, daß die Benennung nordischen Ursprungs ist und mit der Schiffahrt zusammenhängt. Nun sagt nach dem „Lille Blad" eine 1887 erschienene dänische Schrift „Mellem Österso og Vesterhav" (Zwischen Ostsee und Westsee), wie auch Pierers Lexikon: „Auf Altnordisch heißt Kati soviel als Fahrzeug, Schiff, Boot." Darnach wäre denn Katsund (nicht Kattsund) ein Hafen für kleine Fahrzeuge, ein Bootshafen oder auch wohl die Passage dahin. — Sehen wir darauf hin die Lage dieser Straße in den genannten Städten an: In Flensburg (wo die eine Häuserreihe dieser Straße kürzlich abgebrochen und der Name seit einigen Jahren offiziell verschwunden ist) liegt sie recht weit vom Hafen ab, in nächster Nähe des Südermarktes. Es reichte aber früher der Hafen bis hierher, und unter einem anliegenden Hause fand man seinerzeit bei Gelegenheit eines Baues noch Reste eines Bootes. Es können also hier im innersten Winkel des Hafens sehr wohl die Boote ihren Platz gehabt haben. — In Kopenhagen, Lübeck, Heiligenhafen und Eckernförde liegt der Katsund in unmittelbarer Nähe des Hafens, ist möglicherweise früher ein Teil davon gewesen. In Königsberg ist, nach Mitteilung eines geborenen Königsbergers, der Katsund „ein senkrecht auf den Pregel stoßendes Stück Hafen und keine Straße." Wie die Lage dieser Straße in

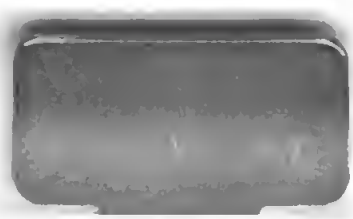
den übrigen genannten Städten ist, darüber habe ich keine so genauen Angaben erhalten, nur heißt es von Zeven: „Es ist eine Häuserreihe gegenüber einem See" (der mit der Oste in Verbindung steht). — Wenn somit in den genannten Städten die Abstammung des Katsundes von Kati angenommen werden kann, so stellt sich die Sache schon bedenklicher in Hadersleben. Mein Gewährsmann schreibt: Der Katsund läuft von Norden nach Süden und war vor einigen Jahren an der Westseite zum Teil nicht ausgebaut. Der dänische Name ist ohne Zweifel der ursprüngliche. Katsund erinnert an Kattegat, obwohl sich schwerlich annehmen läßt, daß durch die jetzt relativ hoch belegene Straße sich ehemals ein Wasserlauf, ein „Sund" erstreckt habe. Da aber — wie noch auf alten Stadtbildern zu ersehen — nördlich um Hadersleben eine Wasserverbindung zwischen dem Hafen und dem Damm (Alt-Hadersleben) gewesen ist, so kann es wohl möglich sein, daß in diesem nördlichen Gewässer der Bootshafen gewesen und der „Katsund" dorthin geführt habe. — Noch bedenklicher erscheint die Abstammung des Namens in Schleswig, wo der „Kattsund" an der dem Hafen entgegengesetzten Seite auf der Höhe liegt und zu Hafen und Booten absolut keine Beziehung gehabt haben kann. Ebenso steht es wohl in Lund, welche Stadt ja „nicht am salzen Wasser" liegt. — Dr. Sach sagt in seiner „Geschichte der Stadt Schleswig" 1875, S. 49: „Der sich in vielen Städten wiederholende Name „Kattsund" gilt überall von solchen Plätzen und Straßen, die in der nächsten Nähe früherer Befestigungen lagen. Dies ist auch in dem ersten Teile des Namens ausgedrückt. Katt (Katze) nannte man in der alten Belagerungskunst nicht allein ein bewegliches Schutzdach, ein schweres Geschütz, sondern auch eine besonders erhöhte Schanze, wovon man die übrigen Werke beherrschte. In Norddeutschland erklärte man geradezu: „blokhuse syn Katten genomet." Der am höchsten Bollwerke der Angelboe-Wirki durch die Wälle führende Durchgang wird darum hier (in Schleswig) mit Kattsund bezeichnet" Ein Gewährsmann fügt diesem hinzu: „Im Dänischen finden wir ja auch das Wort Kat (pl. Katte) als Bezeichnung der Deckschanzen in einer Bastion." (Vgl. auch Langfeldt in Nr. 10 d. Bl.) Diese Abstammung des Namens paßt für Schleswig, möglicherweise auch für Hadersleben und Lund („eine alte dänische Stadt"), also doch nur für eine kleine Anzahl dieser Namen. Welche Abstammung die richtige ist, wird wohl unentschieden bleiben müssen. Möglich ist, daß beide gleichberechtigt sind, und an einem Orte von dieser, an einem andern von jener ausgegangen worden ist, je nach Lage und Umständen. Schließlich wäre noch die Möglichkeit einer Übertragung des Namens von einem Orte zum andern, etwa nach rein äußerlicher Ähnlichkeit einer kleinen Straße oder eines Platzes, anzunehmen. So möchte ich z. B. diesen Namen in dem kleinen Orte Zeven als übertragen ansehen, weil dort die Königin Christine von Schweden (Mitte des 17. Jahrhunderts) eine Zeitlang gewohnt haben soll.

b. Ramsharde. So heißt bekanntlich der nördliche Teil der Stadt Flensburg. Holdt sagt darüber in „Flensburg früher und jetzt" 1884, S. 21: „Ramsharde nahm (mit St. Johannis) bei Entstehung der Stadt mehr den Charakter einer Vorstadt an," und S. 4: „Die Ramsharde wurde 1284 (als Flensburg Stadtrecht erhielt) der Stadt einverleibt." S. 21 in einer Note fügt er hinzu: „Der Name Ramsharde findet sich auch bei andern Städten für Gassen und Bezirke, die ursprünglich im Burgrechte lagen, z. B. in Apenrade, Assens usw." Das ist eine oft gehörte Annahme, die aber nicht überall zutrifft. In Flensburg war also die Ramsharde schon 1284 vorhanden; das Schloß (Duburg) wurde aber erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts erbaut. In Apenrade liegt die Ramsharde auch nicht in der Nähe des Schlosses. — Die angezogene Schrift „Mellem Ostersø og Vesterhav" giebt an, daß auch der Name Ramsharde vorkomme in Nestved (auf Seeland), Odense, Kjerteminde, Assens und Svendborg (auf Fühnen) „und mehreren dänischen Städten." Ob bei allen diesen Städten je ein Schloß oder eine Burg gewesen ist, kann ich nicht sagen, bezweifle es aber, und dann kann auch hier die von Holdt angegebene Auffassung nicht überall zutreffen. Da aber nach Dr. Wolff (s. Langfeldt) der Name in Flensburg erst 1451 urkundlich vorkommt, ist der Stadtteil wohl erst durch die Befestigung abgeschnitten worden. — Die dänische Schrift faßt die Ramsharden überall als Vorstädte auf, mit dem in „irgend einem Buche" gefundenen Zusatz, daß der Name „Rams" auf die niedrigeren („ringere") Teile der Bevölkerung hindeuten solle, welche ihren Aufenthalt „außen vor der Stadt" hatten. — Interessant ist eine auf diese im Volke lebende Anschauung hinweisende spätere Übertragung dieses Namens. Zwei Gewährsmänner schreiben nämlich, daß ein Teil der langen Straße in Arnis „im Volksmunde" Ramsharde genannt werde, und der eine fügt hinzu, daß er dort von alten Leuten erfahren habe, der Name sei erst in den Jahren 1830—40 aufgekommen und zwar aus folgender Veranlassung: „In der betreffenden Gegend dieser Straße wohnten damals zwei „Kopenhagenfahrer," die stets in Zank und Streit lebten, weil jeder den andern im Handel zu übervorteilen suchte. Dies wurde bald ortsbekannt und veranlaßte die Benennung."

Das wäre denn das bis jetzt erreichte Resultat dieser meiner Nachforschungen. Einstweilen wird damit die Sache wohl als abgethan ruhen müssen.

Flensburg, im November 1899. J. J. Callsen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.



Digitized by Google